O
I
145.

Nat

1885

Ad Biblioth. aul. Eichstett.

7c.
7

Natürliche Geschichte des Erdbodens

darinnen

von der Geschichte der Vögel und Fledermäuse, wie auch von dem Zeugungsgeschäfte der Thiere

umständlich gehandelt wird

für

junge Leute beyderley Geschlechts

verfertiget

von

Abbe Saurl

der Arzneywissenschaft Doctorn, und Correspondenten der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Montpellier.

BIBLIOTHEK DER STADT AUGSBURG

Dritten Theils erste Abtheilung.

Nürnberg,
in der Martin Jakob Bauerischen Buchhandlung.
1782.

Antrittsrede

von

Johann Gottlieb Fichte

Professor der Philosophie an der Universität zu Jena.

Berlin,
in der Vossischen Buchhandlung.
1794.

Vorbericht.

Endlich liefern wir von der Naturgeschichte des Herrn Abbe Sauri die Geschichte der Vögel; und man wird auch in diesem Theile verschiedene Vögel beschrieben finden, die man in der Naturgeschichte des Herrn von Büffon vergeblich suchet. Der Verfasser hat sich auch bei dieser Art von Thieren vorzüglich bei solchen Gegenständen verweilet, die der Aufmerksamkeit des Liebhabers und Forschers der Natur am würdigsten zu seyn schienen. Sehr unwahrscheinliche Erzehlungen von der List gewisser Vögel hat er geflissentlich übergangen; z. E. die Erzehlung des Cardinals Polignac in seinem Gedichte wider den Lucrez, wo er im sechsten Gesange sagt, daß ein Geier einsmals einen Adler angefallen, und ihm eine Feder ausgerauft habe, welcher ienen dafür einige Zeit nachher aller seiner Federn beraubte. Der Geier sann unter der Zeit, bis ihm seine Federn wieder wuchsen, auf Rache. Er fand auf einer alten Brücke ein Loch, wo er nur mit Mühe durchkommen konnte, welches er etlichemal nacheinander wiederholte. Endlich forderte der Geier seinen Feind heraus, ergrif die Flucht, und fuhr durch das Loch der Brücke, der Adler, welcher ihm nachfahren wollte, blieb darinn stecken, und ehe er sich los machen konnte, kam der Geier wieder unter der Brücke hervor, und raufte ihm gleichfalls alle Federn aus. Die polnischen Staroſten, wel-

che Augenzeugen gewesen seyn sollen, belustigten sich sehr an diesem Schauspiele. Ein Nachtvogel, der auf die Ratten- und Mäuseiagd ausgieng, brach diesen Thieren die Beine, ohne ihnen das Leben zu nehmen: darnach brachte er sie in einen hohlen Baum, wo er sie so lange mit gutem Futter versahe, bis sie sehr fett waren, daß er sie mit guter Musse verzehren konnte.

Man wird zwar in diesem Theile auch verschiedene Beispiele von dem Instinct gewisser Vögel finden, die beinahe menschliche List zeigen, aber der Verfasser giebt es für nichts an, als für thierischen Instinct. Daß diese Naturgeschichte nicht mit Kupfern gezieret ist, davon giebt Herr Sauri selbst folgenden Grund an: ohne illuminirte Figuren kann man sich nicht den gehörigen Begrif von einem Thiere, absonderlich von einem Vogel, machen, und dieß würde das Buch für gemeine Leser zu kostbar gemacht haben; die Reichen aber können sich diese Figuren, die man gewöhnlich in einzeln Blättern haben kann, darzu kaufen.

In der Uebersezung hat man diesem Theile die Einleitung zu den vierfüßigen Thieren, welche vorzüglich von dem Zeugungsgeschäfte handelt, angehängt, um die Bände, so viel möglich einander gleich zu machen. Der vierte und lezte Theil wird diesem in der Jubilatemesse 1783 ohnfehlbar folgen.

Geschrieben im Monat März
1782.

Einleitung,

von den Vögeln überhaupt.

Die natürliche Geschichte der Vögel ist schwerer und unvollkommener, als die Geschichte der vierfüssigen Thiere; es werden sehr viele Beobachter in allen Theilen des Erdbodens, und durch verschiedene Jahrhunderte mit vieler Sorgfalt angestellte Beobachtungen darzu erfordert: noch kennen wir nicht die Sitten der Vögel in China, Monomotapa, in dem innern Theil von Afrika, in den Südländern; wir wissen nicht einmal, was unsere Wachteln in der Barbarey, und unsere Schwalben in Senegal machen. Beynahe alle Thiere fürchten den Menschen und fliehen vor ihm; das Gepräge der Hoheit, welches die Hand des Allmächtigen auf seine Stirn gezeichnet, flößt ihnen Empfindung des Schreckens ein, daß sie seine Blicke nicht auszuhalten vermögen; sie fürchten seine Waffen, und scheuen seine Nachstellungen; diejenige, welche sich durch ihre Stärke vertheidigen könnten, ziehen sich in unzugängliche Einöden, oder in undurchdringliche Wälder; die kleinen, welche uns

leicht entwischen können, leben wider unsern Willen bey uns, nähren sich auf unsere Kosten, und sogar oft von unserm eignen Unterhalte, ohne uns deswegen besser bekannt zu seyn; einige graben sich unterirdische Behältnisse, andere verkriechen sich in die Tiefe des Wassers, und noch andere verliehren sich in der Höhe der Luft, und alle verschwinden sie vor dem König der Erde. Vergeblich würde man ungeheuere Thiergärten anlegen: die meisten Thiere werden durch die Gegenwart des Menschen furchtsam, und durch die Empfindung der Gefangenschaft gequält, und würden also veränderte, gezwungene Sitten zeigen, die der Beobachtung des Philosophen nicht würdig wären. Man kann sich also nicht schmeicheln, daß man die Thiere werde genau kennen lernen, als wenn man sie in dem Stande der Wildheit brobachtet, und ihnen in die Zufluchtsörter folgt, die sie sich selbst gewählet haben; nemlich in den tiefen Hölen, und auf den steilen Klippen, wo sie in vollkommener Freyheit leben; ja man muß sogar darauf bedacht seyn, daß man nicht von ihnen entdeckt werde: denn wenn das Aug des Beobachters nicht einigermassen unsichtbar ist, so verändert es den beobachteten Gegenstand; aber es giebt sehr wenige Thiere, absonderlich unter denen, die mit Flügeln versehen sind, die man auf diese Art leicht studieren könnte; die Gelegenheiten, sie nach ihrem wahren Naturel handeln, und ihre Sitten rein und ohne Zwang zeigen zu sehen, finden sich nur nach und nach; so daß viele Jahrhunderte und ein oftmaliges glückliches Ohngefähr erfordert wer-

den

den, um alle Facta zu vereinigen, die sich auf ein jedes Geschlecht beziehen. Man kann, so zu sagen, die Vögel nicht anderst, und gleichsam durch ein Ohngefähr beobachten; denn die meisten entfliehen, sobald man sich ihnen nähern will; andere, z. E. der Geyer, entziehen sich dem Auge durch ihren hohen Flug, und sind beynahe beständig in den Lüften.

Die Vögel haben meistens bestimmte Zeiten zu ihrer Liebe, im Frühling kommen die Pflanzen wieder hervor, die schlaffenden Insekten wachen wieder auf, und die Erde scheint neues Leben auszuströmen: diese angenehme Jahrszeit scheint hauptsächlich für die Vögel bestimmt zu seyn; sie giebt ihnen neue Munterkeit, die sie zur Fortpflanzung ihres Geschlechts anwenden. Unterdessen können sich unter dem Hausgeflügel die Hähne, die Tauben, die Enten, so wie auch der Hund, der Hammel, und das Pferd, beynahe zu allen Jahrszeiten vermischen. Aber bey den vierfüssigen Thieren sind die Begierden der Liebe viel heftiger; das Männchen sucht das Weibchen mit lebhafter Inbrunst, und einer Art von Raserey auf. Bey den Vögeln, sagt ein berühmter Naturaliste, ist mehr Zärtlichkeit, mehr Anhängigkeit und mehr Moral in der Liebe, obgleich bey ihnen der physische Grund vielleicht noch grösser ist, als bey den vierfüssigen Thieren; schwerlich wird man unter diesen einige Beyspiele der ehelichen Keuschheit, und noch weniger der natürlichen Sorgfalt für ihre Erstgeburt anführen können; da hingegen bey den Vögeln die entgegen gesetzten Beyspiele selten sind, denn alle,

die in unsern Hühnerhöfen und einige andere ausgenommen, scheinen sich durch einen beständigen Vertrag zu vereinigen, der wenigstens so lange dauert, bis ihre Jungen erzogen sind.

Die Vögel stellen, so zu sagen, alles vor, was in einer rechtschaffenen Haushaltung vorgeht: eine Liebe mit ungetheilter Zuneigung, und die sich nachher nur über die Familie verbreitet. Dieß kömmt, wie man leicht einsieht, von dem Bedürfniß her, daß man sich mit einander um die gemeinschaftlichen Arbeiten bekümmern muß. Da sich aber unter den Menschen das Bedürfnis der Arbeit nur in der zweyten Klasse befindet, und die in der ersten davon frey seyn können, so haben Untreue und Gleichgültigkeit gar bald die Oberhand erhalten. Bey den vierfüssigen Thieren ist, so zu sagen, nur eine physische Liebe, keine Anhängigkeit zwischen dem Männchen und Weibchen. Wenn das Männchen genossen hat, so trennt es sich von dem Weibchen, entweder, um sich zu erholen, oder andere aufzusuchen; da giebt es keinen Hausvater, keinen Ehemann, denn es verkennet seine Kinder und sein Weib; das Weibchen selbst, wenn es sich mehrern überlassen hat, erwartet von keinem Hülfe, die Last der Geburt und der Erziehung bleibt ihm alleine. Doch hat es viele Neigung gegen die Jungen; und diese Empfindung dauert länger, als bey den Vögeln, die sehr schnell wachsen, und in kurzer Zeit ihre Mutter entbehren können.

Es giebt sogar Gattungen unter den vierfüssigen Thieren, bey denen diese Empfindung erst durch

eine

eine neue Liebe erstickt wird, und wo das Weibchen die Jungen von zwo oder drey Zuchten führt und für sie sorgt. Das Reh kann als ein Muster der ehelichen Treue angesehen werden; aber überhaupt genommen, findet man bey den Vögeln in der Liebe mehr Beständigkeit, als bey den vierfüssigen Thieren. Die Heyrath und diese Art von moralischer Liebe scheinet bey den Vögeln von einer gewissen Nothwendigkeit einer gemeinschäftlichen Arbeit herzukommen, wie wir oben bemerkt haben; diejenigen, welche kein Nest bauen, sich nicht begatten oder gleichsam ehelichen, und sich ohne Unterschied vermischen, wie wir in unsern Hühnerhöfen bemerken, bey diesen hat das Männchen bloß mehr Aufmerksamkeit für seine Weibchen, als die vierfüssigen Thiere nicht haben. Man begreift leicht, daß das Männchen nur deswegen also handelt, weil die Zeit der Liebe nicht eingeschränkt ist, weil die Legzeit länger dauert, weil die Weibchen nicht eher zu bruten verlangen, als bis ihre Kraft zur Zeugung beynahe erschöpft ist; zu diesen Gründen wollen wir noch setzen, daß das Hausgeflügel nicht nöthig hat, ein Nest zu seiner Sicherheit zu bauen, oder um sich den Augen zu entziehen; die Nahrung, welche ihnen der Mensch reichet, macht ihnen keine Unruhe; und wir finden bey ihnen die schlimmen Folgen des Reichthums, und die Würkungen des Luxus: Faulheit und Unmässigkeit.

Ein Hahn ist leicht für zwölf und funfzehn Hühner hinlänglich, und befruchtet durch ein Tretten so viel Eyer, als eine Henne in zwanzig Tagen le-

gen kann. Eine gute Henne kann vom Frühling bis in Herbst hundert Eyer legen, da hingegen ein Hahn und eine Henne in ihrer natürlichen Wildheit nicht mehr hervorbringen, als unsere Wachteln und unsere Rebhühner, nemlich ohngefähr zwanzig. Es legen freylich verschiedene Gattungen von Vögeln zwey- oder gar dreymal in einem Sommer; aber die Anzahl der Eyer ist bey allen diesen Gattungen geringer, und die Brutzeit bey einigen auch kürzer: also sind die Vögel in der That nicht fruchtbarer, als die vierfüssigen Thiere, ob sie gleich insgemein dafür ausgegeben werden. Die Turteltauben, ꝛc. ꝛc. legen nicht mehr als zwey Eyer; die grossen Raubvögel legen nicht mehr als drey oder vier; die meisten übrigen Vögel fünf oder sechs; und die Hühner allein, nebst den übrigen hühnerartigen, als da sind die Rebhühner, die Wachteln, die indianischen Hennen, die Pfauen, die Fasanen legen sie in grösserer Anzahl.

Die Vögel, die beständig mit ihren Bedürfnissen beschäftigt, unruhig und furchtsam sind, bedienen sich nicht ihrer ganzen Zeugungskraft: sie scheinen die Würkungen derselben einzuschränken, und sie den Umständen, worin sie sich befinden, anzupassen; z. E. wenn ein Vogel sein Nest gebaut und seine Eyer gelegt hat, so sorgt er blos für die Erhaltung seiner Eyer, und bringt die übrige Jahrszeit mit der Brut und der Erziehung der Jungen zu; wenn man aber seine Eyer zerbricht, sein Nest zerstört, so baut er bald wieder ein anders und legt

noch

noch einige Eyer, aber in geringerer Anzahl als das erstemal: und wenn man dies zweyte Werk wieder zerstört, so wird er wieder frisch bauen und wieder Eyer legen, aber allezeit weniger; das zweyte und dritte Legen würde also nicht statt gefunden haben, wenn das erste glücklich gewesen wäre, und man sollte fast glauben, daß er sich des Zeugungsvergnügens nur deswegen beraubt habe, damit er die natürliche Pflicht, für seine Familie zu sorgen, erfüllen konnte. Die Pflicht siegt also auch hier über die Leidenschaft, und die Sorgfalt über die Liebe. Der Vogel scheint der letzten Empfindung mehr zu gebieten, als der ersten, als welcher er wenigstens allezeit vorzüglich gehorchet; er kann nur mit Gewalt von der Sorge für seine Jungen abgehalten werden; und den Vergnügungen der Liebe entsagt er gerne, ob er gleich gar wohl im Stande ist, sie zu geniessen.

Die Testikeln der Vögel verwelken und verschwinden gleichsam, wenn die Zeit der Liebe vorbey ist, wenn sie wiederkehrt, so vergrössern sie sich mehr, als man nach dem Maaße ihres Körpers vermuthen sollte: die Akademisten in Paris haben einen gemeinen Adler zergliedert, in welchem sie so groß waren, als eine Erbse. In dem Strauß sind sie nach dem Verhältniß wie eins zu vier — acht, verschieden, ohne Zweifel nach Beschaffenheit der Jahrszeit, des Alters, der Natur der Krankheit, welche vor dem Tode hergehet. Sie sind auch in Ansehung der äusserlichen Gestalt verschieden, aber der innere Bau ist beständig einerley, sie liegen über den Nieren, ein

wenig mehr links als rechts; G. Warren glaubt Saamenbläschen entdeckt zu haben. Bey den Menschen und den vierfüssigen Thieren ist die Dauer ihres Lebens mit der Zeit, die zum Wachsthum ihres Körpers erfordert wird, verhältnißmäßig: und man bemerkt auch, daß sie die Zeugungskraft erst mit hinlänglichem Wachsthum ihres Körpers erhalten. Bey den Vögeln ist das Wachsthum schneller, und die Zeugung frühzeitiger: ein junger Vogel kann seine Füße gebrauchen, so bald er aus der Schale kriecht, und kurze Zeit darnach auch seine Flügel; das ist, er kann gleich bey seiner Geburt gehen, und fünf Wochen darnach fliegen. Ein Hahn kann in einem Alter von vier Monaten zeugen, ob er gleich erst nach einem Jahr sein völliges Wachsthum erreicht. Kleinere Vögel erreichen es in fünf Monaten; so daß die Vögel, in Vergleichung mit den vierfüssigen Thieren, schneller wachsen und länger leben; denn da die Dauer des Lebens bey den vierfüssigen Thieren und dem Menschen gemeiniglich sechs bis siebenmal so lange ist, als die Zeit ihres Wachsthums gedauert hat, so scheint es, daß der Hahn, oder der Papegei, die nur ein Jahr lang wachsen, sechs oder sieben Jahr leben sollten; und ein Hänfling, der nur fünf Monate zu wachsen hat, sollte nur drey oder vier Jahre leben: da man doch eingeschlossene Hänflinge von vierzehn und funfzehn Jahren, Hähne von zwanzig Jahren, und Papegeien von dreyßig Jahren sieht. Aldrovandus erzählt, daß eine Taube zwey und zwanzig Jahr gelebt, und erst die sechs letzten Jahre ihres Lebens

bens zu zeugen aufgehört hätte. Willugby versichert, daß die Distelfinken drey und zwanzig Jahre leben, man hat sogar erzählt, daß eine Gans achtzig und ein Schwan drey hundert Jahre gelebt hätte. Die Beine der Vögel sind mehr ausgehohlt, als die Beine der vierfüssigen Thiere, und verhältnißmäßig viel leichter, welches nicht nur zu dem schnellen Fluge, sondern auch zu der Dauer ihres Lebens vieles beyträgt; da ihre Beine weniger fest und leichter sind, und mehr Zwischenräumchen haben, so verstopfen sie sich nicht so bald, wie bey den vierfüssigen Thieren; nun ist aber die Verstopfung dieser Beinsubstanz die Ursache des natürlichen Todes. Die Fische, deren Beine auch zäher, biegsamer und leichter sind, leben auch länger; und aus eben diesem Grunde leben die Weibspersonen länger, als die Mannspersonen.

Die Vögel sind viel reiner in ihrer Liebe, und die Mittel, sie zu befriedigen, sind einfacher, als bey den vierfüssigen Thieren; sie haben nur eine Art, sich zu begatten: es giebt Gattungen, wie z. E. die Henne, da das Weibchen sich setzt und die Füsse zusammen legt; andere, wie z. E. der Spatz, stehen aufrecht auf ihren Beinen. Die Zeit der Vermischung ist bey den Vögeln sehr kurz, und zwar bey denen, die aufrecht stehen, kürzer, als bey denen, die sich niederlassen. Bey den vierfüssigen Thieren ist die Zeit der Vermischung länger, und diese Thiere scheinen alle nur möglichen Stellungen erschöpft zu haben. Das Weibchen des Elephanten legt sich nicht auf den Rü-

cken, wie man lange Zeit geglaubt hat; aber das Weibchen des Camels setzt sich auf die Hinterfüsse: Der Igel vermischt sich Gesicht auf Gesicht, aufrecht oder liegend: der Widder, der Stier, die Pferde, wie schon jedermann bekannt ist; und die Affen auf alle mögliche Arten. Die Vögel haben überhaupt mehr Sittliches als die vierfüssigen Thiere; diejenigen, welche sich von Erdfrüchten nähren, leben in Familien, suchen die Gesellschaft ihres gleichen, formiren zahlreiche Hauffen, und haben keine andern Streitigkeiten, als wegen ihrer Liebe und wegen ihrer Jungen; wegen der Wahl der Nahrung sind sie sehr gleichgültig, kauen nicht, kosten nicht, was sie essen, haben einen sehr stumpfen Geschmack, wissen fast keinen Unterschied, und vergiften sich oft durch ihre Nahrung. Von den Vögeln, so wie von den vierfüssigen Thieren kann man sagen, daß die meisten von denen, die sich von Pflanzen und andern magern Nahrungsmitteln nähren, auch Fleisch essen können. Diejenigen, welche von Körnern leben, suchen begierig Insekten, Würmer, und Fleischstückchen; die Nachtigallen, welche nichts als Insekten essen, werden mit Fleisch gefüttert; die Nachteulen stossen auf die Nachtschmetterlinge; die Fleischfressenden Vögel sind, wenn sie kein ordentliches Fleisch haben können, auch mit kriechenden Thieren, Kröten, Fischen zufrieden; und die meisten von den Körnerfressenden sind in ihrem ersten Alter mit Insekten ernährt worden.

Der Geruch ist bey den Thieren vollkommener als bey den Menschen; der Geruch des Geiers und des Raben ist weit schlechter, als der Geruch des Fuchsen und des Hundes; aber der Gallinazzo (ein sehr gefressiger Rab in Amerika, der sich vom Aas nähret) hat einen so feinen Geruch, daß man sagt, er rieche sein Futter in einer Entfernung von 2 bis 3 Stunden. Ueberhaupt scheinen die Fleischfressenden Vögel mehr Geruch zu haben, als die andern; und wegen des guten Geruchs scheinen sie auch einen bessern Geschmack zu haben, als die andern. Der Straus verschluckt nur deswegen Sachen, die ihm keine Nahrung geben, und die ihm noch überdieß viel Böses zufügen können, weil er des Geschmacks beraubt ist. Diese Meinung ist um so viel wahrscheinlicher, weil ihre Zunge, welche die geschicktesten Anatomisten untersucht haben, mit allen den feinen und nervichten Papillen nicht versehen zu seyn scheinet, in welchen, nach aller Wahrscheinlichkeit, der Sinn des Geschmacks seinen Sitz hat: ja ich wollte glauben, sagt Herr von Buffon, daß er auch einen sehr stumpfen Geruch habe, denn dieser Sinn dienet den Thieren gemeiniglich, um ihre Nahrung zu unterscheiden, und der Straus hat so wenig Unterscheidungskraft, daß er nicht nur Eisen, Kieselsteine, Glas, sondern auch Kupfer, welches einen so übeln Geschmack hat, verschluckt; und Valisnieri hat einen gesehen, der umgekommen war, weil er eine grosse Menge ungelöschten Kalk gefressen hatte. Die Hühnerartigen und andere, welche Körner fressen, die keine sehr empfindlichen Werkzeuge

des Geschmacks haben, verschlucken viele kleine Steine, die sie wahrscheinlich für Körner halten, wenn sie unter diese gemischt sind, aber wenn man ihnen eine gewisse Anzahl solcher kleiner Steine statt ihres Futters vorwirft, so werden sie vor Hunger sterben, ohne nur einen zu verschlucken; noch weniger würden sie den frischen Kalk berühren: und daraus kann man schliessen, daß der Straus einer von den Vögeln ist, bey dem die Sinnen des Geschmacks, des Geruchs, und selbst des Gefühls in den innern Theilen des Mauls sehr grob und stumpf sind; und also muß man gestehen, daß er sich in diesen Stücken weit von der Natur der vierfüssigen Thiere entferne.

Aber das Gesicht ist überhaupt bey den Vögeln vollkommener als bey den vierfüssigen Thieren, ohne dieß würden sie sich niemals ihrer Leichtigkeit bedienen, oder einen schnellen Flug nehmen; in der Furcht eines Anstosses oder unvorhergesehenen Widerstandes würden sie nur ganz langsam flattern. Vögel mit einem kurzen Gesichte und schnellem Fluge würden bald umkommen; und es ist zu vermuthen, daß diejenigen, welche einen kürzern und langsamern Flug haben, auch mit einem schwächern Gesichte versehen sind. Man bemerkt sogar unter den vierfüssigen Thieren, daß diejenigen, welche man Faulthiere nennt, bedeckte Augen und ein kurzes Gesicht haben und sehr langsam gehen. Die Begriffe der Bewegung, nemlich von der verhältnißmäßigen Geschwindigkeit, von der Größe des Zwischenraums, von den Verhältnissen der Tiefen und Höhen, von der Ungleichheit der

Ober-

Oberflächen, sind bey dem Vogel bestimmter als bey dem vierfüssigen Thiere: so hat man auch bemerkt, daß bey den Vögeln die Augen verhältnißmäßig grö-ßer sind, als bey den Menschen und den vierfüssigen Thieren; sie haben, wie bekannt, zwo Membra-nen mehr, eine äussere und eine innere, die sich bey den Menschen nicht befinden; die erstere *), nemlich die äussere von diesen zwo Membranen, liegt in dem gro-ßen Winkel des Auges, und kann als eine zweyte Wimper angesehen werden, die durchsichtiger ist, als die erste; ihr Gebrauch ist, die Haarhaut zu reinigen und zu poliren, und das Licht zu mäßigen, und folg-lich die Empfindlichkeit ihrer Augen zu schonen. Die zweyte liegt im Grunde des Auges, unter dem nez-förmigen Häutlein, und scheint eine Ausbreitung des Sehnervens zu seyn, und da er die Eindrücke des Lichts unmittelbarer auffängt, so muß er auch em-pfindlicher seyn, als bey andern Thieren; und das ist diese Reizbarkeit, welche das Gesicht der Vögel voll-kommener und schärfer macht. Ein Sperber, sagt Herr von **Buffon**, sieht von einer ausserordentli-chen Höhe herab eine Lerche auf einer Erdscholle, die ein Mensch oder ein Hund nicht entdecken können. Ein Geier, der sich so hoch aufschwingt, daß wir ihn aus dem Gesichte verlieren, entdeckt von da kleine Eidechsen, Feldmäuse, Vögel, und wählt sich die-jeni-

*) Diese äussere Wimper findet man bey verschiedenen vier-füssigen Thieren, aber bey den meisten ist sie nicht be-weglich, wie bey den Vögeln

jenigen, auf welche er stossen will, und dieses vortrefliche Gesicht in die Entfernung ist auch zugleich eben so accurat und genau; denn da das Aug zu gleicher Zeit sehr biegsam und empfindlich ist, so erhebt es sich, oder wird plat, schließt oder öfnet sich, verengert oder erweitert sich, und nimmt leicht, schnell und abwechslend alle Gestalten an, die bey einem jeden Lichte und in verschiedenen Entfernungen zur Bewegung und zum deutlich sehen nothwendig sind. Da der Sinn des Gesichts allein einen durchlaufenen Raum mit einem andern vergleichen kann, und die Vögel zur Bewegung am geschicktesten sind, so müssen auch die Sinnen, welche sie leiten, vollkommener und sicherer seyn; und da sie in sehr kurzer Zeit einen sehr grossen Raum durchlaufen können, so müssen sie auch die Weite und die Grenzen sehen *). Bey der Nachteule ist das Aug sehr empfindlich, und bey dem Beinbrecher, welchen Aristoteles unter die Nachtvögel setzt, hat es eine ganz besondere Bildung, denn seine Augen sind von den Augen der Nachtvögel und der Tagvögel unterschieden.

Die,

---

*) Ein Vogel kann sich in einer Stunde zwanzig französische Meilen weit bewegen. Man weiß die Geschichte von dem Falken Heinrich des 2ten, der n 24 Stunden von Fontainebleau nach Maltha geflogen ist. Der Falke des Herzogs von Lerma flog in 16 Stunden von Andalusien in die Insel Teneriffa eine Strecke von 250 französischen Meilen. Die Vögel machen leicht also große Reisen und in sehr kurzer Zeit: zuweilen kommen sie

auch

Dieser Vogel hat die Hornhaut mit einer sehr dünnen Membrane überzogen, welche mitten auf der Pupilla das Ansehen des weißen Starrs hat, und welche mit einem durchsichtigen Ring umgeben ist; er jagt bey Tag und bey Nacht, aber er hat keinen so hohen und schnellen Flug, wie der Adler, ob man ihm gleich den Namen Bartadler gegeben hat, wegen eines Federbarts unten am Kiene; er lebt von Fleisch und Fischen, er stößt junge Ziegen, Lämmer, Gänse, Hasen, und auch Fische, er legt nur zwey Eyer, und soll gewöhnlich nur ein Junges erziehen.

Der Sinn des Gehörs ist bey den Vögeln vollkommener, als bey den vierfüssigen Thieren; man kann es aus der Leichtigkeit abnehmen, mit welcher sie eine Reihe von Tönen wiederholen, und die menschliche Stimme nachahmen, und aus dem Vergnügen, das sie am Singen haben. Die nächtlichen Raubvögel scheinen ein besseres Gehör zu haben, als alle andere Vögel, sie haben grössere Ohrenmuscheln; sie haben auch mehr scheinbares und mehr Bewegung in diesem Organon, das sie durch ein besonders Vorrecht schliessen und öfnen können, welches sonst keinem Thiere gegeben ist.

Leo

---

auch in Länder, wo ihnen das Clima nicht anständig zu seyn scheinet. Den 2ten Febr. 1775 wurde in einer nördlichen Provinz in Schweden ein Seevogel aus den südlichen Ländern geschossen. Diese Sache scheinet um so wunderbarer zu seyn, weil man niemals, auch nicht in der größten Sommerhize einen Vogel von dieser Gattung in einer solchen Polhöhe gesehen hat.

Leo Afrikanus behauptet, daß der Straus des Gehörs beraubt sey; aber es ist wahrscheinlich, daß er entweder nur in gewissen Umständen, z. E. in der Zeit der Liebe taub ist, oder daß man zuweilen der Taubheit zugeschrieben, was doch nur eine Würkung der Dummheit war. Ueberhaupt ist bey dem Vogel das Gesicht der erste oder der vollkommenste Sinn; das Gehör ist der zweyte; das Gefühl der dritte, der aber wegen der Schwülen an seinen Fingern sehr unvollkommen ist; der Geschmack und Geruch die letzten. Aber bey den Menschen ist das Gefühl der erste, der Geschmack der zweyte, das Gesicht der dritte, das Gehör der vierte, und der Geruch der fünfte; da hingegen bey den vierfüssigen Thieren der Geruch der erste ist, der Geschmack der zweyte, oder diese zween Sinne scheinen vielmehr nur einer zu seyn; das Gesicht der dritte, das Gehör der vierte, und das Gefühl der letzte.

Die Vögel mausen sich, wie die vierfüssigen Thiere; dieß ist eine Krankheit, woran sie oft sterben; in dieser Zeit bringt keiner nichts hervor; eine Henne, wenn sie noch so gut gefüttert wird, hört alsdann auf zu legen. Ueberhaupt alle Vögel mausen sich in dem ersten Jahr ihres Alters; und die Farben ihrer Federn sind nach dieser ersten Mausezeit gewöhnlich sehr von derjenigen unterschieden, die sie vorher hatten: diese Veränderung der Farben nach dem ersten Alter ist überhaupt in der Natur sehr gemein, und erstreckt sich auch auf die vierfüssigen Thiere, welche, wenn sie die ersten Haare verlieren, auch gemeiniglich ihre Farbe

ändern. Bey den Raubvögeln ändert diese erste Maus die Farben, ihre Austheilung und Lage so sehr, daß man sich nicht wundern darf, daß unsere Namenverzeichnisse, worinn die Geschichte der Vögel beynahe ganz vernachlässiget ist, einen und eben denselben Vogel in seinem Zustande vor der Maus und nach derselben als verschiedene Gattungen angegeben haben; nach dieser ersten Veränderung zeigt sich noch eine beträchtliche bey der zweyten, und auch oft noch bey der dritten Maus; so daß wegen dieser einzigen Ursache der Vogel von einem halben Jahre, der von anderthalb Jahren und der von dritthalb Jahren, obgleich immer derselbige, drey verschiedene Vögel zu seyn scheinen, absonderlich bey denen, welche ihre Geschichte nicht studirt haben, und kein anders Hülfsmittel kennen, als die Farben.

Die Weibchen der vierfüssigen Thiere haben, ohne die eheliche Treue zu kennen, eine beständige Zärtlichkeit für ihre Jungen; die Weibchen der Vögel fangen die Nester an, und müssen vorzüglich brüten; fast bey allen, auch bey den sanftmüthigsten Thieren, hat das Weibchen eine Wildheit zur Vertheidigung ihrer Jungen, und die Wuth einer Henne zur Vertheidigung ihrer Küchlein ist bekannt.

Die Weibchen der Raubvögel sind um ein Drittel grösser als die Männchen, weswegen sie franz. Tiercelets lat. Tertiarii genennt werden; die Eyer scheinen hier nicht, wie bey den Insekten, die Ursache von der vorzüglichen Grösse des Weibchens zu seyn,

weil sie bey den Hennen, Fasanen, indischen Hennen, Wachteln, Rebhühnern, nicht statt findet, da doch diese Weibchen viel mehr Eyer legen als die Raubvögel. Man hat bemerkt, daß das Adlerweibchen zween blinde Darm (caecum) zween Zolle lang habe, welcher Darm dem Männchen fehlet. Ein berühmter Naturaliste muthmasset, daß dieß die Ursache der vorzüglichern Grösse der Weibchen vor den Männchen bey den Raubvögeln ist, als welche gar keinen oder doch nur einen geringen blinden Darm haben. Dem sey, wie ihm wolle, so sind die Weibchen der Raubvögel weniger fruchtbar als der andern Vögel: man hat auch angemerkt, daß die Weibchen länger leben, als die Männchen, und daß sie bey den Vögeln mehr zum Stillschweigen geneigt sind, als die Männchen; aber alle Welt weiß, daß unter den Menschen das Gegentheil statt findet.

Unter den Vögeln kennet man eine grosse Menge, welche alle Jahr das Clima verändern, welche den Sommer und den Winter in einem andern Lande zubringen. Die Schwalbe läßt sich im Frühling in unsern Gegenden sehen, und verschwindet nach fünf oder sechs Monaten wieder. Viele behaupten, daß sie in warme Länder ziehe, um die Zeit unsers Winters daselbst zuzubringen; hingegen andere glauben, sie lege sich in Sümpfe, wo sie bis zur Wiederkehr der schönen Jahrszeit erstarrt bleibt. Wahr ist es, daß man vierfüssige Thiere kennet, deren Blut erkaltet und ohngefähr die Mässigung der Luft erhält, so daß diese im Winter in eine Art von Er-

starrung fallen, welches vermuthen lassen könnte, daß es den Vögeln eben so begegne; unterdessen hat Herr **Adanson** bey seinem Aufenthalt in Senegal beständig gesehen, daß die Schwalben, zu eben dieser Zeit daselbst ankommen, wenn sie aus unsern Gegenden wegziehen, und daß sie eben dieses Land im Frühling wieder verlassen. Aber was will man andern Theils, sagt Herr von **Buffon**, wider ziemlich genaue Zeugnisse solcher Leute einwenden, welche gesehen haben, wie sich die Schwalben in Hauffen sammlen, und sich bey Annäherung des Winters in das Wasser verkriechen; welche nicht nur gesehen haben, wie sie hinein gefahren sind, sondern auch wie man sie aus dem Wasser und sogar unter dem Eise mit Netzen wiederum heraus gezogen hat? Was soll man denen antworten, welche sie in diesem Zustande der Erschlaffung gesehen haben, wie sie nach und nach Bewegung und ihre natürliche Munterkeit erhalten, wenn man sie an einen warmen Ort gelegt, oder mit Vorsicht den Feuer genähert hat? Ich finde nur ein Mittel diese Erfahrungen zu vereinigen, wenn man nemlich sagt: die Schwalbe, welche erstarrt, ist eine andere, als die, welche zieht, es sind zwo verschiedene Gattungen, die man aus Mangel einer genauen Vergleichung nicht von einander unterschieden hat. Unter den Streichvögeln bewegen sich diejenigen, die auf ihrem Zuge gefangen werden, sehr heftig; aber die Umstände der Wanderungen sind bey verschiedenen Gattungen verschieden; und die Kälte hat keinen Einfluß auf das Streichen der Drosseln.

Die Raubvögel sind Liebhaber der Jagd, haben einen hohen Flug, starke Beine und Flügel, ein scharfes Gesicht, einen dicken Kopf, eine fleischerne Zunge, einen einfachen und membraneusen Magen, kürzere und engere Eingeweide, als die andern Vögel, einen gekrümmten Schnabel, und an jedem Fuße vier wohl abgetheilte Finger. Sie halten sich in öden Gebürgen auf, bauen ihre Nester auf die höchsten Bäume und in die Löcher der Steinklippen; sie sind mehr oder weniger gewohnt ihre Jungen eher aus dem Neste zu stossen, als die andern, und zu einer Zeit, da sie ihrer Hülfe noch benöthigt zu seyn scheinen; sie haben eine wilde Seele, sie hören das Geschrey ihrer Jungen mit Ungedult; und wenn sie keinen Raub finden können, so stossen sie dieselbigen aus, schlagen sie, und zuweilen tödten sie dieselben in einer Art von Wuth, die durch das Elend verursacht wird; aus eben diesem Grunde formiren sie keine zahlreiche Gesellschaft; doch leben sie gepaart, auch nach der Zeit der Brunst, aber niemals in Familien. Viele Leute glauben, daß sie sich verbergen, wenn sie trinken wollen.

Unter den Raubvögeln unterscheidet sich vorzüglich der Contur durch seine Stärke, und durch seinen Muth; er trägt ein ganzes Schaf davon, und verzehrt es, er fällt die Hirschen und selbst die Menschen an; aber er nährt sich auch von Regenwürmern; er hat einen braunen ungezähnelten Kamm, die Kehle mit einer rothen Haut bedeckt, seine Federn sind weiß und schwarz, und einige haben auch unten am Bauch

rothe;

rothe; diesen Vogel trift man in der alten und neuen Welt, er hält sich in den Gebürgen auf, wovon er nur in der Regenzeit sich herab begiebt, er hat in einem höhern Grad das Vermögen zu fliegen, als die Adler, seine ausgebreiteten Flügel betragen achtzehen bis zwanzig Fuß, der Kopf ist mit einem kurzen Flaum bedeckt, der Körper, der Schnabel und die Klauen sind seiner Stärke angemessen.

Unter den Nachtvögeln, die vom Raube leben, ist kein so furchtbarer bekannt. Ein Nachtvogel sieht weder in dicker Finsterniß, noch am hellen Tage; dann ist sein Gesicht so umnebelt, daß er immer an einem Orte bleiben muß, ohne sich zu regen; und wenn er mit Gewalt von seinem Platz getrieben wird, so nimmt er nur einen kurzen Lauf, und einen langsamen Flug, aus Furcht, sich anzustossen. Die übrigen Vögel bedienen sich dieser Lage, ihn zu insultiren; die Finken, die Meisen, die Rothkehlchen und die Drosseln, die Amseln, die Aelstern kommen ihm ganz nahe, stossen und schlagen ihn; man sollte glauben, er getraue sich nicht sich zu vertheidigen, die schwächsten Feinde sind am verwegensten, ihn zu quälen, und am hartnäckigsten, ihn zu verspotten *). Man findet aber doch

*). Der Piscator in den Antillen des P. Dutertre stößt blos auf die Fische, und nicht auf die Vögel, demohngeachtet versammlen sich diese häufig und verfolgen ihn so lange mit ihren Schnäbeln, bis er sich aus der Gegend entfernet. Die Kinder der Wilden ziehen ihn groß, um sich seiner zur Fischerey zu bedienen.

dergleichen Nachtvögel, welche bey Tag sehr deutlich sehen; der Uhu siehet so helle, daß er am Tag fliegen und sich sehr weit entfernen kann. Die kleinste Gattung der Nachteulen gehet lange Zeit nach Aufgang und vor Untergang der Sonne auf Raub aus, und fängt die kleinen Vögel, und der grosse Uhu in Nordamerika fängt, wie man sagt, die weissen jungen Hühner am hellen Tage, auch dann, wann der Schnee die Klarheit des Tags noch vermehrt.

Die Uhu kann man in die erste Reihe der Nachtvögel sezen; dieses Thier hat einen ungeheuren Kopf, der mit Büschen geziert ist, die dritthalb Zolle lang sind, sein Schnabel ist kurz und stark, die Finger stark, und die Füsse bis an die Nägel haarig, im Fluge fünf Fuß breit; er nährt sich von Hasen, Caninchen, Feldmäusen, Fledermäusen, kriechenden Thieren, die Beine und die Häute wirft er durch den Schnabel wieder aus, er streitet mit dem Bußhard, und sezt sich wider ganze Hauffen von Krähen.

Nach dem Herrn von Buffon haben die Raubvögel gewöhnlich keinen Kropf, und auch keinen blinden Darm, ihre Eingeweide sind nicht so groß, wie bey den Vögeln, die sich von Vegetabilien nähren; sie haben einen vollkommnern Geruch und Geschmack als die andern, und ihre Zunge hat mehr Aehnlichkeit mit den Zungen der vierfüssigen Thiere; die gefressigsten essen Kröten, kriechende Thiere, Fische, wenn sie kein Fleisch haben. Nur ohngefähr der funfzehnde Theil der Landvögel frißt Fleisch, da es unter den

vier-

vierfüssigen Thieren mehr als zwey Drittel ausmacht, hingegen giebt es auch sehr viele Vögel, die eine grosse Verwüstung in den Wassern anrichten, da unter den vierfüssigen Thieren nur die Fischotter, die Biber und die Seekälber sich von Fischen nähren. Das Geschlecht der Löwen, der Tiger, der Pantherthiere, der Leoparden, wilde und zahme Kazen, u. s. w. das Geschlecht der Hunde, Wölfe, Füchse &c. das Geschlecht der Hyänen, Zibetthiere, Jenetkazen, &c. die noch zahlreichern Geschlechter der Marder, Iltisse, Hermeline, Wiesel, Zobelthiere, &c. das Geschlecht der Fledermäuse, darzu man noch alle Arten von Ratten setzen kann, welche zu schwach sind, andere anzugreiffen, und einander selbst auffressen: diese machen eine weit grössere Anzahl aus, als die Adler, die Geier, die Sperber, die Falken und die Raben, die Uhu und die Nachteulen, welche Vögel sich allein mit Fleisch zu sättigen verlangen; und unter diesen giebt es noch viele, als die Geier, die Raben, die sich lieber von Aas als von lebendigen Thieren sättigen; so daß also nicht der funfzehnde Theil von allen Vögeln zusamm fleischfressend ist, da sie bey den vierfüssigen Thieren über ein Drittel ausmachen. Unter dem Namen der fleischfressenden Vögel begreiffen wir die nicht, welche von Fischen leben.

Die Wasservögel sind mit sehr vielen Federn und mit einem sehr feinen Flaum versehen; sie haben auch nahe am Schwanze Drüsen, die voll öligter Materie sind, womit sie ihren Federn einen Glanz geben, deren Leichtigkeit, so wie auch die Leichtigkeit

ihrer Beine, die Gestalt ihres Körpers, und die Häute, welche die Zehen an ihren Füssen verbinden, ihnen das Schwimmen sehr erleichtert; man zehlet über drey hundert Gattungen von Vögeln mit Schwimmhäuten und das Element des Wassers scheint mehr für die Vögel als für die vierfüssigen Thiere zu seyn. Die fischfressenden Vögel werfen durch den Schnabel die Gräte und die Schuppen der Fische in kleinen Ballen wieder aus.

Wenn wir die vierfüssigen Thiere mit den Vögeln vergleichen wollen, so werden wir finden, daß diese viel wärmer und fruchtbarer sind, als die vierfüssigen Thiere, und können sich also leichter mit den nahen Gattungen vermischen, und fruchtbare Bastarte hervor bringen, woraus eine sehr grosse Vervielfältigung der Gattungen folgt *) die sich vielleicht auf funfzehnhundert oder zwey tausend erstrecken kann, da die Gattungen der vierfüssigen Thiere nicht über zwey hundert steigen. Die vierfüssigen Thiere nähern sich den Vö-

*) Man sieht oft einen von Hühnern abgesonderten Hahn einen Capaunen, einen andern Hahn, einen wälschen Hahn, eine Ente tretten: der Fasan gebraucht die Henne; in den Vogelhäusern suchen der Zeisig, und der Canariebogel, der rothe und der gemeine Hänfling und der Distelfink einander, um sich zu vermischen; und wer weiß alles, was in der Brunstzeit in dem Innersten der Wälder und der Wüsteneyen vorgeht? wer wird jemals die Bastartarten, die sich fortpflanzen, von den ordentlichen absondern und ihre Zahl bestimmen können?

Vögeln durch die Fledermäuse; den Walltfischartigen durch die Seekälber, Seekühe, Seebären, dem Menschen durch den Ourang-outang; den kriechenden Thieren, durch die grossen Ameisen. Die Vögel sind geschickter sich zu bewegen, als die vierfüssigen Thiere; und ein Vogel vom hohen Fluge kann alle Tage einen vier, bis fünfmal längern Weg zurücklegen, als das schnellste vierfüssige Thier; sie haben überhaupt eine angenehmere und stärkere Stimme, als die vierfüssigen Thiere; und es giebt einige, die man eine Stunde weit aus der Luft herab hören kann; einen Pfauen hört man weiter als einen Ochsen, und eine Nachtigall kann mit ihrer Stimme noch einmal so viel Raum ausfüllen, als eine Menschenstimme; sie können ihre Neigungen in einer grössern Entfernung zu erkennen geben, und sie durch mehr Zeichen, nemlich durch ihre biegsame Stimme ausdrücken; aber es giebt ein physisches Verhältniß zwischen den Organen der Stimme und der Zeugung; denn die ersten sind nicht mehr in Uebung, so bald die letztern zu würken aufhören. Der Vogel hat stärkere Brustmuskeln, als ein jedes anders Thier, und daher bewegt er seine Flügel schneller und stärker, als der Mensch seine Arme. Die grössere oder geringere Leichtigkeit des Fluges, die Schnelligkeit und die Richtung hängen von der Stärke der Brustmuskeln ab, von dem Umfange der Flügel und des Schwanzes, von der Dicke und Schwere des Vogels. Die grossen (und vielleicht auch die kleinen) haben die Kunst, sich im Fliegen aufzublasen; sie haben einen gewissen

Vorrath von Luft, um ihren Körper mehr oder weniger auszudehnen. Bey den meisten Wasservögeln, die eine sehr starke Stimme haben, giebt die Luftröhre einen Nachhall, weil sich das Kehldeckelchen unten an diesem Canale befindet. Es giebt noch viele andere Merkwürdigkeiten an diesen Thieren; man wird sie in der besondern Geschichte einer jeden Gattung finden.

Natürliche Geschichte der Vögel.

Herr Klein theilet die Vögel in acht Familien ein, die erste begreift diejenigen, welche nur zwey Zehen vorwärts und keine hinterwärts haben: z. E. der Straus; die zweite schließt in sich diejenigen, die drey Zehen vorn und keine hinten haben: z. E. der Trappe, der Amerikanische Straus, u. s. w. Die Vögel der dritten Familie haben vier Zehen, zwey vorwärts und die andern hinterwärts gerichtet: als da sind die Gugucks, die Papegeien sc. In die vierte kann man die Vögel mit vier Zehen, drey vorn und einer hinten setzen: z. E. die Singvögel, die Adler, die Geier, sc. Die fünfte begreift die Patschfüssigen mit vier Zehen, drey vorn und eine hinten, als da sind der Taucher, die Ente. In die sechste kann man die Patschfüssigen mit vier Zehen vorwärts setzen; z. E. der Scerab, der Pelecan, sc. welche alle die Zehen mit einer Schwimmhaut verbunden haben. Die siebente Familie hat auch Patschfüsse und drey Zehen vorwärts; und endlich die achte Ordnung hat gezackte Schwimmhäute, aber lose oder nur halb verbundene Zehen, meistens drey vorwärts und eine hinterwärts, aber, diese synoptische Beschreibung bey Seite, wollen wir uns blos mit dem beschäftigen, was an den Vögeln merkwürdig ist, z. E. mit ihrer

Lebens.

Lebensart, mit der Verschiedenheit ihrer Farben, nach den Jahrszeiten, mit ihrem Gesange, u. s. w.

Unter den Vögeln findet man die Männchen geiler, als die Weibchen, und die Weibchen verliebter, als die Männchen. Der Frühling scheint die bestimmte Zeit ihrer Brunst zu seyn; die Testickeln der Männchen schwellen in dieser Zeit beträchtlich auf, sie singen melodisch; und die Weibchen scheinen denen von ihrer Gattung den Vorzug zu geben, die am meisten singen. Die Vögel scheinen einander zu verstehen, und man bemerkt, daß sie in dem Stande der Wildheit beständig einander antworten. Diese Vögel singen gewöhnlich nur zwey und einen halben Monat im Jahr, oder so lang als die Nahrung im Ueberfluß ist, überdies haben auch nur die Männchen von einigen Gattungen diesen Vortheil, und es giebt viele Vögel, die niemals singen. Man behauptet, daß es viele Vögel gebe, welche singen, um ihre Weibchen in der beschwerlichen Brutzeit zu ergözen. Unter den Singvögeln giebt es einige, welche, wenn sie abgerichtet sind, nicht nur immer einerley Noten und Töne nachahmen, sondern auch Wörter und kurze Redensarten, die man ihnen oft wiederholt hat, nachsprechen. Die Römer und Griechen haben sich sehr mit dieser Kunst beschäftigt. Wann die Vögel in diese Singzeit tretten, so ändert sich die Farbe ihres Schnabels, stuffenweise; aber von dem Hahn behauptet man, daß er niemals krähe, wenn sein Kopf nicht schön roth ist. Die Hänflinge und die Finken haben alsdann einen dunkelblauen Schnabel;

er wird wieder bleich, wenn die Singzeit vorbei ist: die castrirten Vögel singen nicht. Der Papegei scheint das beste Gedächtniß zu haben, und er spricht die Worte deutlicher aus, als ein jeder anderer Vogel. Aus den Beobachtungen weiß man, daß der Biß der zu einem gewissen Grad des Zorns gereitzten Vögel, absonderlich in der Brunstzeit, giftig und zuweilen tödlich ist. Nicht alle Männchen flattern ihre Weibchen auf einerley Art, die einen drücken sie gegen die Erde, die andern halten sie aufrecht. Es scheint, sagt ein Naturaliste, daß die Männchen das Weibchen nur stark drücken, z. E. der Hahn, die Sperlinge, die Tauben, ꝛc. die eine sehr kurze Ruthe haben; andre, z. E. der Straus, die Ente, die Gans, ꝛc. haben in der That ein Zeugungslied von beträchtlicher Grösse; bey diesen Gattungen ist die Vermischung nicht zweideutig. Ja es scheint sehr wahrscheinlich zu seyn, daß bey allen Gattungen das Männchen einen befruchtenden Saft fahren läßt, der in den Körper des Weibchens dringt. Wenn die Begattung vorbey ist, so leben die meisten die ganze übrige Zeit des Jahrs bis zur Wiederkehr des Herbstes in Gesellschaft beysamm.

Die Weibchen der Vögel brüten ihre Eyer durch ihre eigene Wärme so lange, bis die Jungen ausschliefen. Einige Vögel legen des Jahrs nur einmal; andere legen zu allen Zeiten des Jahrs ohne Unterschied Eyer, deren Anzahl bey einer jeden Gattung einigermassen bestimmt zu seyn scheinet; denn wenn man einige wegnimmt, so machen sie die Zahl

zur Brut wieder voll, wie man es vorzüglich bey den Schwalben, den Enten und den Sperlingen bemerken kann. So bald die Hühner vierzehn, oder funfzehn Eyer beysamm haben, so fangen sie an zu brüten; wenn man sie ihnen hingegen alle Tage wegnimmt, so legen sie wohl vier- oder fünfmal so viel. Unter den Vögeln haben diejenigen, welche ihre Jungen ernähren, gemeiniglich nur eine geringe Anzahl, da hingegen diejenigen, deren Junge, so bald sie das Licht erblicken, selbst fressen, wohl funfzehn, achtzehn und zuweilen noch mehr haben.

Einige Vögel bauen ihre Nester unter das Gras auf die platte Erde; andere hängen sie an die Bäume oder an die Gesträuche, andere bauen sie in die Erde, andere in das Schilf, andere, wie die Adler, in die Felsenklüfte; sie mögen sie aber hin machen, wo sie wollen, so sind sie allezeit in einer gewissen Sicherheit. Aussen ist das Nest von groben Materien, als Dornen, Binsen, u. dergl. welche den Grund abgeben: auf diese erste Lage breiten, schlingen und flechten sie in die Rundung feinere Materialien, die so geordnet sind, daß sie den Insekten und den Winden den Eingang verschliessen, und die geschickt sind, eine angenehme Wärme um sie und ihre Jungen herum zu erhalten. Das Inwendige an dem Neste der Meise ist mit Flaum ausgefüttert, das Aussere mit Moos, Wolle, Spinnenweben, die mit vieler Kunst ineinander geschlungen sind, erbauet. Die Amsel und der Wiedehopf überziehen ihr Nest inwendig mit einer kleinen Lage Mörtel, welche alles

zusamm hält, und welche durch Hülfe ein wenig Haares oder Mooses, das sie frisch daran befestigen, einen sehr räumlichen Aufenthalt formirt. Die Schwalben machen ihre Nester mit genetztem Staube. Wenn die Nester gebaut sind, so legen die Weibchen ihre Eyer hinein, und brüten Tag und Nacht mit so viel Gedult darüber, daß sie lieber Hunger leiden, als dieselben blos lassen, und ausgehen, um Futter zu suchen. Sie zeigen Muth, wenn es darauf ankömmt, daß sie ihre Jungen vertheidigen oder ihre Eyer retten sollen. Die Heftigkeit, welche die Hühner zum brüten haben, ist sehr merkwürdig; wenn sie dieses Feuer belebt, so glutzen sie, bewegen sich schnell, lassen die Flügel hängen, und suchen überall Eyer, die sie bebrüten können.

In dem Ey unterscheidet man leicht den Dotter, welcher in der Mitte ist, das erste Weisse, welches den Dotter umgiebt, ein zweites Weisses, in welchem die ganze mittlere Masse schwimmt, die Ligamenten, welche den Dotter im Mittelpunct des Eyes halten, die Membrane, welche den Dotter umschließt, diejenige, welche das erste Weisse, und eine dritte nebst einer vierten, welche das Ganze umgeben. Auf der Membrane, welche den Dotter umgiebt, ist der wahre Keim, wo sich das Küchlein im kleinen befindet. Es hat schon da alle seine Organe, aber platt, unausgebildet, und in einem kleinen Raume verwickelt; so bald der geringste Theil des Lebensgeistes, welcher es beleben soll, durch die Hüllen bis an das Herz gedrungen ist, dann lebt das Küchlein, und alles fängt

an

an sich in demselbigen zu bewegen. In Ansehung des Lebensgeistes, wie er sich durch die Poren der Membranen des Vogels, noch in seinem Eye, zieht, hat es, so zu sagen, beynahe einerley Verhältniß, wie mit dem Fötus in der Gebährmutter; mit der Art, wie das Küchlein seine Nahrungskraft bekommt, verhält es sich ohngefähr eben so; alle diese kleinen Canäle, die vorher platt waren, schwellen auf, alles empfängt Nahrung, und das Küchlein fängt an zu wachsen. Das Kleine nährt sich anfangs von dem Weissen, und hernach wenn es stärker ist, von dem Dotter. Der Keim, wo sich das Küchlein bildet, ist beynahe immer in dem Mittelpunkte des Eyes, und oben gegen die Mutter zu, um von derselbigen die nöthige Wärme zu erhalten. Wenn man von einem Ligamente zum andern eine Linie zöge, so würde sie gerade durch den Mittelpunkt des Dotters laufen, so daß der kleine Theil des Dotters, wo der Keim liegt, nothwendig gegen den Bauch des Vogels, welcher das Ey bebrütet, gekehrt bleibt, da der andere grössere und schwerere Theil sich allezeit gegen die Tiefe senkt. Wenn der Schnabel des kleinen Vogels hart geworden ist, so zerbricht er sein Haus, und wenn er zum Vorschein kömmt, so hat er seinen Bauch voll Dotter, der ihm noch einige Zeit zur Nahrung dienet. Man behauptet, daß die jungen Vögel nicht eher fliegen, als bis sie sieben Tage alt sind, aber sie verstehen sogleich den Ruf oder das Geschrey der Mutter und des Vaters, welche ihnen Nahrung bringen.

Bey den Sperlingen und Tauben brüten das Weibchen und das Männchen wechselsweise. Wenn die Enten ihres Futters wegen die Eyer verlassen müssen, so raufen sie sich Federn aus, um sie zu bedecken. Die Männchen von den Raben und Krähen bringen ihren Weibchen Futter, wenn sie brüten; die Tauben, sowohl Männchen als Weibchen, erweichen die Körner in ihrem Kropfe, die sie ihren Jungen in den Schnabel geben, damit diese sie desto leichter verdauen können. Die Schubuteulen bauen ihre Nester auf steile Berge, wo sie den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, damit sich das Aas, welches sie zutragen, bald in eine Art von Brei verwandelt, der geschickt ist, ihre Jungen zu nähren. Der Guguck legt seine Eyer in das Nest anderer Vögel, und überläßt ihnen die Sorge, sie auszubrüten; aber kaum hat der Guguck einige Tage gelebt, so frißt er die Jungen des Vogels in dem Neste, das ihm zur Wiege gedient hat, und zuweilen verzehrt er auch seine vermeinte Mutter. Bey dem Guguck liegt der Magen in dem untern Theile des Bauches, und bedeckt die Eingeweide, so daß bey dem Brüten der Magen durch die Schwere seines Körpers gegen die Eyer gedruckt würde, welches ihm eine schmerzhafte und der Verdauung entgegen lauffende Druckung verursachen müßte. Der Guguck wählt sich, um sein Ey zu legen, nicht das Nest eines fleischfressenden Vogels, der sein Junges verzehren würde, sondern das Nest eines kleinen Vogels, z. E. des Hänflings, der Meise, des Zaunkönigs, u. dergl.

Wenn wir den Guguck ausnehmen, so scheinen alle Vögel eine grosse Neigung für ihre Jungen zu haben: die Grasmücke und die Nachtigall stellen ihre Concerte ein, um Nahrung für ihre Jungen zu suchen, die sie ihnen sehr gleich austheilen. Eine gefressige und unersättliche Henne hat nichts mehr für sich eigen, so bald sie Junge bekömmt; sie bietet allen Gefahren Trotz zur Vertheidigung ihrer Familie. Wenn die Indianische Henne in der Luft einen Raubvogel gewahr wird, so läßt sie ein Klaggeschrey hören, welches die Jungen erinnert, daß sie sich unter Gebüsche verkriechen und sich todt stellen sollen; wenn sich der Raubvogel nicht mehr sehen läßt, so erhebt sie ein anderes Geschrey, um die Jungen wieder zu erfreuen. Wenn die jungen Grünlinge ausgeschlofen sind, so werden sie von der Mutter und dem Vater unerschrocken gegen diejenigen vertheidiget, welche die Brut wegnehmen.

Der Pelekan wohnt in dürren Wüsteneyen, und baut sein Nest an Orte, die weit vom Meer entfernet sind. Aber er ist mit einem weiten und tiefen Sacke versehen, den er mit so viel Wasser füllet, als hinlänglich ist, sein und seiner Jungen Durst viele Tage zu stillen. Ein Patschvogel in Norwegen, ein graues Wasserhuhn lebt auf Kosten der Meven, und fällt die Seelerchen so lang an, bis sie aus Furcht den Mist fahren lassen: dann erhascht er ihre Excremente, ehe sie in das Wasser fallen, und frißt sie begierig, wie eine köstliche Speise. Aber Albin glaubt mit mehr Wahrscheinlichkeit, daß dieses Wasserhuhn ih-

nen

nen den Fisch abnimmt, den sie eben gefangen haben, indem er sie zwingt, denselben wieder auszuspeien. Er hat etwas ähnliches in Westindien gesehen, wo es einen Vogel unter dem Namen Kriegsschif giebt, welcher einen Vogel, der eine Beute erhascht hat, so lange plagt, bis er sie wieder von sich geben mus, und er erhascht sie allezeit in der Luft. Herr Anderson sagt, daß es eine grosse Seemeve gebe, welche einen vortreflichen Fisch, der in Irland unter dem Namen Sunmagen bekannt ist, sehr geschickt aus dem Wasser zu ziehen weiß. Dieser Raubvogel, welcher die Gestalt eines Raben hat, trägt seinen Fisch, sobald er ihn gefangen, an das Land, wo er nichts als die Leber verzehrt, und das übrige liegen läßt. Die kleinen Vögel suchen den gemeinen Wegerich auf, ein Kraut, welches man überall findet, und das nach der Erndte im Ueberfluß auf den Feldern ist. Der Same davon fällt auf die Erde, und wird von den Vögeln, die Körner fressen, aufgelesen; aber die grossen Raubvögel leben von kleinen vierfüssigen Thieren, und von verschiedenen kleinen Vögeln: die feigern und schwächern unter ihnen fressen das Aas, wo sie es antreffen. Wenn wir dem Belon glauben, so reinigen die Störche und die Falken Aegypten von einer Menge Frösche, von denen das ganze Land nach dem Austretten des Nils bedeckt ist; diese Vögel fangen auch die Ratten weg, welche Palästina beunruhigen. Die schwachen Vögel spotten der List ihrer Feinde durch einen Flug, der ihnen eigen ist: wenn z. E. die Taube so flöge wie der Sperber, so

würde sie fast niemals seinen Klauen entgehen. Die Vögel, welche sich von Insekten nähren, wie die Schwalben, begeben sich alle Jahr unter ein sanfters Clima, wenn die nördlichen Lande, wo sie den Sommer zugebracht haben, mit Schnee und Eis bedeckt sind. Die Zeit der Abreise ist für eine jede Gattung bestimmt; sie versammlen sich in Hauffen, und machen sich auf den Weg, wo sie eine Art von Disciplin beobachten. In der letztern Pest zu Marseille verliessen sie diese Stadt, und kamen nicht eher wieder, als bis dieses Uebel vorbey war. Diese Beobachtung ist dem System derer günstig, welche behaupten, daß das Gift der Pest hauptsächlich durch die Respiration von einem Körper in den andern übergehe, und daß es sich in der Luft befinde. Die Pest ist vor etlichen Jahren durch eine Krähe nach Italien gebracht worden. Da dieser Vogel daselbst sehr selten ist, so wurde er von verschiedenen Personen begierig aufgefangen, aber von sieben und zwanzig, welche die Gesellschaft ausmachten, und die Krähe berührten, sind sechzehen gestorben. Wenn der Staar in Schweden gegen das Ende des Sommers keine so grosse Menge Würmer mehr findet, wie vorher, so geht er alle Jahr nach Scandinavien, Teutschland und Dänemark. Die Grünlinge halten ihr Winterquartier in Afrika; denn man sieht, wie sie nach Malta, und im Frühling wieder zurück ziehen. Wenn sie in unser Clima kommen, so verzehren sie die Raupen, die Würmer, die Käfer; aber nach den Feigen, Kirschen und Erbsen sind sie am begierigsten.

Es giebt eine Art Schwalben, welche, nach dem Herrn von Buffon, in der kalten Jahrszeit in den Steinbrüchen, Löchern der Mauern und Bäume erstarrt liegen, und in welchen das Blut wahrscheinlich von eben der Natur ist, wie bey den Thieren, welche den Winter, ohne Nahrung zu nehmen, zu bringen, in welchen die peristaltische Bewegung der Eingeweide aufhört, wie Lister beobachtet hat; und dieß ist die Ursache, daß sie in dieser Zeit nicht vom Hunger geplagt werden. Ihr Blut, welches nicht gerinnet, wie das Blut der andern Thiere, scheint geschickter zum Umlauf zu seyn. Einige Beobachter behaupten, daß sich die Schwalben auf das Schilf in den Teichen setzen, sich in Hauffen zusamm legen, und sich in die Tiefe des Wassers hinab lassen, wo sie bis zur Wiederkehr der schönen Jahrszeit gleichsam ohne Bewegung und ohne Leben bleiben. Aber es scheinet, daß die Haus- oder Stadt-Schwalben, und vielleicht auch andere Gattungen, Europa im Herbste verlassen, und sich in wärmere Erdstriche von Afrika begeben. Ihre Wiederkunft verkündigt uns den Frühling; und wenn diese Vögel niedrig fliegen und an der Erde weg streichen, so ist es ein Zeichen des Regens: sie fliegen also, entweder um dem Winde auszuweichen, oder um Fliegen und andere Insekten, die ihre Nahrung sind, zu fangen. Wenn sie abziehen wollen, so versammlen sich die Hausschwalben vorher an den Ufern eines Teiches, oder in den Weinbergen auf den Pfälen, und gehen bey der Nacht oder sehr früh in der Stille ab, aber an einem hei-

tern Tage. Die Kraniche bringen den Winter in den südlichen Ländern zu, aber nach dem Winter kehren sie in nördliche Gegenden zurück. Im Herbste sieht man in den Sümpfen von Pohlen eine ungeheuere Menge Gänse, Enten und Schwanen, welche sich auf verschiedenen Flüssen in das schwarze Meer begeben, dessen gesalzenes Wasser nicht gefriert. Der Krumschnabel zieht sich alle Jahr im Herbste nach Italien. Die Ente von Island geht im Monat April nach Schweden, und setzt ihren Lauf bis in das weisse Meer fort.

Unter dem Schlunde der Vögel findet man einen Sack, welcher Kropf genennet wird; darinn bewahren sie ihre Speisen auf; und der Saft, in welchem sie in diesem Kropfe schwimmen, befördert die erste Verdauung. Der Magen ist ein musculeuser Sack, wo nur wenige Nahrung auf einmal hinein kommt, und wo die Verdauung vollkommen wird, oft mit Hülfe eines kleinen Sandes, und der Kieselsteine, welche der Vogel verschluckt, um die Speise bess ser zu zermalmen und vielleicht auch, um den Durchgang frey zu erhalten. Die Verdauung geschieht vermittelst der Auflösung bey den Vögeln, welche, wie der Bußhard, einen häutigen Magen haben, und durch das Reiben bey denen, welche einen Wanst haben. Mit einem Worte, aus den Erfahrungen des Herrn von Reaumur folgt, daß bey den Raubvögeln die Verdauung blos durch die Würkung eines auflösenden Saftes ohne Anzeige eines Reibens geschieht, da hingegen diese letzte Würkung sehr merk-

lich

lich ist und selbst das Hauptmittel der Verdauung zu seyn scheint bey den Vögeln, welche von Körnern leben.

Die Vögel sehen sehr klar, aber die einen mehr als die andern; die einen sehen bey Nacht, die andern sehen bey Tag. Kein Vogel hat, wie man sagt, weder unten noch oben wahre Augenwimpern; es giebt einige, deren oberes Augenlied sich in ihrem Leben nicht herab zieht; sie haben ein drittes Augenlied, welches das Innere genennt wird: es zieht sich zurück, und legt sich in dem grossen Augenwinkel kreuzweis zusamm: der Cristall ist härter als bey den Menschen, nicht so hart wie bey den Fischen und vierfüssigen Thieren, und die gröste Neigung ist hinterwärts. Die Vögel haben zwey Löcher auf dem Schnabel, in welchen der Sinn des Geruchs seinen Siz hat; einige haben den Schnabel gezähnt und oft gebogen, andere gewölbt und schneidend, andere lang und spizig, andere lang und gerade. Alle haben sie gespaltene Federn und an der Haut befestiget. Die Wurzel daran ist hohl: ausser diesen Federn haben sie noch eine Gattung von Haar und Flaum. Man erkennet, daß sich ein Vogel nicht wohl befindet, wenn seine Federn struppig und in Unordnung sind; diese Krankheit kömmt öfters von der Maus her, welche in der Veränderung ihrer Federn besteht, welches alle Jahr einmal geschieht; dieß ist für sie ein kritischer, und zuweilen ein tödlicher Umstand. Die Maus findet alsdann statt, wenn die Röhren der Federn keine Nahrung mehr ziehen und trocken werden. Der Nahrungssaft zieht sich alsdann zu dem Keim der

neuen Feder, welche die alte, an deren unterm Ende sie sich befindet, ausstößt und ihren Platz einnimmt. Die Vögel legen in diesem Stande der Krankheit niemals, und zuweilen leidet auch die Farbe der Federn Veränderungen. Die grossen Federn des Schwanzes sind immer an der Zahl gleich, die Vögel, welche wenig oder gar keinen Schwanz haben, fliegen schwer; diejenigen, welche einen kurzen Schwanz und lange Füsse haben, strecken die Füsse hinten aus, wenn sie fliegen; die Vögel mit grossem Schwanze lassen sie hängen oder ziehen sie an den Körper. Die Raubvögel, und die, welche grosse Flügel haben, gehen schwer. Es giebt einige, sagt ein geschickter Naturaliste, welche ihre Flügel im Fluge an sich ziehen, wenn sie nur einen Schlag in die Luft gethan haben; andere können nicht fliegen, wenn sie die Flügel nicht oft bewegen; andere fliegen durch Absätze, oder durch Sprünge, noch andere scheinen in der Luft wegzuglitschen, oder sie gleichförmig zu durchschneiden: diese gehen allezeit an der Erde, jene erheben sich bis an die Wolken; diese erheben sich mit einem Geschrey von der Erde, jene machen nicht das gringste Geräusche: die einen erheben sich gerade von der Erde in die Höhe, andere können sich nicht erheben, ohne vorher zu lauffen, noch andere gehen von erhabenen Orten aus; einige können in ihrem Fluge abwechseln, sie gehen in einer schiefen oder krummen Linie, oder scheinen zu fallen, und auf einmal wieder zu steigen, gleichsam unbeweglich zu schweben, dann wieder gerade auffahren, sich

links

links und rechts wenden, den Weg wieder zuruck machen, u. s. w. Viele gehen Schritt für Schritt, wie die Pfauen, andere lauffend: andere hüpfend; wie die Aelster; noch andere können nicht auf der Erde gehen, und hören daher nicht auf zu fliegen, oder halten nur kurze Zeit stille. Dieser Flug erfordert sehr starke Brustmuskeln; Die Arme der Menschen wären zu dieser Unternehmung nicht stark genug, und man muß die Unwissenden, welche die Kunst zu fliegen erfinden wollen, in die Classe derer setzen, welche nach einem perpetuum Mobile oder einer Universalarzney suchen. Die grossen Vögel besitzen die Kunst, sich aufzublasen, und im Fliegen allezeit einen Vorrath von Luft in sich zu haben; die Wasservögel machen ihren Körper mehr oder weniger leicht, grösser, wenn sie schwimmen, und kleiner, wenn sie sich untertauchen. Nicht alle Vögel können fliegen; der Straus breitet seine Flügel aus und bewegt sie, um seinen Lauf zu beschleunigen. Die Vögel welche in der Erde scharren, besitzen die Kunst den Staub mit ihren Flügeln zu erheben, und sich damit zu bestreuen, damit sie sich von dem Stiche gewisser Insekten befreyen, die sie quälen, so wie sich die Wasservögel davon frey machen, wenn sie ihre Federn mit Wasser benetzen. Die meisten Vögel halten sich auf einem Beine, wenn sie schlaffen, und ziehen das andere an sich, um es zu wärmen; viele stecken auch im Schlaf ihren Kopf unter einen Flügel.

Die Vögel werden auf verschiedene Art gefangen, mit der Schlinge, mit dem Garn, mit

Leimruthen, u. dergl. Wenn man Vögel mit der Hand fangen will, so mischt man nach einem gewissen Schriftsteller weisse Nießwurz unter das Futter, mit welchem man sie anlocken will: kaum, sagt er, werden sie davon genommen haben, so werden sie ganz betäubt niederfallen; oder man nimmt Körner, thut sie in Weinhefen, oder in ein Decoct weisser Nießwurz und Ochsengalle: mit dieser Lockspeise fängt man Rebhühner, und sogar wilde Gänse und Enten. Die Raben werden auf eine angenehme Art also gefangen: man nehme ein Pfund Fleisch, z. E. Ochsenleber, schneide sie in kleine Stückchen, so groß als eine Nuß; darauf versieht man sich mit einem Buch Papier und einem kleinen Topf mit Vogelleim, und begiebt sich an einen Ort, wo man weis, daß sich viele Raben versammlen; daselbst macht man so viele Düten, als man Stückchen Fleisch hat, und nimmt zu einer jeden Düte einen Bogen Papier, welche unten und oben mit einer Stecknadel zusamm geheftet werden; darein wirft man ein Stückchen Fleisch, und bestreicht die Düte inwendig oben mit Vogelleim; dann setzt man die Düten in verschiedenen Weiten von einander und begiebt sich in einen Hinterhalt: die Raben, welche nach diesem frischen Fleische lüstern sind, werden begierig darüber herfallen, ihren Kopf tief in die Düte stecken, um die unten liegende Beute zu erhaschen, sie werden sich oben in dem Leim verwickeln und ihren Kopf nicht mehr heraus ziehen können, dann denken sie nicht mehr an den Raub, sondern fliegen gerade über sich in die Luft, daß man sie

endlich

endlich aus den Augen verliert. Aber deswegen sind sie noch nicht verlohren, denn kurze Zeit darnach, wenn sie nemlich keine Kräfte mehr haben, fahren sie gerade wieder auf den Platz herunter, wo sie aufgeflogen sind; dann kann man sich ihrer leicht bemächtigen, oder sie tödten, wenn man einen nach den andern mit einem Stock auf den Kopf schlägt: auf diese Art kann man leicht bekommen, so viel man will. Es ist ein wahres Vergnügen, wenn man in einer Minute zehen, zwölf und zuweilen mehr solche Raben auffliegen und hernach einen nach dem andern niederfallen sieht, nachdem einen die Kräfte eher oder später verlassen. Man fängt in einem Morgen oft sechzig, und darzu ist ein Pfund Fleisch hinlänglich; denn weil die Düte tief ist, so können sie das Stückchen Fleisch auf dem Boden nicht erreichen. Ueberdieß sind sie, also gefangen, so sehr betäubt, daß sie nicht mehr auf die Beute bedacht sind, mit welcher man wieder andere fangen kann *).

Man

*) Wenn man einen Vogel mit schönem Federschmuck gefangen hat, und ihn aufbewahren will, so kan man auf folgende Art verfahren. Man öfnet ihm den Bauch von dem untern Theil der Brust bis an den After mit einer Schere, nimmt die Eingeweide, die Leber und den Magen heraus, und füllt den leeren Platz mit folgender Composition an: ein Pfund Küchensalz, vier Unzen gestossenen Alaun, zwey Unzen gestossenen Pfeffer, alles untereinander gemischt, und die Wunde wieder zusamm genähet, damit die Composition

Man schlägt auch ein leichtes und angenehmes Mittel vor, die Heher zu fangen. Man nimmt einen zahmen Heher, trägt ihn in einem bedeckten Bauer in ein Gehölze, wo es Heher giebt; man gehet hundert oder zweihundert Schritte in den Wald hinein, und wählt einen etwas hellen Platz; darauf nimmt man den Vogel und legt ihn auf den Rücken; mit zwey darzu bereiteten Gabeln wird er mit den zween Flügeln an der Erde befestigt, welche Gabeln also vorwärts in die Erde gesteckt werden, daß er sich, aller

---

tion nicht heraus fällt. Den Schlund des Vogels vom Schnabel bis an den Magen füllet man vermittelst einer Feder mit eben dieser Composition aus. Mit der Spitze der Schere wird der Kopf an der Wurzel der Zunge geöfnet; und wenn das Gehirn heraus genommen ist, so wird das Leere mit eben der Vermischung angefüllt: die Schenckel und die Flügel darf man nicht berühren, sondern man muß sie in ihrer natürlichen Lage lassen. Wenn der Vogel ausgefüllet ist, so wird er zween Tage an den Beinen aufgehängt, damit das Salz desto leichter in die Muskeln und Ligamente dringet, welche die Wirbelbeine zusammhalten. Darnach giebt man ihm die Stellung, welche man haben will, und befestigt ihn mit einem Drat durch den Kopf und durch den Hintern. Die Füsse werden mit Spitzen befestiget; und wenn er einen Monat, um auszutrocknen, in dieser Stellung gewesen ist, so sezt man ihn auf ein hölzernes Stöcklein, wo er an den Füssen mit guten Spitzen befestiget wird; um die Gestalt vollkommner zu machen, kann man ihm geschmelzte Augen einsetzen.

aller Mühe ohngeachtet, nicht in Freyheit setzen kann. Man muß den Vogel ja nicht verletzen, damit man ihn öfter gebrauchen kann. Wenn der Heher so hingepflanzt ist, so begiebt man sich in das Gehölze, daß man wenig gesehen werden, und doch alles beobachten kann. Auf das Geschrey des befestigten Hehers werden sich alle Vögel dieser Art, die sich auf eine kleine Stunde in der Rundung befinden, versammlen, und an den Ort kommen, wo ihr Camerade in einer so üblen Lage ist; sie werden auf die Erde nieder fliegen, um ihn herum hüpfen und sich ohne Mißtrauen nähern: der befestigte Vogel, welcher den Kopf und die Füsse frey haben muß, wird in Verzweiflung seyn, wenn er siehet, daß er unter dem ganzen Haufen allein der Unglückliche ist, und wird nicht unterlassen, denjenigen, welcher ihm am nächsten kommt, zu ergreiffen, und gewieß nicht wieder los lassen. Das Geschrey, welches der neue gefangene erheben wird, zeigt an, daß jener seinen Fang gemacht hat; darauf geht man aus seinem Hinterhalt hervor, und nimmt die Beute weg; alle Heher fliegen sogleich davon, aber man darf versichert seyn, daß sie sich nicht weit entfernen: man geht wieder in das Gebüsche zurück, und die weggescheuchten Vögel werden auch bald wieder kommen; der Lockvogel wird nicht ermangeln, einen zweiten zu erhaschen, und so weiter; wenn der Heher geschont wird, so kann er seine Dienste bey mehrern Jagden verrichten. Da man, bey einer ähnlichen Jagd, auch eine Amsel gefangen hat, so ist wahrscheinlich, daß man diese Art zu fangen auch bey

andern schreienden Vögeln, z. E. bey den Azeln anwenden kann; die Erfahrung würde es bald lehren.

In Island fängt man die Falken und andere Raubvögel, vermittelst darzu abgerichteter Vögel, die auf der Erde in Kefichen stehen. Diese Vögel entdecken den Falken in der Luft in einer unglaublichen Entfernung, und geben ihrem Herrn, der in einer ganz vergrünten Hütte verborgen ist, Nachricht davon; dieser läßt sogleich eine an einem Bindfaden befestigte Taube fliegen; der Falk, welcher sie entdeckt, stößt sogleich auf sie. Er wird lebendig in einem Garn gefangen, in welchem man ihn geschickt zu verwickeln weiß. Die Könige und Fürsten vergnügen sich oft mit der Falkenjagd; aber es ist nicht so leicht, diesen Vogel abzurichten. Man pflegt sie erstlich an den Füssen zu beschlagen, und einen Ring daran zu befestigen, auf welchen der Name seines Herrn geschrieben wird: man legt ihm Schellen an, damit man ihn desto eher wieder findet, wenn er sich auf der Jagd verirret; man trägt ihn beständig auf der Faust, und zwingt ihn, zu wachen; wenn er bößartig ist, und sich zur Wehre sezt, so taucht man seinen Kopf in Wasser, endlich zwingt man ihn durch Hunger und Ermüdung, daß er sich den Kopf mit einer Kappe bedecken läßt, welche ihm die Augen blendet. Dieselebung dauert oft drey Tage und drey Nächte nacheinander: nach dieser Zeit machen der Mangel der Bedürfnisse und die Beraubung des Lichtes meistens, daß er den Begrif der Freyheit verliert. Man urtheilt, daß er seine natürliche Wildheit vergessen habe, wenn er sich den

Kopf

Kopf gerne bedecken läßt, und die Lockspeise oder das Fleisch nimmt, welches ihm von Zeit zu Zeit fleisig vorgehalten werden muß; die Wiederhohlung dieser Lectionen versichert endlich den glücklichen Erfolg: da die Bedürfnisse der Grund der Abhängigkeit sind, so sucht man sie zu vermehren, und reinigt ihm den Magen durch kleine Flachskügelchen, die man ihm zu verschlucken giebt, welche seinen Appetit vermehren, der aber alsdann befriediget werden muß; und aus Erkenntlichkeit gewöhnt sich der Vogel an den, welcher ihn gequälet hat. Wenn diese erste Lectionen angeschlagen sind, und sich der Vogel gelehrig bezeigt, so trägt man ihn in den Garten auf einen Rasen; dann entblößt man ihm den Kopf; und mit Hülfe des Fleisches läßt man ihn von selbst auf die Faust hupfen: wenn diese Uebung auch glücklich vorbey ist, so muß man ihm eine Beute sehen lassen, welche aus Füssen und Flügeln zusamm gesetzt ist, deren sich die Falconier bedienen, wenn sie die Vögel zurück rufen wollen, und worauf man ihr Fleisch befestiget; an diese Lock müssen sie nicht nur gewöhnt werden, sondern auch begierig darnach seyn. Wenn der Vogel darauf gefallen ist, und nur ein Stück davon genommen hat, so haben einige Falconier in Gebrauch die Lockspeise weg zu nehmen; aber bey dieser Art läuft man Gefahr, den Vogel abzuschröcken; es ist, wenn er gethan hat, was man wollte, sicherer, ihn ganz zu füttern, und das muß die Belohnung für seine Gelehrigkeit seyn; dieß ist die Lockspeise, auf welche er zurückfallen muß, wenn er sich

in die Lüfte erhoben hat, aber sie würde ohne den Ruf des Falconiers nicht hinlänglich seyn, welcher ihm anzeigt, auf welche Seite er sich wenden muß; diese Lectionen müssen oft wiederhohlt werden. Man muß die Eigenschaft des Vogels wohl zu erkennen trachten, mit demjenigen öfter reden, der auf die Stimme weniger aufmerksam zu seyn scheinet, denjenigen hungern lassen, der nicht begierig auf die Lockspeise fällt; denjenigen lange wachen lassen, der nicht gesellig genug ist; demjenigen oft die Kappe aufsetzen, der diese Art von Unterwürfigkeit scheuet.

Wenn die Geselligkeit und die Gelehrigkeit eines Vogels in dem Garten hinlänglich bestättigt sind, so trägt man ihn aufs freye Feld, aber allezeit an der Schnur befestiget, welche ein Bindfaden ohngefähr zwölf Klafter lang ist; man entblößt ihn; in der Entfernung von einigen Schritten ruft man ihm, und zeigt ihm die Lockspeise, und wenn er darauf fällt, so läßt man ihm ein gutes Stück Fleisch nehmen, um sich seiner noch mehr zu versichern; den folgenden Tag zeigt man sie ihm in einer weitern Entfernung, und dann kömmt er so weit her, als ihm seine Schnur erlaubt; dann muß man den Vogel das Wildpret kennen lehren, auf welches er abgerichtet werden soll, und dazu bedient man sich gemeiniglich eines zahmen; dieß ist die letzte Lection, aber sie muß so oft wiederholet werden, bis man von dem Vogel vollkommen versichert ist; dann macht man ihn von seiner Schnur loß. Sobald die Hunde das Wildpret, welches man suchet, stellen oder aufjagen, so entblößt der

Fal=

Falconier seinen Vogel und wirft ihn in die Luft. Es ist eine anmuthige Sache, wenn man ihn streichen, steigen und so weit in der mittlern Region der Luft sich erheben sieht, daß man ihn aus den Augen verliert. So herrschet er in der Luft, und beobachtet die Bewegung seiner Beute, welche die Entfernung des Feindes sicher gemacht hat, und auf welche er plötzlich wie ein Pfeil herab fährt, und sie zu seinem Herrn bringt, der ihn zurück ruft, und ihm die Eingeweide davon zur Belohnung giebt, und beständig schmeichelt; dadurch gewöhnt man ihn, daß er nicht ganz und gar davon fliegt, wie es doch zuweilen geschieht.

Der Falk wird auf Feder- und anders Wildpret abgerichtet, zuweilen auch auf beedes zugleich. Junge, starke und muthige Falken dressirt man sogar auf das Reh, den Wolf, und das wilde Schwein. Man stopfet die Haut eines solchen Thieres aus, und thut in die Augenöfnungen Speise, die für den Vogel bereitet wird, und hütet sich wohl, daß er keine andere bekömmt: das todte Thier zieht man; und läßt es verschiedene Bewegungen machen, als wenn es noch lebte; nach und nach gewöhnt sich der Falke, sich an dem Kopfe fest zu halten, und der Bewegung ohngeachtet seinen Schnabel in das Aug zu stecken. Wenn man mit dem Vogel auf die Jagd geht, so fällt er auf das erste Thier, das er gewahr wird, und pflanzt sich auf seinen Kopf, um ihm die Augen auszuhacken: auf diese Weise hält er es an, und giebt dem Jäger Zeit herbey zu kommen und es ohne Gefahr zu tödten,

weil es mehr mit dem Vogel als mit dem Jäger beschäftiget ist.

Nun wollen wir von den Vögeln reden, die uns für den Kenner und Liebhaber der Natur die merkwürdigsten zu seyn scheinen. Es würde eine grosse Anzahl Bände erfordert, um alle Arten zu beschreiben, die sich, nach dem Herrn von Buffon, auf funfzehnhundert, oder gar zwey tausend belauffen; wir wollen mit den Raubvögeln den Anfang machen. Die Namenregister der Naturgeschichte zehlen eilf Arten von Raubvögeln in Europa, ausser noch vier andern von diesen verschiedenen, davon man die eine in Afrika, die andere in Ostindien, und die zwey letztern in Brasilien findet.

Der grosse Adler, den Belon auch den Königsadler, oder den König der Vögel nennet, ist der gröste unter allen Adlern; das Weibchen ist von der Spitze des Schnabels bis an das Ende der Füsse ohngefähr drei einen halben Fuß lang, und ohngefähr acht einen halben Fuß mit ausgebreiteten Flügeln; es wiegt wohl achtzehn Pfunde, aber das Männchen ist kleiner und wiegt nicht über zwölf Pfunde. Dieser Vogel hat einen sehr starken Schnabel und ist einem blaulichen Horn ähnlich; seine Klauen sind spizig und schwarz, und die gröste, nemlich die hintere, ist wohl fünf Zolle lang; die Augen sind groß und feurig. Man findet ihn in Griechenland, in Frankreich und in Teutschland, auf den Carpatischen Gebürgen, auf den Pyrenäen, in Ireland, in Arabien

bien, in Africa, in Asien, aber nicht in Amerika. Dieses Thier ist großmüthig, verachtet die kleinen Vögel; nur alsdann, wann es durch ein ungestümes Geschrey der Aelstern und Krähen heraus gefordert wird, entschließt es sich, sie mit dem Tode zu bestraffen. Sein Wildpret verzehrt es beynahe niemals ganz, und läßt, wie der Löw, Trümmer für andere Thiere übrig. Dieser Vogel trägt leicht die Gänse, die Kraniche, die Hasen, die kleinen Lämmer und Ziegen davon; und wenn er noch so hungerig ist, so fällt er niemals auf ein Aas. Wenn er die Kälber anfällt, so weidet er sich mit ihrem Blute und Fleisch auf der Stellé, und trägt Stücke davon in sein Horst: so nennt man sein Nest, welches in der That ganz platt ist, und keine Höhlung, wie das Nest der meisten andern Vögel, hat; er hängt es gemeiniglich zwischen zween Felsen, an trockenen und unzugänglichen Orten. Man versichert, sagt Herr von Buffon, daß der Adler in seinem ganzen Leben nur ein Nest bauet; und es ist in der That ein zu beträchtliches Werk, als das es öfter gebaut werden, und zu feste, als daß es nicht lange Zeit dauern sollte; es ist ohngefähr wie ein Flechtwerck gebaut, von kleinen Stangen oder Stöcken, fünf bis sechs Fuß lang, die an beeden Enden fest aufliegen, und mit biegsamen Aesten durchflochten sind, auf welche verschiedene Lagen von Binsen und Gesträuch gelegt werden; dieses Horst ist etliche Fuß breit, und stark genug, nicht nur den Adler, sein Weibchen, und seine Jungen, sondern auch eine grosse Last von Lebens-

mitteln zu tragen; es ist oben nicht zugedeckt, nur von den vorragenden Felsen hat es einige Bedachung; das Weibchen legt die Eyer in die Mitte dieses Nestes und zwar nicht mehr als zwey oder drey, die es, wie man sagt, in dreyssig Tagen ausbrütet; aber unter diesen Eyern sind auch oft unbefruchtete, und selten trift man drey iunge Adler in einem Neste: gewöhnlich sind nur zwey. Man behauptet sogar, daß die Mutter, wenn sie ein wenig erwachsen sind, das schwächste oder gefressigste von ihren Jungen tödet; der Mangel allein kann diese unnatürliche Empfindung verursachen: wenn Vatter und Mutter für sich selbst nicht hinlängliche Nahrung haben, so suchen sie ihre Familie zu verringern; und so bald die Jungen stark genug sind, daß sie fliegen und sich selbst versorgen können, so jagen sie dieselben weit von sich und erlauben ihnen niemals, wieder zurück zu kommen.

Die Adler sollen über ein Jahrhundert leben, und sie sterben weniger von Alter als von der Unmöglichkeit ihre Nahrung zu nehmen; denn man behauptet, daß sich ihr Schnabel mit dem Alter so sehr krümmt, daß er ihnen unnütz wird: sie trinken sehr selten und vielleicht niemal, wenn sie in Freyheit sind, weil das Blut ihrer Schlachtopfer zu ihrem Durst hinlänglich ist; unterdessen sind ihre Excremente allezeit weich und feuchter, als die Excremente der übrigen Vögel.

Der Kaiser von Tibet hat so hitzige zahme Adler, daß sie die Hasen, Rehe, Gemsen, und Füchse

se anhalten und fangen; er hat so gar einige, welche den Wolf anfallen, und ihn so plagen, daß er leicht gefangen werden kann. Der kleine Adler ist nicht so kühn, denn er fängt gemeiniglich nichts anders als Ratten, Enten, andere geringere Vögel, und der Kranich ist seine stärkste Beute; aber er läßt sich auch leichter zahm machen: wenn dieser Adler zahm von der Faust weg gegen die Erde fliegt, und sich dann in gerader Linie erhebt, so darf man versichert seyn, daß er auf seine Flucht bedacht ist, und man muß ihn eilig durch Vorwerfung seines gewöhnlichen Futters zurück ruffen, wenn er aber über seinen Herrn herum fliegt, ohne sich zu weit zu entfernen; so ist es ein Zeichen der Zuneigung, und daß er nicht entfliehen wird. Das Männchen geht zu der Zeit, wenn das Weibchen seine Eyer und Jungen nicht verlassen kann, allein auf die Jagd, und sorgt für seinen und der Gattin Unterhalt zugleich. Zu andern Zeiten des Jahrs scheinen sich das Männchen, und das Weibchen auf die Jagd zu verstehen: man behauptet, daß das eine aufjagt, wenn das andere sich auf dem Felsen oder auf einem Baume befindet, um das Wildpret im Vorbeyziehen zu erhaschen. Ein gemeiner Vogel von dieser Art hatte einsmals, da er sich in einem Garne gefangen hatte, fünf Wochen ohne einige Nahrung gelebt, und schien in den lezten acht Tagen schwach zu werden; nach dieser Zeit hat man ihn getödtet, um ihn nicht länger schmachten zu lassen.

Die Gattung des Steinadlers scheint aus drey Arten zu bestehen, nemlich der grosse Steinadler, der kleine, und der Steinadler mit weissem Kopfe. Die zween erstern sind nur durch die Grösse voneinander unterschieden; und der letzte scheint von dem ersten nur dadurch unterschieden zu seyn, daß er am Kopf und Hals ein wenig mehr weiß ist. Diese Vögel haben den Schwanz weiß, den ganzen untern Theil der Beine nackt, da sie die Adler bis an die Zehen mit Federn bedeckt haben; diese letztern Vögel haben einen blaulich schwarzen Schnabel, aber die Steinadler haben ihn weiß oder gelb. Der grosse Steinadler ist ohngefähr eben so groß und starck, wie der gemeine Adler, aber er ist viel grausamer, und weniger für seine Jungen eingenommen, welche er aus dem Neste stößt, ehe sie im Stande sind, sich selbst zu versorgen; aber man giebt vor, daß sie der grosse Meeradler in seinen Schutz nehme, und sie erziehe.

Der große Meeradler ist ohngefähr eben so groß als der Königsadler. Seine Klauen oder Nägel sind glänzend schwarz, und formiren einen ganzen halben Cirkel; seine Beine sind am untern Theile nackt, und er hat einen Federbart, der ihm unten am Kiene hängt weswegen er auch der bärtige Adler genennet worden ist. Dieses Thier hält sich an den Seeküsten, Seen, Teichen und Fischweihern, Flüssen auf; er nimmt nur die grösten Fische; aber er fängt auch Wildpret, und trägt leicht die Enten, die Gänse, die Hasen, die jungen Ziegen und Lämmer davon.

Es scheint, als ob dieser Vogel bey der Nacht sehe, und die Finsterniß nütze, um die Teichfische zu erhaschen.

Der gemeine Meeradler ist kein eigentlicher Adler, dem er aber mehr als andern Raubvögeln gleichet; er hat weder seine Grösse noch seinen Flug. Er hat nackte Beine, lebt von Fischen, die er auch wohl etliche Fuß tief unter dem Wasser fängt, und in seinen Klauen davon führt. Die Gattung dieser Vögel ist in Europa, so wohl in Norden, als in Süden, von Schweden bis nach Griechenland sehr bekannt, es scheint sogar, daß er in Aegypten und Nigritien gefunden werde. Von ihm hat Aristoteles gesagt, daß er seine Jungen zwinge, die Augen gegen die Sonne zu richten, und daß er diejenigen tödte, welche den Glanz nicht vertragen können: eine ungewisse Sage, und die man auf alle Adler ausgedehnet hat; sie sollen auch zur Fischerey abgerichtet werden. Unter dieser Art giebt es Vögel von verschiedenen Farben und Grösse: der Fischer in den Antillen, und in Carolina ist eine Abart davon.

Der Lerchengeyer entfernet sich noch weiter von dem Adler als der Meeradler; er hat keine blauen Füsse, wie dieser, und seine Beine sind dünne, und nach Proportion länger, als bey einem jeden Adler; von der Spitze des Schnabels bis an das Ende der Füsse ist er nur zween Fuß lang, und fünf Fuß mit ausgebreiteten Flügeln; aber der Durchmesser seines Körpers ist beynahe eben so groß, als bey dem ge-

meinen Adler, der ohngefähr zween Fuß und einen halben lang ist, und im Fluge sieben Fuß hat. Das Männchen ist merkwürdig durch die weissen Federn am Bauche, auf den Flügeln, am Bürzel und am Schwanze; aber das Weibchen ist beynahe ganz grau, und nur die Federn am Bürzel sind schmuzig weiß, es ist, wie bey andern Raubvögeln, grösser und schwerer als das Männchen, welches in der Brut, und auch zur Zeit, da das Weibchen für seine Jungen sorgt, und sie erzieht, für den Unterhalt seiner Gattin sorgt, welcher es junge indianische Hühner, Enten, zahme Hühner, junge Caninchen, Rebhühner, Wachteln und andere kleine Vögel, zuweilen auch Eidechsen und Feldmäuse zuträgt. Dieser Vogel ist in Frankreich sehr gemein, und sonst überall sehr selten, weil die Naturalisten in England, Italien, Teutschland und in Norden nur nach dem Belon davon reden.

Die Geyer sind feiger und nicht so großmüthig, wie die Adler; sie streiten nicht mit lebendigen, ausser wenn sie sich nicht mit todten Körpern sättigen können; wenn sie den geringsten Widerstand treffen, so vereinigen sie sich in Hauffen, wie elende Strassenräuber, sie fressen die todten Körper bis auf die Beine ab; ansteckende Seuchen und Verwesung locken sie herbey, an statt sie wegzuscheuchen. Nicht leicht kann man die Adler mit den Geyern verwechseln; diesen liegen die Augen hoch im Kopfe, hingegen dem Adler tief; die Geyer haben einen nackten Kopf, und den Hals auch beynahe blos, nur mit wenig Flaum oder ei-

nigen zerstreuten Haaren bedeckt, da hingegen die Theile des Adlers alle wohl befiedert sind.

Der Geyeradler ist vom Herrn von Buffon unter die Geyer gesetzt worden, und er gleicht auch dem Adler nur in der Grösse; denn er übertrift den gemeinen Adler in der Grösse des Körpers, aber mit ausgebreiteten Flügeln ist er nicht so groß. Er ist faul zur Jagd, läßt sich von den Raben schlagen, und sucht todte Körper: man findet diese Gattung in den Pyrenäen, in den Alpen, und in den Gebürgen Griechenlands.

Der Greif ist eine Art Geyer, welchen man für den grossen Geyer des Aristoteles hält, er ist grösser als der Geyeradler, hat mit ausgebreiteten Flügeln acht Fuß, der Körper ist grösser und länger als bey dem grossen Adler; die Augen liegen hoch im Kopfe, mit grossen beweglichen Augenliedern, und mit Wimpern; der Schnabel ist lang gebogen, in der Mitte blaulich, und an der Spitze, wie auch an der Wurzel schwärzlich.

Der eigentliche Geyer oder der grosse Geyer ist mehr schwarz als aschfärbig, grösser und dicker als der gemeine Adler, aber auch etwas kleiner als der Greif, vom welchem er leicht zu unterscheiden ist; 1). durch eine Art von weisser Halskrause, welche an beeden Seiten des Kopfes anfängt, sich in zwey Theilen bis an den untern Theil des Halses verlängert, und auf beeden Seiten eine schwarze Einfassung macht, unter welcher man einen weissen und en-

gen Kragen bemerkt; 2). durch die Finger an den Füssen, welche an den Geyern gelb, und hingegen an dem Greif braun oder aschgrau sind.

Der Buschgeyer hat einen schwarzen und an der Spitze gebogenen Schnabel, schlechte Augen, einen grossen und starken Körper, breite Flügel, einen langen und geraden Schwanz, gelbe Füsse und schwärzlich rothe Federn; wenn er auf der Erde, oder auf einem Baum, sagt Geßner, in Ruhe ist, so sträubt er seine Federn am Kopfe, welche alsdann gleichsam zwey Hörner formiren, die man im Fluge nicht mehr gewahr wird; mit ausgebreiteten Flügeln hat er beynahe sechs Fuß; er geht gut, und macht funfzehn Zolle lange Schritte; er verfolgt die Vögel jeder Gattung und macht sie zur Beute; er jagt auf Hasen, Caninchen, kleine Füchse, kleine Hirschkälber, und schont auch die Fische nicht; er ist so wild, daß er nicht zahm gemacht werden kann; er verfolgt seinen Raub nicht nur im Fluge, indem er von dem Gipfel eines Baums oder eines Felsen herab fährt, sondern auch im Laufe; er fliegt mit grossem Geräusche, horstet in dichten Wäldern und Einöden auf die höchsten Bäume, frißt Fleich, Eingeweide lebendiger Thiere, und selbst das Aas; ob er gleich sehr gefressig ist, so kann er doch vierzehn Tage ohne Nahrung leben.

Nach dem Herrn von Buffon zeugen alle grosse Geyer, nemlich der Adlergeyer, der Greif, der eigentlich sogenannte Geyer, und der Busch-Horn-

oder Haubengeyer sehr wenige Junge, und des Jahrs nur einmal. Aristoteles sagt, daß sie gewöhnlich nur eines oder zwey Eyer legen; sie horsten auf hohen Orten, wo man so schwer beykommen kann, daß man sehr selten ein Nest findet; nur auf hohen und öden Gebirgen muß man sie suchen. Die Geyer halten sich vorzüglich in der schönen Jahrszeit an diesen Orten auf; und nur alsdann, wann Schnee und Eis die Gipfel der Gebirge bedeckt, sieht man sie auf die Ebenen herab kommen, und in warme Länder ziehen; denn es scheint, daß die Geyer die Kälte mehr fürchten, als die meisten Adler.

Die kleinen Geyer sind nicht nur durch die Grösse von den grossen unterschieden, sondern auch noch durch andere sonderbare Kennzeichen. Die Naturlehrer zehlen drey Gattungen, nemlich den Aegyptischen Geyer, den braunen Geyer, den Geyer mit dem weissen Kopfe; aber man weiß wenig von den Sitten und Lebensart dieser Thiere.

Der Vogel, den die Spanier und Portugiesen Gallinassa oder Gallinasso nennen, und der von den Reisenden den Zunamen Kaufmann erhalten hat, ist in Amerika zu Hause, und ist ein wilder Vogel, der zu dem Geschlechte der Geyer gehört. Sein Kopf so wie sein Hals ist nur mit blosser Haut bedeckt, auf welcher hier und da einzelne schwarze Haare stehen; seine Federn sind braun und schwärzlich und spielen grün und dunckelpurpurroth. Er ist feige, unrein, und gefressig und nährt sich von todten Körpern,

pern, auch wohl von den Excrementen der Menschen: in dem südlichen Amerika ist er sehr gemein, und man trift ihn auch in Afrika. Diese Vögel sind, nach dem Acosta, von ausserordentlicher Leichtigkeit; sie folgen den Jägern nach, absonderlich denen, die nur um des Thierfelles willen auf die Jagd gehen; sie fressen alsdann das Fleisch, und machen die Beine so rein, als wenn sie mit einem Messer abgeschabet wären. Die Spanier auf den grossen Inseln und in Terra Firma, so wie auch die Portugiesen an den Orten, wo Leder bereitet wird, haben eine ganz besondere Sorgfalt für diese Vögel, und es ist verboten sie zu tödten, weil sie ihnen gute Dienste leisten, indem sie die todten Körper fressen, welche die Luft verunreinigen würden; Die Jäger, welche einen solchen Vogel tödten, werden zu einer gewiessen Geldstrafe verurtheilt. Dieser Schutz, sagt Desmarchais, hat diese niedere Gattung von Indianischen Hähnen sehr vermehrt; man findet sie in vielen Gegenden von Guiana, so wie auch in Brasilien, in Neuspanien und auf den grossen Inseln; sie stincken so sehr vom Aas, daß nichts diesen Geschmack wegnehmen kann; wenn man ihnen auch, so bald sie getödtet sind, den Bürzel wegschneidet und die Eingeweide wegnimmt, so ist doch alle diese Sorgfalt ohne Nutzen; ihr hartes, zähes und grobes Fleisch hat immer einen unerträglichen Geruch.

Diese Vögel hat Kolb unter dem Namen Capadler beschrieben; sie nähren sich von todten Thieren: ich habe selbst oft, sagt er, Skelette von Kühen,

Och-

Ochsen, und andern wilden Thieren gesehen, die sie gefressen hatten; ich nenne das übrige Skelette, und zwar nicht ohne Grund, weil diese Vögel mit so vieler Kunst das Fleisch von der Haut und den Beinen absöndern, daß das Uebrige beynahe ein vollkommenes Skelet und noch ganz mit der Haut bedeckt ist, ohne daß etwas dabey in Unordnung gebracht wäre. Man kann sogar nicht entdecken, ob das Aas ganz leer ist, als wenn man sehr nahe kömmt. Dabey verfahren sie aber also: erstlich machen sie an dem Bauche des Thieres eine Oefnung, wo sie die Eingeweide heraus nehmen und verzehren, dann begeben sie sich in die gemachte Höhlung, und sondern das Fleisch ab. Die Holländer am Cap nennen diese Vögel Strontvögel oder Strontjäger, das ist, Mistvögel oder Mistjäger: oft geschieht es, daß ein Ochs, den man, wenn er vom Pfluge abgespannt worden, allein in seinen Stall zurück gehen läßt, auf dem Wege sich niederlegt, um auszuruhen; wenn ihn diese Adler entdecken, so fallen sie ihn ohnfehlbar an, und verzehren ihn; wenn sie eine Kuh oder einen Ochsen angreifen wollen, so versammlen sie sich, und greiffen zu hundert und drüber an: sie haben ein so vortreffliches Aug, daß sie ihre Beute in einer ausserordentlichen Höhe und zu der Zeit entdecken, wenn sie von dem schärfsten Auge noch nicht gesehen werden kann; und so bald der günstige Augenblick kömmt, so fallen sie senkrecht auf das Thier, auf welches sie gelauert haben. Diese Adler sind etwas grösser, als die wilden Gänse; ihre Federn sind theils schwarz,

theils

theils hellgrau, aber der schwarze Theil ist der gröste; sie haben einen grossen gebogenen und sehr spitzigen Schnabel: ihre Nägel sind groß und scharf. Ein Aas, sagt Catesby, zieht eine grosse Anzahl dieser Vögel herbey; und es ist ein grosses Vergnügen, bey dem Streit gegenwärtig zu seyn, den sie bey dem fressen untereinander haben: zuweilen nimmt auch ein Adler Theil an dem Schmause, und so lange, bis dieser gesättiget ist, halten sie sich entfernt. Diese Vögel haben einen vortreflichen Geruch; und sobald nur ein Thier todt ist, so sieht man sie von allen Seiten herzukommen, wo sie sich so lange drehen und nach und nach fallen, bis sie ihre Beute angreifen; man glaubt insgemein, daß sie kein lebendiges Thier fressen, aber Catesby hat es selbst gesehen, daß sie Lämmer tödteten, und daß die Schlangen ihre gewöhnliche Nahrung sind.

Der Hühnergeier ist leicht von allen andern Raubvögeln zu unterscheiden; denn er hat einen gespaltenen Schwanz, weil die mittlern Federn viel kürzer sind, als die andern. Dieser Vogel ruht beynahe niemals aus, und durchfliegt alle Tage einen sehr beträchtlichen Raum; man sollte sagen, der Flug wäre sein natürlicher Zustand, und seine Lieblingslage; der Schwanz scheint alle seine Bewegungen zu lenken, denn er ist niemals in Ruhe; er fällt, als wenn er an einem Abhang herab glitschte, er erhebt sich ohne Anstrengung und scheinet mehr zu schwimmen, als zu fliegen; er fliegt bald schnell, bald langsam; er hält stille, und scheint zuweilen zwo ganze Stunden

an

an einem Platz in der Luft feste zu hangen, ohne daß man die geringste Bewegung in seinen Flügeln merken könnte. Dieser Vogel ist feig, weicht dem Streit aus, und fliegt vor dem Sperber, der viel kleiner ist, als er, indem er sich beständig drehet, und sich gleichsam in den Wolken verbirgt, bis ihn dieser erreicht, mit seinem Schnabel, Flügeln und Klauen schlägt, und zur Erde herab bringt, mehr durch Furcht, als durch die Stärke seines Feindes überwunden.

Dieser Vogel, der nicht mehr als sechzehn oder siebenzehn Zolle lang ist, nach der gewöhnlichen Art von der Spitze des Schnabels bis an das Ende der Füsse zu rechnen, hat demohngeachtet bey nahe fünf Fuß mit ausgebreiteten Flügeln; er hält sich öfters so hoch, das ihn das menschliche Aug nicht erreichen kann; und von da aus beobachtet er seine Beute, und stößt auf alles, was er ohne Widerstand wegführen, oder fressen kann. Vorzüglich hat er sein Augenmerk auf junge Hühner; aber der Zorn der Glucke henne ist hinlänglich ihn zu entfernen und zu verjagen: sein Nest baut er gemeiniglich in die Löcher der Felsen, und nach einigen Schriftstellern in den Wäldern auf alte Eichen und Tannen.

Es giebt noch eine andere Gattung von diesen Raubvögeln, welcher der schwarze Hühnergeyer genennt wird, um ihn von dem eben beschriebenen zu unterscheiden, den man auch (ob er gleich schwärzer ist als der andere) den königlichen Hühnergeyer genennt

nennt hat, weil er den Fürsten zum Vergnügen diente, die mit dem Falken oder Sperber Jagd auf ihn machten. Der schwarze Hühnergeyer hat keinen gespaltenen oder gabelförmigen Schwanz, wie der vorhergehende, welcher das ganze Jahr in unserm Clima bleibt, da hingegen der Schwarze im Herbst unser Land verläßt, und sich in wärmere Gegenden begiebt. Diese Vögel sammlen sich in Hauffen, und ziehen im Herbst in grosser Menge über das schwarze Meer, und kommen gegen den Anfang des Aprils in eben der Ordnung wieder herüber; sie bleiben den ganzen Winter in Aegypten, wo sie so gesellig sind, daß sie in die Städte kommen, und sich an den Fenstern der Häuser aufhalten; sie haben einen so sichern Flug und ein so scharfes Gesicht, daß sie ein in die Höhe geworfenes Stückchen Fleisch in der Luft fangen.

Der Mausgeyer ist ein sehr bekannter Vogel, der nur vier Fuß mit ausgebreiteten Flügeln und einen zwanzig oder ein und zwanzig Zolle langen Körper hat. Das Männchen ernährt, nach dem Herrn Ray, die Jungen, wenn die Mutter getödtet worden ist: dieser Vogel hält sich auf einem Baume, Busche, oder auch Erdscholle auf, um das kleine Wildpret, welches ihm nahe kömmt, anzufallen; er nährt sich von jungen Hasen, Caninchen, und kleinen Vögeln, die er in ihrem Neste fängt, von Heuschrecken, Ottern, Eidechsen, Fröschen u. dergl. Man muß ihn nicht mit einem andern Vogel dieser Art verwechseln, mit dem er sehr viele Aehnlichkeit hat; dieser hat vier Fuß zween Zolle mit ausgebreiteten Flügeln,

und

und sein Schnabel ist länger als des vorhergehenden. Dieser nährt sich von Insekten, Raupen, und man findet auch wohl in seinem Magen ganze Frösche und Eidechsen.

Der Bußhard ist ein sehr gefressiger Vogel, und verfolgt die Caninchen unaufhörlich; er ist aber auch eben so begierig nach Fischen, als nach Wildpret; man muß ihn nicht mit dem schwarzen Hühnergeyer verwechseln, weil er einen dicken und kurzen Hals hat, da hingegen der Hals der Hühnergeyer viel länger ist. Er stößt vorzüglich auf die Taucher, die Wasserhühner, die Enten und die übrigen Wasservögel; er trägt die Fische lebendig in seinen Klauen davon; und in Ermanglung des Wildprets oder der Fische, begnügt er sich auch mit kriechenden Thieren, Fröschen, Krötcen, und Wasserinsekten. Er hat einen viel schwerern Flug, als der Hühnergeyer; ein Falke ist nicht im Stande, ihn zu fangen, er würde sich nicht von ihm loß machen, noch weniger ihn niederstossen können; man muß also statt eines Falken zween oder drey fliegen lassen, wenn man seinen Zweck erreichen will.

Obgleich die Naturlehrer verschiedene Arten von Sperbern zehlen, so nimmt doch Herr von Buffon nur eine einzige an, welchen Streit wir eben nicht entscheiden wollen. Dieser Vogel wird zahm gemacht, und auf iunge Rebhühner und Wachteln abgerichtet; er fängt auch Tauben, wenn sich eine von ihrer Gesellschaft getrennt hat. Diese Gattung ist

sehr zahlreich; denn auſſer denen, welche das ganze Jahr in unſern Gegenden bleiben, ſcheint es auch eine groſſe Anzahl zu geben, welche zu gewiſſen Zeiten in andere Länder ziehen *). Die Gröſſe ſeines Körpers iſt ohngefähr, wie bey einer Aelſter.

Der Habicht iſt ein ſchöner Vogel von der Gröſſe eines Kapauns, und hat, wie der Sperber, die erſte Flügelfeder kurz, und an der Spitze zugerundet; die vierte Flügelfeder iſt die längſte. Man kann dieſen Raubvogel fangen, wenn man eine weiſſe Tau-

be

*). Wir waren, ſagt Belon in ſeiner Naturgeſchichte der Vögel, an der Mündung des ſchwarzen Meers, wo die Conſtantinopolitaniſche Meerenge ihren Anfang nimmt; wir waren auf einen der höchſten Berge geſtiegen; wir fanden einen Vogler, welcher auf eine ſchöne Art Sperber fieng; und weil es gegen das Ende des Aprils war, da alle Vögel mit Neſterbauen beſchäftiget ſind, ſo ſchien es uns befremdend, als wir ſo viele Hühnergeyer und Sperber von der Seite des ſchwarzen Meers herkommen ſahen: der Vogler fieng ſie mit groſſem Fleiſe, und verfehlte auch nicht einen; er fieng alle Stunden über ein Dutzent; er war hinter einem Buſch verſteckt, vor welchem er ein glattes und viereckigtes Neſt erbaut hatte, welches zween Fuß im Durchſchnitt hatte, und ohngefähr zween oder drey Schritte von dem Buſche entfernt war; um das Neſt waren ſechs Stäbe aufgeſteckt, welche einen Zoll dick und eines Manns hoch waren; an jeder Seite waren drey, und auf der Spitze eines jeden war gegen die Seite des Platzes eine Kerbe eingeſchnitten, woran ein ſehr feines grünes Garn hieng; und in der Höhe eines Mannes an den

Stä-

be, (um desto weiter gesehen zu werden) zwischen vier Garne stellt, die ohngefähr zehn Zolle hoch sind, und die um die Taube herum, welche im Mittelpuncte ist, einen Raum von neun bis zehen Fuß in die Länge und in die Breite einschliessen. Der Habicht kömmt schief herbey und ergreift seine Beute von der Seite, die Garnstöcke hindern ihn nicht die Taube zu verzehren, er macht keine starken Bewegungen, um sich loß zu machen, als bis er gesättiget ist. Die Habichte aus Griechenland haben einen grossen Kopf, dicken Hals und viele Federn; die aus Armenien ha-

Stäben ausgespannt war; und in der Mitte des Platzes war ein Stäbchen einer Elle hoch, an dessen Spize eine Schnur befestiget war, die sich zu dem Manne hinter dem Busche zog; es waren auch verschiedene Vögel an dieser Schnur befestiget, welche der Vogler fliegen ließ, so bald er einen Sperber von weiten entdeckte, der von der Seite des Meers herkam; und da der Sperber ein so gutes Gesicht hat, daß er sie eine halbe Stunde weit entdeckte, so kam er in vollem Flug auf das Netze zu, glaubte die kleinen Vögel zu fangen, und war selbst in dem Netze verstrickt; der Vogler nahm ihn wieder heraus, band ihm die Flügel, die Füsse und den Schwanz in ein leinen Tuch, welches schon darzu bereitet war; und so ließ er den Sperber auf der Erde liegen, der sich nicht bewegen und nicht schlagen konnte. Niemand sollte sich vorstellen, wo so viele Sperber herkommen, denn in zwo Stunden, die wir zugegen waren, fieng er über dreyßig, so daß ein einziger Mann in einem Tag wohl hundert fangen könnte. Diese Vögel kamen in Zügen, die man sehen konnte, so weit das Aug reichte.

ben grüne Augen; die aus Persien haben helle, hohle und tief liegende Augen; die aus Africa, welche am wenigsten geschätzt werden, haben in ihrem ersten Alter schwarze Augen, und nach der ersten Maus rothe; aber dieses Kennzeichen ist den Habichten aus Africa nicht eigen; die in unserm Climat haben um so viel mehr rothe Augen, je älter sie sind. In dem ersten Alter sind diese Vögel fünf oder sechs Wochen weißgrau, darnach werden sie über den ganzen Rücken, den Hals und die Flügel braun; am Bauch und am Kropf ändern sie sich weniger, und sind gemeiniglich weiß oder gelblichweiß, mit länglichen braunen Flecken im ersten Jahr, und mit braunen Querstreifen, in den folgenden Jahren. Der Schnabel ist schmuzig blau, und die Membrane, welche die Wurzel bedeckt, ist blaßblau; die Beine sind von Federn entblößt, und die Finger sind dunkelgelb; die Nägel sind schwärzlich, und die braunen Schwanzfedern sind mit sehr breiten schmuziggrauen Querstreifen bezeichnet. Das Männchen hat in diesem ersten Jahre des Alters unter der Kehle röthliche Federn, welche das Weibchen nicht hat, das ihm aber übrigens völlig gleich ist, die Grösse ausgenommen, die wenigstens um das Drittel mehr beträgt; Unterdessen ist das Männchen viel grausamer und bößartiger. Wann man einen Habicht mit verschiedenen Falken in Freyheit läßt, so erwürgt er sie alle nacheinander; aber er scheint sich vorzüglich von Mäusen und kleinen Vögeln zu nähren, und wirft oft die zusammgewickelten Felle von den verschluckten Mäusen wieder aus.

Der

Der Geyerfalk, welcher für den ersten unter allen Vögeln der Falconnerie gehalten wird, hat wenigstens die Grösse eines Habichts, von welchem er hauptsächlich durch den Schnabel und die Füsse, welche blaulich sind, und durch seine weissen Federn, die am ganzen Unterleib braun gedupft und am ganzen Oberleib braun sind, und durch seinen grauen Schwanz mit braunen Querstreifen, unterscheidet. Man findet auch weisse; die aus Norwegen werden in der Falconnerie am meisten geschätzt.

Dieser Vogel ist nach dem Adler der stärkste, lebhafteste und muthigste unter allen Raubvögeln: das Männchen ist viel kleiner als das Weibchen: in der Falconnerie wird er nur auf die Reiherkrähen und Hühnergeyer abgerichtet. Diese Vögel tödten die Hasen, indem sie senkrecht auf dieselbigen stossen; sie greiffen die grösten Vögel an, und der Reiher, der Kranich, und der Storch werden ihnen leicht zur Beute.

Der Lanetenfalk, von welchem Belon versichert, daß er in Frankreich zu Hause sey, ist heut zu Tag so selten, daß Herr von Buffon keinen erhalten konnte. Der Lanetenfalk, sagt Belon, horstet in Frankreich gewöhnlich auf den höchsten Waldbäumen oder auf den höchsten Felsen: da er von Natur sanft und nicht so wild ist, wie die gewöhnlichen Falken, so gebraucht man ihn bey allen Gelegenheiten. Er hat einen kleinern Körper als der edle Falk, und eine schönere Federdecke als der Stoßfalk, absonderlich

nach der Mauszeit; er ist auch kurzfüssiger, als ein jeder anderer Falke. Die Falconniers wählen die mit grossen Köpfen und blauen Füssen. Der Lanetenfalk fliegt auf die Flüsse und auf das Land; er verträgt eher die Nahrung vom groben Fleische, als ein jeder anderer Falke; man verkennet ihn nicht leicht, denn sein Schnabel und Füsse sind blau, seine Federn vornher sind weiß mit schwärzlich vermischt, mit Streifen nach der Länge der Federn und nicht in die Quere, wie bey dem gemeinen Falken. Wenn er seine Flügel ausbreitet und man ihn von unten auf betrachtet, so erscheinen die Flecken von den Flecken der übrigen Raubvögel verschieden, denn sie sind dicht aneinander und rund, wie kleine Pfennige. Sein Hals ist sehr kurz und ziemlich dick, so wie auch sein Schnabel: das Männchen und Weibchen sind einander in der Farbe der Federn sehr ähnlich. Kein Raubvogel hält seinen Stand so unverändert, wie dieser, und er bleibt das ganze Jahr im Lande; er wird leicht auf die Kraniche abgerichtet: die Zeit, da er am besten jagt, ist nach der Maus, von der Mitte des Jul. bis zu Ende des Octobers; aber im Winter ist er nicht gut zur Jagd. Dieser Vogel ist nicht sehr bekannt.

Der Stoßfalk hat, wie der Lanetenfalk, den Schnabel und die Füsse blau, aber in der übrigen Farbe und Grösse ist er sehr verschieden. Der Stoßfalk, sagt Belon, hat die unangenehmsten Federn unter allen Vögeln der Falconnerie; denn seine Farbe ist zwischen roth und rauchfarbig, und gleicht dem

Hüh-

Hühnergeyer; er ist kurzfüssig, und hat blaue Füsse und Finger, in welchem Stück er einigermassen dem Lanetenfalken gleichet; in der Grösse würde er ohngefähr dem Falken gleich seyn, wenn er nicht runder wäre; er ist ein sehr muthiger Vogel, wenn er in Ansehung der Stärke mit dem Pilgrimfalken verglichen wird; er ist auch ein Zugvogel; und selten wird ein Mensch seyn, der sich rühmen könnte, daß er den Ort gesehen, wo er Junge heckt. Einige Falconniers glauben, er komme aus der Tatarey, Rußland und von dem schwarzen Meere her, und daß er seinen Zug mache, um einen Theil des Jahrs in den mittägigen Gegenden zu leben; auf seinem Zug wird er von den Falconniern gefangen, welche in verschiedenen Inseln des ägäischen Meers, in Rhodus, Cypern und andern auf ihn lauern; und so wie man den Stoßfalken auf den Hühnergeyer abrichten kann; eben so kann man ihn auch auf wilde Gänse, Fasanen, Rebhühner, und anders Wildpret gebrauchen. Der Stoßfalk ist nicht besser bekannt, als der Lanetenfalk.

Zur Erziehung ihrer Jungen wählen sich die Falken allezeit Felsen gegen den Mittag; diese Vögel haben nach dem Maase ihrer Stärke den grösten Muth, sie stossen ohne Umschweif senkrecht auf ihre Beute, und fallen gerade auf den Vogel, der ihr Schlachtopfer wird, sie tödten ihn, fressen ihn auf der Stelle, wenn er groß ist, oder nehmen ihn, wenn er leicht ist, mit sich, und steigen gerade in die Höhe; man sieht sie plötzlich auf einen Hauffen Fasa-

nen fallen, als wenn sie aus den Wolken herab kämen. Es giebt viele auf den Inseln Rhodus, Cypern, Malta, in den Orcaden und in Island; aber nach den verschiedenen Himmelsgegenden leiden sie verschiedene Abänderungen. Der französische Falk ist so groß als eine Henne, und hat ohngefähr drey einen halben Fuß mit ausgebreiteten Flügeln. Die gewöhnlichste Farbe der Füsse an dem Falken ist grünlich, und die Falconniers verstossen aus ihrer Schule diejenigen, welche gelbe Füsse und am Schnabel eine gelbe Wachshaut haben. Sie bedienen sich des Männchens, um Rebhühner, Aelstern, Heher und andere Vögel dieser Art zuiagen; aber die Weibchen werden auf Hasen, Hühnergeyer, Kraniche und andere grosse Vögel abgerichtet.

Man findet in Rußland weisse; von den mittägigen Gegenden kommen einige, welche viel schwärzer sind, als die Nordischen. Der Pilgrim- oder Zugfalke scheint eine von den unsrigen verschiedene Gattung zu seyn; und der weisse Russische Falk ist eine Abart, die durch den Einfluß des Climats entstehet. Der Pilgrimfalke ist stärker über die Schultern, und hat grössere und tiefere Augen, als die gemeinen Falken. Diese Falken werden alle Jahre im September auf ihrem Zuge in den Inseln gefangen, wie auch an den hohen Ufern des Meers, an den Küsten der Barbarey, in den Inseln des mittelländischen Meers, und hauptsächlich in Candia; sie sind gelehrig und sehr leicht abzurichten. Ein guter Falke, sagt Hr. le Roi, muß einen runden Kopf, einen kurzen und

dicken

dicken Schnabel, einen sehr langen Hals, eine starke Brust, breite, lange Schenkel, kurze Beine, eine breite Hand, feine, lange und an den Gelenken starke Finger, feste und eingebogene Nägel und lange Flügel haben; die Zeichen der Stärke und des Muths sind eben dieselbigen, wie bey dem Geyerfalken und andern Raubvögeln; ein untrügliches Kennzeichen von der Güte des Vogels ist dieses, wenn er fest auf der Faust sitzen bleibt: die Federdecke eines Falken muß braun und einfarbig seyn; die gute Farbe der Hände ist wassergrün; welche gelbe Hände und einen gelben Schnabel haben, und deren Federn gedupft sind, werden weniger geachtet, als die andern: man schätzt die schwarzen Falken hoch; aber ihre Farbe mag seyn, welche sie will, so sind die stärksten und muthigsten allezeit die besten. — — Es giebt träge und faule Falken; einige sind so wild, daß sie durch keine Mittel zahm gemacht werden können; so wohl mit den einen als mit den andern muß man sich nicht abgeben.

Thevenot erzehlet, daß die Perser die Kunst, Falken zur Jagd abzurichten, sehr wohl verstehen; sie bringen die Falken auf das Feld, und wenn sie ein Dammwild sehen, so lassen sie zween Vögel zugleich los, und der eine davon setzt sich auf die Nase des Thiers. Die Gazelle hält an, schüttelt sich, um sich davon los zu machen; der Vogel schlägt mit den Flügeln, um sich zu erhalten, dieses hindert das Thier im Lauffen; und kann auch nicht gerade vor sich sehen; wenn es sich endlich mit vieler Mühe von dem

Falken los gemacht hat, so nimmt der andere Falke in der Luft die Stelle desjenigen ein, der abgeworfen worden ist, welcher sich auch wieder erhebt, um seinem Gefährten, wenn er abgeworfen wird, nachzufolgen; und auf diese Weise hindern sie die Gazelle so lange im lauffe, daß die Hunde Zeit gewinnen, sie einzuhohlen. Bey diesen Jagden ist um so viel mehr Vergnügen, da das Land flach und frey ist, und wenig Holzung hat.

Der Taubenfalk ist kleiner und feiger, als der edle Falk; und wenn er nicht abgerichtet wird, so fängt er nichts als Wachteln und Lerchen, aber in grosser Menge. So bald ihn diese entdecken, so stürzen sie aus der Höhe herab, und verbergen sich unter das Gras und in das Gebüsche. Ehedessen wurden sie stark zur Rebhühner, und Wachteljagd gebraucht.

Der Wannenweihe ist ein sehr schöner Vogel, und hat einen leichten und festen Flug; er ist emsig und muthig, füttert seine Jungen anfangs mit Insekten, und hernach mit Feldmäusen, auf welche er plötzlich stößt; er führt zuweilen ein Rebhuhn davon, das viel schwerer ist, als er. Diese Vögel sind in den ersten Monaten ihres Lebens sehr schön weiß, nachher werden ihre Ruckenfedern in wenig Tagen röthlich und braun.

Der Lerchenfalk, der in der Falconnerie gebraucht wird, und der nicht grösser ist, als eine grosse Drossel, hat die Federn, die Gestalt und den Muth eines

nes Falken; er wird zur Jagd auf die Lerchen, Wachteln und selbst Rebhühner abgerichtet, die er fängt und davon trägt, ob sie gleich schwerer sind, als er, und die er oft mit einem Hieb tödtet; indem er sie auf den Magen, Kopf oder Hals stößt. Ein anderer Lerchenfalke scheint eine Abart dieses Falken zu seyn, an dem man eine Eigenschaft bemerkt, die ihn der gemeinen Classe der Vögel nähert; es haben nemslich das Männchen und das Weibchen einerley Grösse, da bey den Adlern, den Geyern, den Habichten, den Falken, den Sperbern das Männchen um ein Viertel oder Drittel kleiner ist, als das Weibchen. Wenn man die Nachrichten derer, welche Raubvögel zergliedert haben, vergleicht, so findet man, daß bey den meisten Weibchen ein doppelter ziemlich grosser und ausgebreiteter blinder Darm ist, da sich hingegen bey den Männchen nur einer und zuweilen gar keiner befindet. Dieß scheint, sagt Herr von Buffon, die Ursache der Grösse des Weibchens vor den Männchen zu seyn, welches man fast bey allen Gattungen der grossen Raubvögel bemerkt.

Die Würger oder Neuntödter fallen die Aelstern, die Krähen, die Wannenweihe und viele andere Vögel muthig an, die grösser und stärker sind, als sie; es geschieht zuweilen, daß sie mit dem Vogel fallen, an den sie sich so hizig gemacht haben, daß sich der Streit nicht anderst als mit dem Tode und dem Falle beeder Vögel endiget: es haben auch die muthigsten Raubvögel Achtung gegen sie; die Mausgeyer, die Hühnergeyer, die Raben scheinen sie zu fürchten

und

und mehr vor ihnen zu fliehen, als sie aufzusuchen, man hat sie junge Rebhühner und junge Hasen fangen sehen; die Amseln, die Drosseln, und andere Vögel, die in der Schlinge gefangen werden, werden ihnen gemeiniglich zur Beute: sie rauffen ihnen die Federn aus, um sie zu freßen, und zu zerstücken; und die Stücke in ihre Nester zu tragen; man unterscheidet drey Hauptarten, nemlich den grauen Würger, den rothen Würger und den schwarzen, welcher Vogel ein wenig kleiner ist, als die rothen Würger, wovon er nur eine Abart zu seyn scheinet.

Der Contor oder Candar ist der stärkste und schrecklichste unter allen Raubvögeln; er hat achtzehn bis zwanzig Fuß mit ausgebreiteten Flügeln, und vielleicht noch drüber, (dieß ist der Ruch oder Roc der Morgenländer, der in den Arabischen Erzehlungen so oft vorkommt) der Körper, der Schnabel, die Klauen sind nach Verhältniß auch groß und stark, und sein Muth ist der Stärke gleich; sein Schnabel ist so hart, daß er leicht damit durch die Haut eines Ochsen dringt. Zween solche Vögel, sagt Garcilasso, fallen eine Kuh oder einen Stier an, und erreichen ihren Zweck; sie haben auch schon Knaben angefallen, und zur Beute gemacht. Ihre Federn haben eine Aehnlichkeit mit den Federn der Aelstern; sie haben einen Kamm an der Stirne, der dadurch von dem Kamm des Hahns unterschieden ist, daß er keine Zacken hat; ihr Flug ist übrigens entsetzlich, und wenn sie auf die Erde niederfallen, so betäuben sie durch ihr Geräusch. Zween dergleichen Vögel können eine Kuh tödten und

sie

sie verzehren, ja sie schonen sogar die Menschen nicht. Desmarchais sagt, diese Vögel hätten über achtzehn Fuß mit ausgebreiteten Flügeln; und die Indianer in America behaupten, daß sie ein junges Reh oder ein Kalb davon tragen, als wenn sie ein Caninchen trügen, daß sie ein scharfes Gesicht, einen sichern und grausamen Blick hätten, und so groß, als ein Hammel wären. Es ist schon oft geschehen, daß ein solcher Vogel Kinder von zwey bis zehn Jahren getödtet und gefressen hat. Die Indianer stellen ihm zur Lockspeise die Figur eines Kindes von sehr zähen Leinen, worauf er sehr schnell fährt, und seine Klauen so tief hinein schlägt, daß er sie unmöglich mehr los machen kann. Er tödtet die Hirschkälber, hält eine ganze Herde Hammel an, und wählt einen nach seinem Belieben; er fängt auch grosse Fische, nährt sich vom lebendigen Raube und nicht vom Aas. Marcus Paulus erzehlet, daß dieser Vogel einen Elephanten fängt, in die Luft erhebt, und wieder auf die Erde fallen läßt, um ihn zu tödten und sich hernach von seinem Fleische zu sättigen; aber diese Erzehlung scheint übertrieben zu seyn. Gesner erzehlt nach dem Georg Fabricius, daß die Bauern in einer gewissen Gegend in Teutschland alle Tage etliche Stücke Vieh verlohren, die sie vergeblich in den Wäldern suchten; endlich entdeckten sie auf drey Eichen ein sehr grosses Nest, das von Stangen und Baumästen erbauet, und so groß war, daß ein Wagen darunter bedeckt stehen konnte; in diesem Neste fanden sie drey Junge, die schon so groß waren,

daß

daß sie mit ausgebreiteten Flügeln sieben Ellen hatten; ihre Beine waren grösser als die Beine eines Löwen, und ihre Klauen so groß, als die Finger eines Menschen; in diesem Neste waren verschiedene Kalbs, und Schaaffelle.

Der Cuntur, welchen Herr von Radit in seinem Schlosse zu Mylourdin im Jahr 1719 getödtet, wog achtzehn Pfunde und hatte mit ausgebreiteten Flügeln achtzehn Fuß. Die Federn auf dem Rücken, sagt Herr von Salerne in seiner Ornithologie, waren schwarz, grau und weiß untereinander gemischt, und der Bauch war wie scharlachroth, die Federn waren kraus. Man aß ihn so wohl in Chateau de Mylourdin, als in Chateauneuf an der Loire; man befand ihn hart und sein Fleisch hatte einen Moosgeschmack: eine von seinen geringsten Flügelfedern war grösser als die größte Schwanenfeder. Der Cuntur scheint also ein Vogel zu seyn, der, ob er schon nicht zahlreich und in Ansehung der Federn und auch der Grösse verschieden ist, sich in der alten und neuen Welt aufhält, wo er die Wüsteneyen und die höchsten Gebürge bewohnt.

Nun wollen wir von den nächtlichen Raubvögeln reden, deren Augen so empfindlich sind, daß sie durch das Licht des Tages geblendet zu werden scheinen; sie haben ein dunkleres Licht nöthig, wie in der Abend- oder Morgendämmerung: dann verlassen sie den Ort ihres Aufenthalts, um ihre Beute zu suchen; und sie suchen mit Vortheil, denn die kleinen Vögel sind alsdann

dann eingeschlaffen, oder werden es doch bald: die Nächte, in welchen der Mond scheint, sind für sie Tage des Vergnügens und des Ueberflusses; aber man darf nicht glauben, daß ihr Gesicht, welches sich bey einem schwachen Lichte so vortheilhaft zeigt, durch die dickeste Finsterniß dringe; wenn die Nacht ein wenig finster ist, so sehen sie nicht mehr, und sind in diesem Stücke von andern Thieren nicht im geringsten unterschieden. Sondern das Gesicht dieser Nachtvögel wird am Tage so sehr geblendet, daß sie an einem Orte, ohne sich zu regen, bleiben müssen; wenn sie mit Gewalt aufgetrieben werden, so fliegen sie, aus Furcht anzustossen, sehr kurz und langsam; die andern Vögel, welche ihren Zwang in dieser Lage merken, kommen alsdann, sie auf alle Weise zu necken und zu verspotten, indem der Nachtvogel auf seinem Aste sitzen bleibt, und nur seine Augen, Kopf und Körper auf eine lächerliche Art bewegt; auf diese Art von Verspottung gründet sich die kleine Kunst, die Vögel mit Leimruthen zu fangen, welche die Alten und Aristoteles schon gekannt haben; man darf nur einen Nachtvogel aufstellen, oder seine Stimme nachmachen, wenn Vögel an einen Ort kommen sollen, wo man Leimruthen aufgesteckt hat. Dieß kann man bis eine Stunde vor Nachts fortsetzen; denn wenn man das Spiel länger treiben will, so werden die kleinen Vögel, welche am Tage den Nachtvogel so kühn und anhaltend heraus fodern, vor ihm fliehen und ihn fürchten, so bald ihm die Dunkelheit

erlaubt, sich in Bewegung zu seßen, und sein natürliches Vermögen zu gebrauchen.

Doch alles dieß, sagt der französische Plinius, mit gewissen Einschränkungen, die wir kürzlich anzeigen wollen: 1) werden nicht alle Uhus und Nachteulen auf einerley Art von dem Lichte des Tages geblendet. der Uhu sieht so deutlich, daß er am Tage sehr weit fliegen kann; die kleinste Gattung der Nachteulen iagt, verfolgt und fängt die kleinen Vögel lange vor Sonnenuntergang, und lange nach Sonnenaufgang. Die Reisebeschreiber versichern uns, daß der grosse Uhu in Nordamerica die weissen jungen Hühner am hellen Tage fängt, und auch alsdann, wann der Schnee das Licht noch vermehrt. Belon sagt sehr wohl in seiner alten Sprache, daß ein jeder, der diese Vögel betrachtet, ihr Gesicht nicht so schwach finden wird, als man insgemein glaubt; 2) scheint es, daß der gemeine Uhu schlechter sieht, als der kleine, und daß er unter allen Uhus am meisten durch das Tageslicht geblendet werde; so wie auch die Buscheule, die Todteneule und der Nachtrab, denn man sieht bey dem Fange mit den Leimruthen, daß sich die Vögel zu ihnen sammlen, und sie verspotten. Aber ehe wir von einer jeden Gattung insbesondere etwas erzehlen, wollen wir vorher die Haupteintheilungen hersetzen.

Man kann diese nächtlichen Raubvögel in zwo Hauptgattungen eintheilen, die Gattung der Uhu und der Eulen, deren jede wieder verschiedene Arten enthält; das unterscheidende Kennzeichen dieser zwo

Gat-

Gattungen ist, daß alle Uhu zween Federsträuse in Gestalt gerade aufstehender Ohren an beeden Seiten des Kopfes haben, da hingegen die Eulen einen runden Kopf, ohne Straus und vorragende Federn haben. Die Uhu oder Ohreulen wollen wir auf drey Arten einschränken. Diese sind: der grosse Uhu, der gemeine Uhu, und der kleine Uhu, oder die kleine Ohreule. Aber die Gattung der Eulen begreift fünf Arten: die gemeine Eule, die Brandeule, die Kirch- oder Todteneule, die Steineule oder das Käuzlein: diese acht Arten findet man alle in Europa, einige haben Spielarten, die von der Verschiedenheit des Climats abzuhängen scheinen; andere haben auch ihres gleichen in der neuen Welt.

Diese drey Arten von Uhu, und diese fünf Arten von Eulen, machen das ganze Geschlecht der nächtlichen Raubvögel aus; sie sind von den Tagraubvögeln unterschieden: 1) durch den Sinn des Gesichts, der bey diesen vortreflich ist, und bey jenen sehr stumpf zu seyn scheinet, weil er sehr empfindlich ist, und durch den Glanz des Lichtes sehr geblendet wird. Am hellen Tage zieht sich ihre Pupille zusamm, aber nicht so wie bey den Katzen; die Pupille der Nachtvögel bleibt allezeit rund, und zieht sich concentrisch zusamm, da sie sich hingegen bey den Katzen senkrecht verenget, und horizontal verlängert. 2) Durch den Sinn des Gehörs: es scheinet, daß die Nachtraubvögel ein besseres Gehör haben, als alle andere Vögel, und vielleicht auch als alle andere Thiere; sie haben würklich nach dem Maas ihrer Grösse grössere Ohren-

schnecken als ein jedes anders Thier. Sie haben auch in diesem Organon mehr äusserliches und mehr Bewegung, welches sie nach Belieben schliessen und öffnen können, welches sonst keinem andern Thier gegeben ist. 3) Durch den Schnabel, dessen Wurzel nicht wie bey den Tagraubvögeln mit einer glatten blossen Haut, sondern mit vorwärts gekrümmten Federn bedeckt ist; und überdieß haben sie einen kurzen Schnabel, dessen beede Theile beweglich sind, wie bey den Papegeien; und von dieser doppelten Bewegung kommt es, daß sie so oft mit ihrem Schnabel klappen, und daß sie ihn auch so weit öfnen können, und grosse Stücke nehmen, die sie durch ihren Schlund, der so geräumig ist, als die Oefnung ihres Schnabels, auf einmal verschlucken können. 4) Durch ihre Klauen, denn sie haben vorn eine bewegliche Zehe, die sie nach Belieben hinterwärts kehren können, welches macht, daß sie fester und leichter auf einem Fuße ruhen können, als die andern Vögel. 5) Durch ihren Flug, denn sie fliegen in Absätzen, wenn sie aus ihren Löchern gehen, allzeit schief und ohne einiges Geräusche, als wenn sie von dem Winde getrieben würden: dieß sind die allgemeinen Unterscheidungszeichen zwischen den Nacht- und Tagraubvögeln, die so zu sagen nichts miteinander ähnlich haben, als ihre Waffen, und nichts miteinander gemein, als die Begierde nach Fleisch und die Lust zu rauben.

Der grosse Uhu, oder Schuhu ist einigermassen der Nachtadler und der König der Vögel, die das

Tags

Tagslicht scheuen. Seine gewöhnliche Jagd sind die jungen Hasen, die Caninchen, die Maulwürfe, die Feld, und Spitzmäuse. Diese letztern verschluckt er ganz, verdauet die fleischerne Substanz, und speit die Haare, die Beine und die Haut in runden Kügelchen wieder aus; er frißt auch die Fledermäuse, die Schlangen, die Eidechsen, die Kröten, die Frösche, und füttert seine Jungen damit; zu der Zeit jagt er so begierig und geschickt, daß sein Nest von Vorrath überfließt; er sammlet mehr als ein jeder anderer Raubvogel. Diese Art ist in Frankreich nicht so zahlreich, als die andern Uhu, und es ist noch nicht ausgemacht, ob sie das ganze Jahr in diesen Gegenden bleiben. Ihr Nest hat beynahe drey Fuß im Durchmesser, und ist von kleinen dürren Aesten erbauet, und inwendig mit Blättern ausgefüttert: man findet oft nur eines oder zwey Eyer in diesem Neste, etwas grösser als die Hühnereyer; diese Vögel jagen stille und mit mehr Leichtigkeit, als die Grösse ihres Körpers zu erlauben scheinet. Man sieht oft, wie sie sich mit Geyern schlagen; sie sind gewöhnlich stärker, und erhaschen die Beute, welche sie ihnen abnehmen. Der grosse Uhu ist ein mächtiger Vogel. Herrr Haller behauptet, daß man gesehen hat, wie er sich mit einem Adler schlug und siegte. Eben dieser Beobachter sagt auch, daß die Augen dieses Vogels sonderbar gebaut sind; Die Hornhaut ist so erhaben, daß ein Sehrohr darauf befestigt zu seyn scheint: diese grosse Oberfläche der Hornhaut nimmt sehr viele Lichtstrahlen ein, und macht, daß diese Thiere bey

dem wenigen Lichte sehen, das nach Untergang der Sonne in der Luft zurücke bleibt: sie können auch das Tageslicht eher vertragen, als die andern Nachtvögel; den sie fliegen des Abends bald aus und kehren des Morgens spat zurück. Man sieht zuweilen den grossen Uhu von einem Hauffen Krähen angefallen, die ihm nachfliegen, und ihn einschliessen: er hält ihren Anfall aus, und erhebt ein grössers Geschrey als sie, und endlich zerstreut er sie, und fängt auch zuweilen einige, wenn sich das Tageslicht neiget. In der Falconnerie bedient man sich des Uhus, um den Hühnerweihe herbey zu locken; man bindet an den Uhu einen Fuchsschwanz, um seine Gestalt noch sonderbarer zu machen, er fliegt nahe an der Erde, und setzt sich auf das freye Feld, und nicht auf einen Baum. Der Hühnergeyer, der ihn in der Ferne entdeckt, fliegt herbey und nähert sich dem Uhu, nicht um sich mit ihm zu schlagen, oder ihn anzugreiffen, sondern um ihn gleichsam zu bewundern, und er hält sich lange genug bey ihm auf, daß er von den Jägern geschossen oder durch die Raubvögel gefangen werden kann, die man deswegen los gelassen hat. Der weisse Lappländische Uhu scheint von eben der Art zu seyn, wie der unsrige, und seine Farbe kömmt nur von der Kälte her. Da dieser Vogel die Wärme wenig fürchtet, und die Kälte nicht scheuet, so findet man ihn in den beeden Welten gegen Norden und gegen Süden, und man findet nicht nur die Art überhaupt, sondern auch Spielarten. Der Jacurutu in Brasilien ist eben der Vogel wie unser gemei-

ner

ner Uhu: es ist auch der grosse Uhu aus Virginien bekannt; mit einem Worte, man unterscheidet drey grosse Uhu, nicht so wohl durch ihre Grösse, welche beynahe einerley ist, als durch die verschiedenen Farben der Federn: der erste hat schwärzliche Federn, die sich drey Finger über die Ohren erheben, und zwar nach Art der Hörner. Der zweyte ist der grosse Uhu in Italien; er ist von dem ersten durch seine Beine unterschieden, die bis an die äussersten Zehen, welche sehr klein sind, mit einem feinen Flaum bedeckt sind: alle die Federn sind falb. Der dritte hat wenig oder gar keinen Flaum an den Füssen, und sehr schwache Klauen; er wird der grosse unbehoste Uhu genennt. Der grosse Uhu hat seinen Aufenthalt nicht nur in dunkeln Höhlen der Gebürge und Felsen, sondern auch in hohlen Bäumen, in verfallenen Gebäuden und verlassenen Hütten, unter den Dächern grosser Häuser, auf den Kornböden, in den löchern der Thürme und Mauern, überhaupt an Orten, wohin selten Menschen kommen: da legt dieses Thier seine Eyer, bebrütet sie, und erzieht seine Jungen.

Die zweyte Art ist der gemeine oder mittlere Uhu. Es sind nur zwo Spielarten davon bekannt: die erste hat mehr graue und weißliche Federn; er wiegt ohngefähr zehn Unzen, und ist nicht grösser als eine Krähe, da der grosse Uhu so groß ist, als eine Gans, und der kleine Uhu nicht grösser als eine Amsel. Uebrigens ist die Farbe der kleinen Uhu nach dem Alter, dem Climat und vielleicht auch dem Geschlechte sehr

verschieden. Man behauptet, daß sich der gemeine Uhu nicht die Mühe giebt Nester zu bauen, und daß er seine Eyer in Nester legt, die er schon ausgemacht findet, vorzüglich in die Nester der Aelstern und fleinen Geyer. Die kleinen Uhu versammlen sich im Frühling in Hauffen zu ihrem Zuge, gehen nach den Schwalben ab, und kommen bald nach ihnen an; im Winter bleiben sehr wenige in unseren Gegenden. Diese Vögel suchen die Gegenden, wo es Feldmäuse giebt, und sind sehr nützlich, weil sie diese Thiere fressen, die in manchen Jahren so häufig sind, daß sie alle Körner und alle Wurzeln der Pflanzen verzehren, die zum Unterhalt und Gebrauch der Menschen so nothwendig sind. Der kleine Uhu wird zuweilen mit dem Käuzlein verwechselt, weil diese beeden Vögel ohngefähr einerley Grösse haben, und weil die kleinen hervorragenden Federn als das Kennzeichen des kleinen Uhus sehr kurz und sehr wenig sichtbar sind, daß man also in der Ferne dieses Unterscheidungszeichen nicht so leicht erkennen kann.

Die gemeine Eule, Nachteule, ist von der Spitze des Schnabels bis an das Ende der Füsse beynahe funfzehn Zolle lang, hat einen sehr grossen runden Kopf, und ist ungehörnt, der Schnabel ist grünlich oder gelblichweiß, mit ausgebreiteten Flügeln ist sie drey Fuß groß, die Beine sind bis an die Zehen mit weissen und schwarzgedupften Federn bedeckt, der obere Theil des Körpers ist grau und dunkelfärbig, weiß gedupft mit schwarzen Flecken, und der untere Theil des Körpers ist weiß mit schwarzen Streifen, die sich

in

in die Länge und die Quere kreuzen; ihr Geschrey hu, u, u, u, u, u, u, hat viele Aehnlichkeit mit dem Gehäule des Wolfes. Dieser Vogel hält sich in hohlen Bäumen auf, iagt die kleinen Vögel, Mäuse und Ratten.

Die gemeine Eule hat schwärzliche Augen, und ist ohngefähr zween Zolle länger als die Brandeule, welche blauliche Augen hat; jedermann kennet das Geschrey dieses Vogels, ho, ho, ho, ho, ho, ho, wodurch er gleichsam mit lauter Stimme anzuruffen scheint. Wenn diese Eule angegriffen wird, so legt sie sich, wie die andern Nachtvögel auf den Rücken und vertheidigt sich mit ihren Klauen. Sie nährt sich von den Mäusen wie die Katze, und daher hat sie ohne zweifel den französischen Namen, Chat-huant erhalten. Man muß sie nicht mit der Kirch-eule verwechseln, welche ohngefähr eben so groß ist, und geibe Augen hat. Dieser Vogel erschrekt in der That durch sein Gezische, sche, schei, scheu, schiu, durch sein durchdringendes und trauriges Geschrey, grei, gre, crei, und durch seine abgebrochene Stim-me, die er oft in der Stille der Nacht erschallen läßt; er ist gleichsam ein Hausvogel, und wohnt mitten in volkreichen Städten; die Thürme, die Glocken-thürme, die Kirchendächer, und andere hohe Ge-bäude dienen ihm bey Tag zum Aufenthalte, und in der Abenddämmerung verläßt er sie: sein Gezische, das er beständig wiederholt, gleicht dem Schnarchen eines Menschen, der mit offnem Munde schläft; er läßt auch im Fliegen und im Sitzen verschiedene durch-

dringende Töne hören, die so unangenehm sind, daß sie, verbunden mit dem Begrif der Nachbarschaft der Kirchhöfe und der Kirchen, und über dieß mit der Dunkelheit der Nacht, den Kindern und Weibern Schrecken und Furcht einiagen, von denen die meisten die Kircheule für einen Boten des Todes halten, daß sie, wenn sie sich auf ein Haus setzt, und ein ungewöhnliches Geschrey erschallen läßt, jemand zum Grabe ruft. Diese Vögel reinigen die Kirchen von Mäusen, und fressen das Oel in den Lampen.

Die Kircheule gleicht ein wenig der Steineule, welche brauner und mit grössern länglichen Flecken, wie kleine Flammen, bezeichnet ist; da hingegen die Flecken der Kircheneule, wenn sie deren hat, so zu sagen nur Puncte oder Tropfen sind. Dieser Vogel hält sich in den Steinbrüchen, in den Felsen, in verfallenen Gebäuden und an solchen Orten auf, die weit von den Wohnungen der Menschen entfernt sind; vielleicht wohnt er auch in hohlen Bäumen. Herr Salerne sagt, daß die Landleute viel Wesens von ihm machen, weil er viele Feldmäuse verzehren; und im Monat April hört man ihn bey Tag und bey Nacht schreyen, gut, aber in einem angenehmen Tone; und wann es regnen soll, so ändert dieser Vogel sein Geschrey, und scheint goyon zu ruffen. Man muß ihn nicht mit dem Käuzlein verwechseln, welches nur die Grösse einer Amsel hat, und im Fliegen beständig schreit, pupu, pupu. Das Käuzlein hat auch einen andern Laut, den es aber nur sitzend hö-

ren läßt; er gleicht der Stimme eines jungen Menschen, der verschiedene male nacheinander rufte, áme, heme, esme *.

Nun wollen wir von den Vögeln reden, welche nicht fliegen können, und die Herr von Buffon auf sieben oder acht Arten einschränkt. Der größte von diesen und auch von allen Vögeln ist der Straus, wenn man den Casuar ausnimmt, der zwar nicht so hoch, aber doch dicker ist. Der Straus hat sehr hohe Beine, einen sehr langen Hals und einen sehr kleinen Kopf, er hat beynahe die Höhe eines Mannes zu Pferd; er hat an einem jeden Fuß nur zwo Zehen, beede vorwärts, und bis an das erste Gelenk durch eine Membrane verbunden; seine Schenkel sind fleischig, und bis an die Knie ohne Federn, so wie auch

*). Da ich in einem alten Thurm von Chateau de Montbard schlief, sagt Herr von Buffon, so sezte sich ein Käuzlein ein wenig vor Tag um drey Uhr des Morgens auf das Fenstergesimse meiner Kammer, und weckte mich durch sein Geschrey, heme, esme, auf; da ich auf diese Stimme merkte, die mir um so viel sonderbarer vorkam, weil sie nahe war, so hörte ich, daß jemand von meinen Leuten, der in einem Zimmer ober meiner Kammer lag, das Fenster öfnete, und weil er durch den deutlichen Laut Edme betrogen wurde, so antwortete er dem Vogel: ich heisse nicht Edme, sondern Pierre, Dieser Bediente glaubte, es wäre würklich ein Mensch, der einem andern riefe, so viele Aehnlichkeit hat die Stimme des Käuzleins mit der Menschenstimme, und es spricht dieses Wort deutlich aus.

unter den Flügeln, welche klein und zum fliegen untauglich sind, weil sie keine Schwingfedern haben, welche zum Fliegen erfordert werden; doch helfen diese Flügel dem Vogel im Laufe, wenn der Wind günstig ist; die Federbärte des Strausen sind nicht genau aneinander, sondern fliegend und biegsam, denn es fehlen ihnen die kleinen Hacken, wodurch sich die Federn so leicht ineinander schlingen. An dem Ende eines jeden Flügels sind zween Sporne, die den Spitzen des Stachelschweins gleichen; einige behaupten, sie dienen ihm zu seiner Vertheidigung, andere aber, um sich im Laufe damit zu spornen; die Rückenfedern sind an dem Weibe braun und an dem Manne schwarz, und sind so weich, wie Wolle; die grossen Flügelfedern haben eben die Farbe, aber an dem obern Theile sind sie sehr weiß; die Schwanzfedern sind an dem Manne weißlich, an dem Weibe bräunlich, und an den Spitzen weis; sie werden sehr gesucht, um die Caskete damit zu zieren. Der Hals und der Kopf des Strausen sind mit einem Flaum oder dünn stehenden Haaren statt der Federn versehen. Der Flaum ist von zweyerley Art, der feine und der grobe. Der feine Strausenflaum wird zu den Hüten gebraucht, wie z. E. in Caudebec. Die groben Straushaare werden gesponnen, und in Wollenmanufacturen gebraucht, um Einfassungen an die feinsten schwarzen Tücher zu machen. Der Kopf dieses Vogels ist klein, plat und beynahe kahl; seine Hirnschale ist dünne und zerbrechlich, und dieß ist vielleicht die Ursache, warum der Straus den Kopf als seinen

schwäch-

schwächsten Theil, wann er gar kein Mittel mehr zur Rettung sieht, verbirgt; sein Schnabel ist gerade und nach dem Verhältniß des Körpers klein; sein Maul ist weit gespalten; seine Augen, welche Augenlieder mit Haaren besetzt haben, sind groß; die Oefnung der Ohren ist groß, ohne von Federn bedeckt zu seyn; unterdessen glaubt man doch, daß er in gewissen Umständen z. E. in der Brunstzeit, taub sey. Vielleicht hat man auch der Taubheit zugeschrieben, was eine Würkung der Dummheit war; die Stimme des Strausen ist einem Seufzen ähnlich; dieser Vogel ist sehr geil; das Männchen hat eine sehr beträchtliche Ruthe, und man glaubt, daß es sich würklich mit dem Weibchen vermische, welches sehr fruchtbar ist, und wohl zwölf bis funfzehn Eyer legt, deren jedes zuweilen einen Schoppen Flüssigkeit enthält; und die Schale wird mit der Zeit so hart, daß man Gefässe, die einigermassen dem Elfenbein gleichen, daraus verfertigt. Diese Vögel legen ihre Eyer in den Sand, und bebrüten sie bey der Nacht, (wenigstens in Senegal); denn am Tage ist die Sonne zum brüten hinlänglich. Diodor erzehlt eine Art, diese Vögel zu fangen, die sich auf ihre Neigung zur Brut gründet: wenn man nemlich in der Nähe des Nestes in einer schicklichen Höhe Stangen mit eisernen Spitzen in die Erde steckt, in welchen sich die Mutter von selbst fängt, wenn sie begierig herbey eilt, um sich über die Eyer zu setzen.

Der Straus frißt alles, was man ihm vorhält, ohne Unterschied, Leder, Gras, Brod, Haare. **Valisnieri** glaubt, daß der Straus verdaue, und die harten Körper auflöse, hauptsächlich durch einen auflösenden Saft in dem Magen, doch ohne das Stossen und Reiben auszuschliessen, welche das Auflösen befördern können: hier sind seine Beweise. 1) Die Stücke Holz, Eisen oder Glas, die sich eine zeitlang in dem Magen des Strausen befunden haben, sind nicht glatt und glänzend, wie sie doch seyn müßten, wenn sie durch das Reiben abgenützt wären, sondern sie sind rauh, durchlöchert, wie sie seyn müssen, wenn man voraus setzt, daß sie durch ein würkliches Dissolvens angegriffen worden sind: 2) Dieser auflösende Saft zertheilet die harten Körper sowohl als die Kräuter, die Körner und die Beine in unfühlbare Theilchen, die man mit dem Vergrösserer und auch wohl mit dem blossen Aug entdecken kann: 3) Er hat in dem Magen eines Strausen einen Nagel in einer von den Wänden fest gefunden, und der so durch den Magen gieng, daß die Wände einander nicht berühren und folglich die enthaltenen Sachen nicht drücken konnten, so sehr es auch sonst geschehen mag; unterdessen waren die Nahrungsmittel so gut aufgelöst, als in einem andern, dessen Wände durch keinen Nagel voneinander gehalten wurden; welches doch wenigstens beweist, daß die Verdauung in dem Straus nicht blos durch das Reiben geschieht: 4) Er hat einen küpfernen Fingerhut gesehen, der in dem Magen eines Kapauns gefunden wurde, der nur an der

Seite angefressen war, welche zunächst an dem Kropfe lag, und die also dem Anstossen der übrigen harten Körper am wenigsten ausgesetzt war; ein Beweiß, daß die Metalle in dem Magen der Kapaunen mehr durch einen gewissen Saft aufgelöst werden, als durch das Stossen und Reiben; und diese Folge erstreckt sich ganz natürlich auch auf die Strausen: 5) er hat eine Münze gesehen, welche so tief eingefressen war, daß sie um drey Gran leichter geworden: 6) die Drüsen des ersten Magens geben, wenn sie gedruckt werden, einen zähen, gelblichen und geschmacklosen Saft; und welcher demohngeachtet auf das Eisen schnell einen dunkeln Flecken macht: 7) endlich geben die Würksamkeit des Saftes, die Stärke der Kropfmuskeln, und die schwarze Farbe, welche die Excremente des Strausen färbet, der Eisen verschluckt hat, so wie bey Personen, welche die Eisencur gebrauchen, und das Eisen gut verdauen, mit den vorhergehenden Erzehlungen unterstützt, dem Valisnieri hinlänglichen Grund zu muthmassen, nicht daß die Strause das Eisen verdauen und sich davon nähren, wie verschiedene Insecten oder kriechende Thiere sich von Erde und Steinen nähren sollen, sondern daß die Steine, die Metalle und absonderlich das Eisen durch den Saft der Drüsen aufgelöst als ein Absorbens dienen, die allzustarke Säure des Magens zu mäßigen; daß sie sich mit der Speise als nützliche Nahrungsmittel vermischen, sie würzen und die Stärke der ersten Theile vermehren können, um so viel mehr, da das Eisen, wie bekannt

kannt, mit den übrigen Säften in lebendigen Wesen verbunden ist.

Man findet auch Menschen, deren Verdauungskraft in dem Magen erstaunlich ist. Ich sahe zween Charlatan, sagt Herr von Sauvages, wovon der eine, um seinen Unterhalt zu gewinnen, und das Volk zu betrügen, verschiedenemale des Tages sieben bis acht Kieselsteine von der Grösse einer Nuß verschluckte; sein Camerade verschluckte noch einmal so viel, und aß noch überdieß eine beträchtliche Menge von der Art Steinen, die in Montpellier zu Erbauung der Häuser gebraucht werden. Ich fühlte selbst die Kieselsteine in dem Bauche des einen, aber ich konnte nicht wissen, ob er sie wieder durch den Mund auswarf; sie schienen in den Gedärmen zu seyn. Der lezte, den man für einen Wilden ausgab, lebte von nichts, als Kieselsteinen und Brandwein. Wozu verleitet nicht der unersättliche Hunger nach Geld! Man sieht auch einige, welche, um die Bewunderung des Volks zu erregen, Gläser, Messer, und dergl. verschlucken, welches ihnen aber oft theuerer zu stehen kommt, als sie glauben.

Ganze Völkerschaften assen ehedessen Strausenfleisch; und der Kaiser Heliogabalus ließ einsmal bey einer einzigen Gastung das Gehirn von sechshundert Strausen auftragen: noch heut zu Tag füttern die Einwohner in Lybien, Numidien, u. s. w. zahme Strause, wovon sie das Fleisch essen, und die Federn verkaufen. Die Aethiopier streifen die Strause ab,

und

und verkaufen die Häute an die Kaufleute aus Alexandrien; das Leder davon ist sehr dicht, und die Araber bereiteten sich ehedessen eine Art von Oberkleidern davon, die bey ihnen die Stelle des Helms und des Cuirasses vertraten. Die Federn, welche man am höchsten schätzet, müssen dem Thiere lebendig ausgerauft werden; und man erkennt sie, wenn der Kiel, mit den Fingern gedruckt, einen rothen Saft giebt, da die, welche nach dem Tode des Vogels genommen werden, trocken, leicht, und den Würmern unterworfen sind: ihr Fett war bey den Römern sehr geschätzt und sehr theuer, welche es, nach dem Zeugniß des Plinius, wider die kalten Feuchtigkeiten, das Gicht, und den Rhevmatismus für würksamer hielten, als das Gansfett; und noch heut zu Tag gebrauchen es die Araber eben so.

Der Straus ist in Asien und Afrika zu Hause; und ob er gleich in Wüsteneyen lebt, so wird er doch leicht zahm gemacht, absonderlich wenn er jung ist. Der Engländer Moore versichert, daß er in Afrika einen Menschen gesehen, der auf einem Straus reiste; zween andere, sagt Herr Adamson, die man in dem Comtoir von Podor an dem Niger bey zwey Jahren ernährte, waren, ob sie gleich noch jung waren, an Grösse ohngefähr den größten von denen gleich, die ich auf dem brennenden und sandigen Lande an der linken Seite des Nigers im Vorbeireisen gesehen hatte: diese zween waren so zahm, daß sich zween kleine Schwarze mit einander auf den größten von ihnen sezten; sobald er die Last fühlte, so fieng er an

aus

aus allen Kräften zu laufen, und trug sie verschiedenemale in dem Flecken herum, so daß man ihn nicht anderst aufhalten konnte, als durch die Versperrung des Weges. Um die Stärke dieser Thiere zu versuchen, ließ ich einen erwachsenen Schwarzen auf den kleinen und zween andere auf den grossen Straus setzen: diese Last schien ihrer Stärke angemessen zu seyn; anfangs giengen sie in einem ganz kurzen Galop; da sie aber ein wenig aufgemuntert wurden, breiteten sie ihre Flügel aus, um den Wind zu gewinnen, und lieffen so schnell, daß sie kaum die Erde berührten. Ich bin überzeugt, daß sie die muthigsten Englischen Pferde hinter sich gelassen haben würden. — — Sie würden zwar im Laufe nicht so lange anhalten, wie diese, aber sie würden gewiß viel schneller seyn. Ich war öfters ein Zeuge von diesem Schauspiele, welches von der ungeheuern Stärke des Strausen einen Begrif geben und beweisen kann, wie man sie gebrauchen könnte, wenn ein Mittel erfunden würde, sie zu lenken und abzurichten, wie ein Pferd. Ob sie aber gleich schneller lauffen, als ein Pferd, so werden sie doch mit Pferden gejagt und gefangen. Die Araber folgen ihnen Anfangs nur in der Ferne nach, und lassen sie keine Nahrung zu sich nehmen; aber sie werden nicht so sehr verfolgt, daß sie durch eine schnelle Flucht zu entwischen verlangren; da sie in ihrem Laufe beynahe immer einen grössern oder kleinern Cirkel machen, so können ihnen die Araber in einem kleinen concentrischen Cirkel nachfolgen, und in der gehörigen Enfernung immer einen kürzern Weg ma-

machen, als sie; wenn sie hungrig und einen oder zween Tage abgemattet sind, so sprengen sie auf einmal im Galoppe auf sie, treiben sie, so viel möglich gegen den Wind, und schlagen sie mit Stöcken todt, damit die schönen weissen Federn nicht durch ihr Blut befleckt werden.

Ehedessen bedeckten sich diese Völker mit einer Strausenhaut, wenn sie diese Thiere fiengen, und machten alle Bewegungen, welche der Straus gemeiniglich selbst macht; und auf diese Weise konten sie sich denselbigen leicht nähern und sie überfallen: so verkleiden sich auch die wilden Amerikaner in ein Reh, um die Rehe zu fangen.

Der Straus ist ein sehr starker Vogel, und er kann einen Hund und sogar einen Menschen mit dem Schlag eines Fusses umwerfen; er vertheidigt sich mit seinem Schnabel, mit seinen Flügelspitzen und absonderlich mit seinen Füssen. Ein Straus von mittlerer Grösse kann ohngefähr vier und zwanzig Pfunde wiegen; sein Fleisch ist schwer zu verdauen, und seine Eyer haben ohngefähr einen Geschmack wie Gänseeyer.

Man muß den Straus oder Cameelstraus, von dem wir bisher geredet haben, nicht mit dem Touyou verwechseln, den man uneigentlich den abendländischen oder Amerikanischen Straus nennet. Wenn man den berühmtesten Naturalisten glaubet, so ist dieser Vogel, den man in Südamerika findet, zwar nicht so groß als der Cameelstraus, aber doch

der größte Vogel in der neuen Welt, und wohl sechs Fuß hoch, und hat beynahe Schenkel, wie ein Mensch; er hat den kleinen Kopf, den platten Schnabel, und langen Hals des Strausen; aber übrigens hat er mehr Verhältniß mit dem Casuar; er hat an jedem Fuß drey Zehen, (da der Straus nur zwey hat) und alle drey vorwärts, und hinten eine knorpliche runde Erhöhung, welche eine Art von Knöchel ist; auf einem schlüpfrigen Boden erhält er sich schwer, aber auf freiem Felde läuft er sehr leicht, und erhebt bald den einen, bald den andern Flügel, entweder um den Wind zu fangen, oder um den Hunden, die ihn verfolgen, zu entwischen, oder um seine Richtung im Lauffe gut zu verändern, und durch diese Zigzag den Pfeilen der Jäger zu entgehen; wahrscheinlich fressen diese Vögel Früchte, wie die Strausen.

In ihrer ersten Jugend sind diese Vögel sehr gesellschäftlich, und folgen der ersten besten Person nach, aber im Alter werden sie wild; das Fleisch der Jungen ist eine gute Speise; und obgleich ein Gelehrter behaupten will, daß ihre Federn zu nichts dienen, so zweifelt man doch mit dem Heren von Buffon billig daran. Man versichert so gar, daß dieser Vogel sehr hoch fliegt, und an einem jeden Fuße vier Zehen hat, wie man sich davon durch zween solche Vögel überzeugen kann, die man seit kurzen aus America gebracht hat, wovon der eine in das Königl. französische Kabinet gekommen ist; sie sind, wie man sagt, durch zween Indianer sehr hoch in der Luft geschossen worden. Vielleicht giebt es

Ge-

Gegenden in Amerika, wo man die Vögel findet, welche die Naturaliſten unter dem Namen Touyou beſchrieben haben, und die von unſern eben beſchriebenen unterſchieden ſind.

Der Caſuar iſt weder ſo groß, noch ſo dick, wie der Straus, und erſcheint doch bey dem erſten Anblick ſtärker, denn ſein Körper iſt ohngefähr eben ſo groß, ſein Hals und ſeine Füſſe ſind nicht ſo lang, und nach Verhältniß dicker; und der eigentliche Körper mehr aufgetrieben, welches ihm ein gröſſeres Anſehen giebt. Dieſer Vogel hat kleinere Flügel als der Straus, aber ein jeder iſt mit vier, fünf, ſechs oder ſieben Spitzen verſehen; dieſe Spitzen ſind wie Federkiele, ſcheinen an dem Ende roth, und ſind durchaus hohl: die Mittlere iſt beynahe einen Fuß lang, und hat ohngefähr drey Linien im Durchſchnitte; die andern nehmen auf beeden Seiten immer mehr ab, wie die Finger an den Händen; dieſer Vogel hat, wie der Straus, nur eine Gattung von Federn, an ſeinem ganzen Körper, aber ſeine meiſten Federn ſind zweyfach, indem auf einem jeden Kiel zwo Federn ſtehen, die gröſſer oder kleiner und oft gar nicht einander gleich ſind; die Federſtengel ſind plat, glänzend und ſchwarz, und unterwärts in Knoten abgetheilt, und an jedem Knoten iſt ein Bart oder ein Faden, doch mit dem Unterſchied, daß dieſe Fäden von der Wurzel bis in die Mitte des Stengels kürzer und flaumartiger und dunkel caſtanienbraun ſind; hingegen von der Mitte des Stengels bis an die Spitze ſind ſie länger, härter, und von ſchwarzer Farbe;

und da die leztern die erstern bedecken und allein zu sehen sind, so scheint der Casuar, wenn er in einiger Entfernung gesehen wird, rauh und haarig, wie ein Bär und ein wildes Schwein; die kürzesten Federn sind am Halse, die längsten um den Bürzel, und die mittlern zwischen diesen beeden Theilen; die an dem Bürzel sind wohl vierzehn Zolle lang, und fallen über den hintern Theil des Körpers, und vertretten die Stelle des Schwanzes, der ihm ganz und gar fehlt.

Dieser Vogel hat so wie der Strauß unten an der Brust, nemlich an dem Ort, welcher die Last des Körpers trägt, wenn das Thier ruhet, eine nackte und schwüliche Haut; er gebraucht die Füsse zu seiner Vertheidigung, denn er schlägt hinten aus, wie ein Pferd, wie einige behaupten, andere hingegen sagen, er schlägt denjenigen, der ihn angreift, vorwärts auf die Brust, um ihn mit seinen Füssen umzuwerfen; er läuft schneller, als der beste Laufer, giebt schnell wieder von sich, was er zu sich genommen hat, und zuweilen auch Aepfel so groß als eine Faust ganz wie er sie verschluckt hat; welches von dem Darm herkömmt, der ohngefähr dreyzehnmal kürzer ist, als in dem Straus; er hat also die kurzen Gedärme der fleischfressenden Thiere und den Magen der fruchtfressenden; man hat ihn schon gesehen, daß seine Ruthe an dem After heraus hieng; ein neuer Zug der Aehnlichkeit mit dem Straus.

Man findet den Casuar gegen Süden in dem östlichen Theile von Asien, auf den Molukken, auf den

Inseln Banda, Java, Sumatra, und in den Theilen des festen Landes, die unter eben der Breite liegen; aber die Gattung ist nicht zahlreich.

Der Walghvogel (Arschbusch) hält sich gemeiniglich in den Inseln France, Bourbon und wahrscheinlich auch auf dem festen Lande auf, das nicht weit davon entfernt ist. Dieser Vogel ist sehr dünne; seine Gestalt und Grösse ist zwischen dem Straus und dem Indianischen Hahn; in seiner Leibesgestalt übertrift er den Schwan; sein Kopf ist dick, lang und ungestaltet: nach der Wurzel des Schnabels folgen Federn, ziehen sich wie eine Spitze über die Stirn, darnach runden sie sich um das Gesicht herum, wie eine Capuze, daher hat er den Namen Capuzschwan; seine Augen sind schwarz und groß; sein Schnabel ist sehr lang, dick, stark, spizig und gebogen, von blaßblauer Farbe, sein Hals ist groß, dick und gebogen, der Körper auch dick und rund, mit grauen Federn bedeckt, die so weich sind, wie die Federn des Strausen; seine Flügel sind kurz, seine Beine dick, kurz und gelblich: er hat vier Zehen, drey vorn und eine hinten; er fliegt nicht und gehet langsam: sein Fleisch ist fett und so nahrhaft, daß drey oder vier Walghvögel hinlänglich sind, hundert Personen zu sättigen. Man findet insgemein Steine in dem Magen dieses Thieres.

Der Einsiedler von der Insel Rodrigo ist ein dicker Vogel, der wohl fünf und vierzig Pfunde wiegt, dessen Farbe ordentlich grau und braun gemischt ist,

und zuweilen hat auch die gelbe Farbe die Oberhand. Dieser Vogel hat ober dem Schnabel gleichsam einen Wittwenschleyer; seine Federn erheben sich an den beeden Seiten der Brust, wie ein Hauffe, und haben einige Aehnlichkiit mit dem Busen eines Frauenzimmers; die Federn an den Schenkeln runden sich gegen das Ende wie eine Muschel, welches eine gute Würkung hat; und das Weibchen, gleich als wenn es diese Vorzüge fühlte, bringt seine Federn sorgfältig in Ordnung, und ist beynahe beständig damit beschäftigt, so daß keine der andern vorsteche; diese Weibchen haben ein einnehmendes und edles Ansehen, und ihre gute Mine hat ihnen oft das Leben erhalten.

Wenn der Einsiedler und der Walghvogel von einerley Gattung sind, so muß man in Ansehung der Mine einen grossen Unterschied zwischen dem Männchen und Weibchen zugeben. Der Einsiedler kann seine Flügel nicht zum Fliegen gebrauchen; doch sind sie ihm nicht unnüz zu seiner Vertheidigung; das Flügelbein formirt an dem äussersten Ende einen sphärischen Knopf, der sich unter die Federn verbirgt, und den der Vogel gegen seine Feinde gebraucht. Das Männchen ruft seinem Weibchen durch ein gewisses Schlagen, indem es sich in Zeit von vier oder fünf Minuten zwanzig bis dreyssigmal auf einer Seite herum dreht, und ohngefähr ein Geräusche verursacht, wie der Weihe, welches man zwey hundert Schritte weit höret.

Diese Vögel bauen ihre Nester von Palmblättern ohngefähr einen und einen halben Fuß hoch; in

die-

dieſes Neſt legt das Weibchen ein Ey, das viel gröſſer iſt, als ein Gansey, und das Männchen brütet mit, welches ohngefähr ſieben Wochen dauert; das Junge kann ſich erſt nach mehrern Monaten ſeinen Unterhalt verſchaffen. Wenn auch der junge Einſiedler erzogen iſt, ſo bleiben doch der Vatter und die Mutter beſtändig beyeinander: doch miſchen ſie ſich oft unter andere Vögel von ihrer Gattung.

In dem Magen dieſes Vogels findet man einen Stein, wie bey dem Walghvogel; und dieſer Stein iſt ſo groß wie ein Hühnerey, auf der einen Seite plat, und auf der andern erhaben, und ſo hart wie ein Wetz, oder Schleifſtein. Wenn man dieſe Vögel fängt, ſo machen ſie kein Geſchrey, ſondern ſie laſſen Thränen fallen, und nehmen ſchlechterdings keine Nahrung an: ihr Fleiſch, abſonderlich von den Jungen, hat einen vortreflichen Geſchmack.

Der Vogel von Nazareth, ohne Zweifel durch eine Verfälſchung alſo genennet, weil er auf der Inſel Nazare, unterm ſiebenzehnten Grade Süderbreite, gefunden wurde, hat eine groſſe Aehnlichkeit mit dem Walghvogel, wenn er nicht gar der nemliche Vogel iſt. Denn wenn wir dem Cauche glauben, ſo nähern ſich dieſe Vögel einander durch die Farbe und Beſchaffenheit der Federn, welche nur ein Flaum ſind, und legen beede nur ein Ey; aber der Vogel von Nazare und der Einſiedler haben hohe Beine, da hingegen der Walghvogel dicke und kurze Beine hat. Dieſer und der Einſiedler haben ohngefähr die

Füsse eines wälschen Hahns, und vier Zehen; aber nach dem Zeugniß des Cauche hat der Vogel von Nazare nur drey. Es wäre zu wünschen, daß die Reisenden diese drey Vögel untersuchten, und eine genaue Beschreibung davon machten. Wenn man einen jungen Nazarethvogel tödtet, so findet man einen grauen Stein in seinem Magen.

Die gemeine Trappe oder Trappgans hat die Grösse eines wälschen Hahns; sie hat einen weissen Bauch, den Rücken mit schwarz und rothen Querstreifen, den Flaum etwas rosenfarbig oder röthlich: den Hals und den Kopf aschfarbig, der Schnabel ist dem Hühnerschnabel gleich; sie hat an einem jeden Fuß nur drey Zehen vorwärts. Im Winter leben die Trappen in Hauffen, und im April trennen sie sich; dieß ist ihre Brunstzeit. Wenn sie auf der Erde sind, und zwar in grossen Hauffen, so sind allezeit einige etwas von der Erde entfernt, welche Wache halten und den Kopf allezeit in die Höhe gerichtet haben, um die andern, wenn sich etwas zeigt, durch einen Laut zu warnen; und da sie sich wegen ihrer kurzen Flügel mühsam erheben: so beginnen sie ihren Flug zeitig. Wenn die Trappe gejagt wird, so schlägt sie ihre Flügel und läuft sehr schnell, und zuweilen etliche tausend Schritte, ohne anzuhalten; da sie aber nur mit Mühe auffliegen kann, wenn sie von einem guten Winde begünstiget wird, und sich nicht auf Bäume setzt oder setzen kann, entweder wegen ihrer Schwere, oder wegen Mangel der Hinterzehe, womit sie sich an einem Aste fest halten könnte;

so

so wird sie von den Wind, und Parforcehunden getrieben, und auch zuweilen erhascht, wenn sie sich noch nicht hoch über die Erde erhoben hat: sie wird auch mit dem Falken gejagt, und mit Garnen gefangen. Sie wird auch mit einer Angel gefangen, an welcher ein Stück Obst oder Fleisch befestiget ist. Man behauptet, daß diese Art Europäischer Vögel das meiste Verhältniß mit dem Straus habe; daß die Weibchen ober dem Eyerstock auch Testikeln wie die Männchen haben, und daß die Männchen in der Brunstzeit mit ihrem Schwanz auch ein Rad formiren. Sie streiten oft miteinander um ein Weibchen, und schlagen sich zuweilen auf den Tod. Das Weibchen legt im May und Junius, macht sein Nest in ungebautes Land, und macht zuweilen nur ein rundes Loch in der Erde. Die Jungen lauffen wie die Küchlein, so bald sie ausgeschloffen sind. Das Fleisch dieses Vogels hat den Geschmack, wie ein junger wälscher Hahn, und sein Geschrey gleicht dem Geschrey eines Raben: man findet ihn zuweilen mitten im Schnee; er wird in den Hühnerhöfen gezogen; und das Trappenfett wird für schmerzstillend und auflösend gehalten.

Die kleine Trappe, welche sich hauptsächlich in Frankreich aufzuhalten scheint, hat ein schwarzes und delicates Fleisch; sie ist listig, und wenn sie eine Gefahr vermuthet, so macht sie einen schnellen Flug von zwey bis dreyhundert Schritten, und zwar ganz nahe an der Erde; wann sie auf der Erde ist, so

läuft sie so schnell, daß sie kaum ein Mensch einholen könnte. In Maine und in der Normandie werden sie häufig gefunden.

Die kleine Trappe hat alle äusserliche Kennzeichen der grossen; an einem jeden Fuß drey Vorderzehen; einerley Fertigkeiten, einerley Neigung und einerley Sitten, man möchte sagen, daß die kleine aus dem Ey einer grossen gekommen sey, dessen Keim sich nicht genug entwickelt hatte; das Männchen unterscheidet sich von dem Weibchen durch einen doppelten weissen Kragen, und durch einige andere Verschiedenheiten der Farben; das Weibchen legt im Monat Junius. Die Jungen fangen erst gegen die Mitte des Augusts an zu fliegen; und wenn sie ein Geräusch hören, so bleiben sie genau an der Erde, und liessen sich eher zertretten, als daß sie ihren Platz verliessen; das Brunstgeschrey dieser Vögel ist Brut oder Prut, welches sie absonderlich bey der Nacht oft wiederhohlen, und das man sehr weit höret.

Man findet in Afrika eine Art kleiner Trappen; in Arabien eine grosse Haubentrappe, und der Afrikanische Vogel Rhaad ist eine kleine Haubentrappe.

Unter den Tagvögeln singen bey der Nacht allein die Nachtigal und der Haushahn; dieser letztere ist der geilste unter allen Vögeln; man sagt, daß er in einem Tage seine Hennen wohl funfzigmal tritt: aber die unmässige Wollust erschöpfet ihn bald, so daß er nach dem dritten Jahr zur Zeugung untüchtig wird. Er herrscht unumschränkt unter seinen Hühnern, wacht

sorg-

sorgfältig für ihre Erhaltung, warnet sie bey der Gefahr, und ruft ihnen, um die Körner mit ihnen zu theilen, die er gefunden hat, und beraubt sich oft, ihnen zu gefallen, derselbigen ganz. Aber er ist ein eifersüchtiger Herr, der nicht leicht die Gegenwart eines Nebenbuhlers verträgt. Sie werden zum Gefechte erzogen: diese Gattungen von Schauspielen sind nach dem Geschmack der Engländer, der Chineser, der Einwohner auf den Philippinen, und der Völker in Ostindien. Man findet zuweilen kleine Eyer, in welchen man statt des Dotters etwas entdeckt, das einer gewundenen Schlange gleichet; man nennt sie Hahneneyer, aber uneigentlich; denn sie kommen von Hühnern, deren Körperbau verändert worden ist, oder bey welchen durch Anstrengungen, oder äusserliche Ursachen der Dotter in dem Eyergang zerplatzt ist *).

Wenn man dem Hahn den Kamm einen Daumenbreit von der Hirnschale abschneidet, so entstehet in der Mitte ein leerer Raum, in welchen man einen Sporn von der Grösse eines Hanfkorns pflanzet, der einem jungen Huhn abgeschnitten wird. Nach vierzehen Tagen oder drey Wochen hat sich der Sporn genau mit dem Kamme vereiniget, wenn man nur den

---

*). Ein Gelehrter versichert, er habe in Brüssel eine Henne gesehen, welche von einem Caninchen getretten ward; man zeigte auch eine andere Henne, die von einer solchen Ausschweifung entstanden seyn sollte; das glaub ein anderer, ich nicht.

den Hahn verhindert, daß er ihn durch die Bewegung nicht abschütteln kann; und nach vier oder fünf Monaten wird er einen halben Zoll lang. Herr du Hamel hat einen gesehen, der nach vier Jahren über vier Zolle lang war *).

Die Hühner von mittlerer Grösse und schwarzer Farbe werden für die besten Leghühner gehalten. Die Hühner legen, wenn sie auch keinen Hahn haben, und die Eyer erhalten sich besser und sicherer, als wenn

*) Um einen Capaun zu machen, nimmt man dem jungen Hahn die Testikeln weg, damit er sich nicht durch die Wollust erschöpfe und sein Fleisch zarter werde. Man capaunt im dritten Monat, nemlich im Jun. wo es weder zu kalt noch zu warm ist. Das Thier ist nach dieser Operation traurig, melancholisch und schamhaft, es scheinet etliche Tage lang, die Quelle seiner Munterkeit und seines Vergnügens zu suchen: mit einem Worte es scheint die Wichtigkeit seines Verlustes zu empfinden. Es läßt sich auch etliche Wochen nicht gerne vor den Augen der Hühner sehen, und sie haben keinen Reitz mehr für den Capaun. Diese Verschnittenen werden abgerichtet, die jungen Hühner zu erziehen. Damit sie ein Belieben daran finden, so werden ihnen die Bauchfedern ausgerauft, und mit Brennnesseln gepeitscht, und mit in Wein getauchtem Brode trunken gemacht. Wenn man dieß zwey oder drey Tage nacheinander wiederhohlet hat, so giebt man ihnen zwey oder drey erwachsene junge Hühner unter eine Weidenstürze: wenn diese unter seinen Bauch kriechen, so lindern sie ihm das brennende Jucken: dadurch gewöhnt er sich, dieselben anzunehmen: er gewinnt

wenn sie befruchtet sind; aber eben deswegen, weil sie nicht befruchtet sind, taugen sie nicht zum brüten. Die Eyer, welche im Monat August gelegt werden, sollen sich besser halten, als die von andern Monaten des Jahrs. Herr von Reaumur hat uns ein einfaches und leichtes Mittel gezeigt, die Eyer auf Seereisen und für die Jahrszeit zu erhalten, da die Hühner nur sehr selten legen: er sagt nemlich, man soll die Eyerschale mit etwas überziehen, das von dem Was-

---

winnt sie bald lieb, und führt sie; und wenn man ihm nachher mehr giebt, so nimmt er sie auch an, und bedeckt sie mit seinen Flügeln, erzieht sie, und hält sich längere Zeit zu ihnen, als die Mutter. Das Capaunenfleisch ist sehr zart, und gegen den siebenten oder achten Monat am besten. Das junge Huhn ist eine leichte und gesunde Nahrung, und die Brühe davon ist gut bey Krankheiten in den Gedärmen, um die Galle zu mässigen, die sich in den Magen ergießt. Die Brühe von alten Hahnen wird in Chronischen Krankheiten empfohlen, und nach dem Herrn Bourgeois erleichtert sie die Engbrüstigen sehr. Ein Fleisch geniessen gemeiniglich die Gesunden, und auch einige Alte, die viele Nahrung bedürfen, ohne daß ihr Magen dadurch angegriffen wird.

Wenn man verhindern will, daß die Hühner die Weinstöcke nicht verderben, so darf man nur den jungen Hühnern die Blüthe von dem wilden oder auch von dem gewöhnlichen Weinstock in das Wasser werfen; dieß soll ihnen einen Widerwillen gegen die Weintrauben verursachen.

Wasser nicht aufgelöst wird, z. E. mit zwey oder drey Lagen von gemeinem Firneis, oder einem leichten Ueberzug von Hammelfett, oder Oel oder geschmolzenem Wachse. Wenn ein so zubereitetes Ey ein halb Jahr aufbewahret wird, so erhält es sich gut und hat keinen übeln Geschmack. Man wird die Eyer noch sicherer und länger aufbewahren, wenn man solche wählt, die nicht befruchtet sind; denn der Keim wird immer einen Theil davon verderben. Ein frisches Ey muß voll seyn, welches man erkennet, wenn es zwischen einem Licht und dem Auge gehalten wird: wenn ein gesottenes Ey gesund seyn soll, so muß seine Substanz weich und flüssig seyn. Das Weisse *) vom Ey allein genommen ist diätetisch und nahrhaft; aber der Dotter ist hitzig. In Frankreich hat man eine

---

*). Si sumas ovum, molle sit atque novum, sagt die Schola Salernitana. Wenn man die neugelegten Eyer in frisches Wasser thut, und alle Tage damit abwechselt, so daß das Wasser darüber schlägt, so kann man sie lange Zeit frisch erhalten. Man kann sie auch in geschmolzenes Hammelfett, aber nicht gar zu warm thun, und auf diese Weise werden sie länger als ein Monat frisch bleiben; oder man kann auch die frischen Eyer ordentlich sieden, so kann man sie lange Zeit aufbewahren, weil dadurch die subtile Ausdünstung durch die Schale verhindert wird: nach der Zeit thut man sie wieder in kochendes Wasser, als wenn sie noch nicht gesotten wären, und sie werden wieder weich, wie vorher: die Octobereyer sind am leichtesten aufzubewahren. Im Rübenöhl kann man die frischen Eyer drey bis vier Jahr erhalten.

eine gewöhnliche Brühe, welche buillon à la Reine genennet wird, wobey das Vornehmste der Eyerdotter ist, und die in gallichten Coliken gebraucht wird, und in heftigem Bauchgrimmen, welches zuweilen auf harzige Purgirmittel folgt. Der Eyerdotter ist der Hauptstof von der Brustlatwerge, von dem gewöhnlichen Digestiv: er kommt zu sehr vielen Tunken: das weisse gebraucht man bey Bereitung des Eibischsaftes und des Süßholzsaftes; und die Schale zu Pulver gestossen ist ein Absorbens.

Der Auerhahn ist ohngefähr so groß als ein wälscher Hahn, und scheint von ferne schwarz; wenn man ihn aber in der Nähe betrachtet, so sieht man, daß seine Federn mit allen Arten von Farben untermischt sind: ober den Augen und um die Ohren bemerkt man kleine rothe Federn: man bemerkt hauptsächlich die mit einem getheilten Schwanze, wovon das Weibchen grünlichgelb ist. Dieser Vogel hält sich gerne in abgelegenen Wäldern auf, wo der Boden morastig und mit Moos bedeckt ist; er liebt vorzüglich die Eicheln und die Tannzapfen; er entblößt zuweilen einen Baum von allen seinen Früchten, ohne daß er den nebenstehenden berührt: er ißt auch die Eyer der Ameisen, aber er verderbt weder die Wiesen noch die Felder.

Die Männchen falzen zu Anfang des Februars, und diese Falzzeit dauert, bis die Blätter an den Bäumen wachsen. Sein Liebesgeschrey ist ein starkes Zischen, welches endlich dem Ton einer Sichel gleicht,

wenn sie geschärft wird, und mit dem ersten Zischen wieder aufhört; das Geschrey hört wechselsweise auf und fängt wieder an: zuweilen sieht man diesen erhizten Vogel auf einer Fichte oder einem andern Baume gegen den Untergang der Sonne herum schreiten, und zu Ende des Tags hat er einen in die Rundung gebreiteten Schwanz, einen aufgeblasenen Kopf, einen gestreckten Hals, und setzt sich in ganz besondere Lagen. Wenn er falzet, so achtet er auf nichts, und dann ist er leicht zu schiessen; aber zur andern Zeit hat er ein so feines Gehör, daß ihn das geringste Geräusch erschreckt. Ein jeder Hahn hält sich, wenn er falzet, in einem gewissen Bezirk auf, aus dem er nicht weg gehet: anfangs ist er alleine; aber so bald ihn die Hennen hören, so antworten sie ihm, nähern sich und setzen sich um den Baum herum; ein jedes Männchen hat verschiedene Hennen, wie der Haushahn; der Hahn läßt sich von dem Baum hernieder; tritt sie und befruchtet ihre Eyer. Die Henne ist viel kleiner als der Hahn, und gleicht in der Federdecke dem Rebhuhn; sie legt acht bis neun weiß und gelb gedupfte Eyer in dem Moos an einem troknen Orte. Wann sie ausgehen muß, um ihre Nahrung zu suchen, so bedeckt sie die Eyer mit Moos, daß man sie schwer finden kann. Wenn die Jungen ausgeschloffen sind, so führt sie die Mutter in dem Walde herum, bis sie endlich stark werden und sich gewöhnen Tannzapfen zu fressen. Obgleich die Hennen sehr fruchtbar sind, so sind diese Vögel doch nicht zahlreich, weil die Raubvögel, die Füchse und

andere Thiere viele zerstören. Man findet viele dergleichen Vögel in Nordschottland und in England, und auf den Alpen; in Schweden sieht man gedupfte: man findet auch einige zu Albreda an dem Fluß Gambia in Africa, welche von ungeheuerer Grösse seyn sollen. Die Auerhahnen graben sich oft Zufluchtsörter unter dem Schnee, wo sie im Winter herum gehen; aber in der Mauszeit können sie nicht fliegen, nemlich im Monat August, und dann leben sie von Heidelbeeren, welche in den Wäldern, da sie sich aufhalten, überflüssig wachsen. Weil die Jungen nicht zu Anfang des Sommers mausen, so können sie mit Hülfe ihrer Flügel den Gefahren entgehen, die sie von Menschen und Thieren zu befürchten haben.

Herr **Brisson** macht aus dem Birkhahn eine besondere Art, die er unter die Haselhühner zehlt, welche Vögel bey den Römern sehr geachtet waren. **Belon** sagt sehr wohl, daß diejenigen, welche ein besonders Rebhuhn zu sehen glaubten, welches das Mittel zwischen dem rothen und grauen Rebhuhn hielte, und auch etwas von dem Fasan hätte, sich gar wohl ein Birkhuhn, oder Haselhuhn vorstellen könnten: so ist auch das aus Senegal; die Männchen sind etwas schwärzlich. Dieser Vogel hält sich gerne auf, wo es viele Dornen und Haselnußstauden giebt: man findet sie im Winter in dem Ardennerwald, in Lothringen, in den Gebürgen von Dauphine, an dem Fusse der Alpen; die aus Lappland lieben vorzüglich die Früchte von den kleinen Birkenbäumen: diese Vögel haben zwey Junge, ein Männchen und ein

Weibchen; und wenn diese Jungen ein wenig groß sind, so führet sie der Vatter und die Mutter von ihrem Geburtsort weg, darnach entziehen sie sich ihnen, und lassen sie selbst für ihren Unterhalt sorgen. Das Fleisch dieser Vögel, welches im Kochen weiß wird, ist viel zarter, als das Fleisch der Rebhühner.

Herr von Buffon glaubt, daß das Birkhuhn, der Amerikanische Auerhahn und das grosse Haselhuhn aus Canada Vögel von einerley Gattung sind. Das grosse Haselhuhn aus Canada ist etwas grösser als das gemeine Haselhuhn, und hat oben an der Brust zu beeden Seiten einen Federbusch, dessen Federn viel länger als die andern und einwärts gekrümmt sind; die Federn an diesen Büschen sind schön schwarz, mit glänzenden Einfassungen, die zwischen grün und gold spielen: der Vogel kann diese falschen Flügel nach Belieben erheben, welche wenn sie zusamm fallen, den obern Theil der wahren Flügel bedecken. Das Männchen ruft seinen Weibchen durch ein besonders Schlagen mit den Flügeln, welches so stark ist, daß man es bey stillem Wetter wohl fünf hundert Schritte weit hören kann. Die Weibchen brüten des Jahrs zweimal, im Frühling und im Herbst; sie legen allezeit zwölf bis sechzehn Eyer: nähren sich von Weinbeeren, und auch von Ephenbeeren, die für viele andere Thiere Gift sind.

Die Arabische Alchata, welche unter dem Namen Hanga bekannt ist, hat ohngefähr die Grösse eines aschgrauen Rebhuhns; die Einfassung der Au-

gen

gen ist schwarz, der Schnabel beynahe gerade, die Vordertheile der Füsse bis an die Zehen befiedert; die zwo mittlern Schwanzfedern sind viel länger als die andern, und gegen das Ende sehr genau beysamm. Das Weibchen, welches eben so groß ist, hat keine so schönen Federfarben, und keine so lange Schwanzfedern. Man findet diesen Vogel in Frankreich, in Spanien, in Syrien, in der Türkey, in Arabien, in der Barbarei, und auch in Senegal.

Der Welsche Hahn ist aus Indien zu uns gekommen, und ist zu bekannt, als daß wir eine weitläufige Beschreibung von ihm geben sollten. Man sieht unter ihnen ganz weisse, sowohl Männchen als Weibchen; Diese Vögel haben eine sonderbare Antipathie gegen die rothe Farbe; sie werden bey dem Anblick eines rothen Kleides zornig, springen auf, hauen mit dem Schnabel, und geben sich alle Mühe, um einen so verhaßten Gegenstand von ihnen zu entfernen; nnd wenn sie gesiegt zu haben glauben, so machen sie ein Rad. Der Krieg, den die Männchen untereinander führen, ist nicht so grausam, wie der, den die Hähne in unsern Hühnerhöfen haben; der Ueberwundene weicht nicht allezeit vom Schlachtfelde; ja er wird zuweilen von den Weibchen vorgezogen. Wenn die Jungen von diesen Vögeln schwach sind, so giebt man ihnen ein wenig Wein zu trinken, und etliche Pfefferkörner zu verschlucken. Man muß oft nach ihnen sehen, und ihnen kleine Bläschen aufstechen, die sie unter der Zunge und an dem Bürzel bekommen, und ihnen Wasser mit Eisenrost zu trin-

ken geben; es soll sogar nöthig seyn, ihnen den Kopf mit dergleichen Wasser zu waschen, um gewissen Krankheiten zuvor zu kommen, denen sie unterworfen sind; aber man muß sie wieder sorgfältig abtrocknen, denn alle Feuchtigkeit ist den iungen Indianischen Hühnern im ersten Alter zuwider.

Es sind verschiedene Arten von Indianischen Hühnern bekannt, und in Louisiana findet man wilde, die aber grösser sind, als die unsrigen.

Der Hahn von Bantam ist ein kleiner, kühner und muthiger Hahn, der keinen Feind fürchtet; er streitet sogar wider die Hunde und Katzen; seine Füsse sind oben mit Federn bedeckt; seine Federn sind schön pomeranzengelb; die Brust, der Bauch und die Schenkel sind schwarz. Längst dem Schenkel bemerkt man lange und rauhe Federn, die zween Zolle über die Knie hinab gehen, und Stiefel genennet werden. In Persien findet man einen Vogel, den man den Indianischen Hahn nennet, der aber nur die Grösse einer mittelmäsigen Indianischen Henne hat; er hat einen Federbusch, der sich von dem Schnabel über den ganzen Kopf bis zum Anfang des Halses erstreckt; dieser Busch bestehet aus schwarzen Federn, die ohngefähr zween Zolle lang sind.

Das Frankolin wiegt ohngefähr neunzehn Unzen, und ist etwa so groß, als eine Nachteule. Seine Augen haben zwey sehr schöne feuerfarbige Augenlieder, die von einer ganz sonderbaren Fleischmembrane gebildet werden. Die Federdecke ist schwarz, roth

und

und weiß gemischt, und man unterscheidet vorzüglich das Weibchen von dem Männchen dadurch, daß es die schwarzen weißgespitzten Federn nicht hat, welche bey dem Männchen auf dem Kopf eine Haube und unter dem Schnabel einen Bart formiren. Die Füsse dieser Vögel sind mit Federn bekleidet. Das Weibchen legt acht bis zehn Eyer, und die Brutzeit dauert zwanzig Tage; die Jungen bleiben bey der Mutter und folgen ihr den ganzen Sommer nach; im Winter vereinigen sie sich, machen Hauffen von vierzig bis funfzig und werden sehr wild. Die Jungen sind Würmern unterworfen, die ihnen zuweilen einen Fuß lang an dem After heraus hängen, diese Vögel halten sich gerne auf den hohen Gebürgen auf, auf den Pyrenäen, den Alpen, den Gebürgen von Auvergne, Dauphine, u. s. w.

Das Steinhuhn, Berghuhn, sonst auch wegen seiner weissen Farbe Schneehuhn, oder weisses Rebhuhn genannt, ist so groß, als eine zahme Taube, und wiegt etwa vierzehn Unzen, hat unten rauhe Füsse, wie ein Haas, daher sein Name Lagopus, und fliegt niemals hoch: diese Vögel leben in Hauffen; wenn sie einen Menschen entdecken, so bleiben sie unbeweglich auf dem Schnee, um nicht gesehen zu werden, aber ihre Weisse, welche den Schnee übertrift, verräth sie doch. Uebrigens, sagt ein Gelehrter, es mag nun Dummheit, oder Unerfahrenheit seyn, werden sie doch bald mit den Menschen bekannt: oft darf man ihnen, um sie zu fangen, nur Brod vorhalten, oder einen Hut vor ihnen bewegen, und den Au-

genblick abwarten, da sie sich mit diesem neuen Gegenstande beschäftigen, um ihnen eine Schlinge um den Hals zu werfen, oder sie von hinten mit einer langen Stange zu erschlagen; man sagt sogar, daß sie nicht über eine Reihe hingeworfener Steine springen, und längst dieser niedrigen Wand fortgehen, bis sie in die Netze fallen, welche ihnen die Jäger gestellt haben: sie leben von den äussern Nußschalen, Tangeln und Sprossen der Tannen, der Birken, Stauden, Myrtillen und anderer Pflanzen, die gewöhnlich auf den Gebürgen wachsen: dieser ihrer Nahrung muß man ohne Zweifel den bittern Geschmack zuschreiben, den man an ihrem Fleische tadelt, welches übrigens den Geschmack eines Haasen hat.

Alle Welt kennt die Enten, sowohl die Wilden, als die Zahmen, sowohl die See- als Flußenten so wie auch die Gans und den Schwan, welchen viele Ornithologisten in die Classe der Enten setzen. Das Kennzeichen der Ente sind vier Zehen, drey vorwärts und mit einer Schwimmhaut verbunden, die hintere Zehe ist los, der Schnabel ist gezähnelt, wie eine Feile. Die Hausente ist sehr zahm, ob sie gleich ursprünglich von einem Ey der wilden Enten kommt; das Weibchen ist gemeiniglich kränklich. Die Flußenten gehen im Winter hauffenweis und fliegen in zwo Colonnen; die an der Spitze durchschneidet die Luft, und erleichtert den Flug der beeden Colonnen, die nachfolgen. Wenn sie müde ist, schließt sie sich hinten an die Colonne, und die zunächst an ihr war,

nimmt ihren Platz ein, und durchschneidet die Luft zu erst, und so fort.

Die Enten suchen ihre Nahrung, indem sie mit dem Schnabel die Erde berühren und durchsuchen. Die Sinnen, von welchen sie bey diesem Suchen geleitet werden, sind gewisse Nerven, die sich bis in ihren Schnabel erstrecken. Die Krähe und die Azel haben zwar runde Schnäbel, aber vielleicht eben diesen Vortheil. Die Enten und alle andere Vögel, welche die Zehen durch eine Schwimmhaut verbunden haben, ruhen in unsern Climaten auf der Erde, und leben an den Ufern der Wasser, ohne sich auf Bäume zu setzen, aber in Guiana sind sie die ganze Nacht auf den Baumästen, sonst würden sie den kriechenden Thieren nicht entgehen, welche in dieser Gegend sind *).

Wenn es stürmisch werden will, so schreien sie mehr als gewöhnlich, schlagen mit dem Flügeln und

*) Hier wollen wir ein besonderes Beyspiel von der Freundschaft der Thiere anführen, auf dessen Wahrheit man sich verlassen kann. Ein junger wälscher Hahn nnd eine Ente hatten eine solche Zuneigung gegen einander, daß sie beständig in Gesellschaft miteinander giengen; und das hielte man für ein Ohngefähr. Da nun die Menschen mit Recht glauben, daß die Thiere zu ihrer Nahrung bestimmt sind, so bediente sich der Eigenthümer seines Rechts, uud ließ den wälschen Hahn tödten. Die Ente war ein Zeuge bey dem Tod ihres Gefährten, erhob ein lautes Geschrey, und suchte die

Kö,

spielen auf dem Wasser; von den Gänsen sind sie dadurch unterschieden, daß sie nicht so groß sind, und die Füsse näher an dem Bürzel haben, und einen kürzern Hals. Wenn die Gans zornig ist, so zischt sie, wie eine Schlange; die jungen Gänse werden in den Monaten Jun. und Julius von verschiedenen Krankheiten überfallen, die gefährlicher sind, als in den übrigen Jahrszeiten; und in der Zeit kommen sie auch häufig um Wenn die jungen Gänse den Durchlauf haben, so muß man ihnen einen leichten Aufguß von Wachholderbeeren und kleinen Tannenzweigen wohl gestossen und in sehr reinem Wasser untereinander gemischt geben; Ephen mit ein wenig zermalenter Gerste vermischt, ist in dergleichen Fällen auch ein gutes Mittel; der Gebrauch dieses Tranks ist früh, ehe sie auf die Weide gelassen werden, und Abends, wenn sie wieder zurück kommen. Ganz klein gehacktes Stroh und Kleien formiren in den Mägen der jungen Gänse eine zähe Brühe, welche die Schärfe des unreinen Wassers, der Insecten und des zarten

und

Köchin mit ihrem Schnabel an dem Morde zu hindern, aber vergeblich, ihr Freund verlohr das Leben. Die Ente ward von dieser Zeit an so traurig, daß sie ihren Tod auch beschlossen zu haben schiene. Sie nahm drey Tage keine Nahrung zu sich und würde wahrscheinlich verhungert seyn, wenn sie nicht das Schicksal ihres Gefährten erfahren hätte. Ueber dergleichen wahrhafte Erzehlungen werden die Physiker und Naturalisten allezeit erstaunen.

und kalten Grases, das sie verschluckt haben, dämpfet. Da diese Nahrung den Magen stärkt, und die Eingeweide lindert, so hindert sie auch den Durchlauf. Gehackte Disteln oder Brennnesseln mit Treibern u. ein wenig geschrotener Gerste vermischt ist, noch ein sicherers Mittel als die vorhergehenden, absonderlich wenn man diese Nahrung die Woche drey oder viermal mit ein wenig Tabackasche streuet: überdieß ist es auch ein vortrefliches Mittel wider die übrigen Krankheiten der jungen Gänse, welche ihnen die verschluckten Insecten, absonderlich die Blutegel, verursachen. Eine andere Plage für die jungen Gänse sind die kleinen Insecten, Läuse, Schnacken, Ameisen, u. dergl. die sich in die Ohren und Nasen dieser Thiere setzen, sie quälen, abmatten, ihre Kräfte erschöpfen, und sie auch durch den heftigen Schmerzen tödten. Wenn die jungen Gänse auf diese Weise geplagt werden, so gehen sie mit hängenden Flügeln, schütteln den Kopf oder tragen den Hals lang, und essen wenig oder nichts: um diese unangenehmen und grausamen Gäste zu entfernen, muß man den jungen Gänsen, wenn sie von der Weide zurück kommen, Gersten in einem Gefässe geben, das mit sehr hellem Wasser angefüllt ist; da sie nach der Gerste begierig sind und sie verzehren wollen, so müssen sie nothwendig den Kopf und Hals in das Wasser stecken; die Insecten fliehen, oder ziehen sich an den Körper zurück; die leidenden und kranken Theile werden rein, und diese Thiere erhalten bald ihre Gesundheit wieder; wenn man diese Operation

einige Tage wiederholt, so halten sich die Insecten nicht länger auf, und verlassen ihre Beute für beständig. Kienöhl in Wasser abgeschlagen, oder Mercurialsalbe mit ein wenig Queckſilber, und die Theile damit gerieben, vertreibt und zerstört diese hartnäckigen Feinde auch *).

Die Holländische Gans ist kleiner als die gemeine Gans; aber sie hat hohe Beine, welche schwarz sind, so wie auch ihr Schnabel und ihre Augen. Wenn man die Jungen fangen will, so stellt sich die Mutter, als ob sie dieselbigen fangen lassen wollte, ja sie stellt sich zuweilen, als ob sie die Flügel und Schenkel abgebrochen hätte; und wenn sie ihre Jungen auſſer Gefahr sieht, so fliegt sie davon und entwischt gleichfalls den Händen der Jäger **).

Das

---

*) Die Engländer sollen die Gänse auf eine besondere Art fett machen; das Thier wird in Leinwand eingenähet, und ihm nichts, als der Hals, Kopf und Aſter frey gelassen. Dann wird es an einem dunkeln Ort aufgehängt, und zugleich die Ohren mit Wachs verstopft; da also das Thier nicht sehen und nicht hören kann, so hat es auch nicht Ursache sich zu bewegen, oder zu schreien. In diesem Zustande muß man es mit Gerstennudeln stoppen, und immer einen Topf voll Wasser mit Sand vor ihm stehen lassen. Man versichert, daß eine solche Gans in vierzehn Tagen so fett wird, daß ihre Leber allein über vier Pfunde wiegt.

**) Es sind noch viele Arten von Wasservögeln bekannt, die zu dieser Familie gehören. Die bunten Enten haben

Das Gansfett soll angenehm, erweichend, auflösend, nervenstärkend und eröfnend seyn; der Mist wird für schweißtreibend, diuretisch und gut wider das Fieber und die Gelbsucht gehalten: ja man will, daß die obere Haut an den Füssen der Gans alle Arten von Flüssen stille.

Der

---

ben die Gestalt der gemeinen Enten, sind aber kleiner: das Fleisch des Männchens ist viel besser, als das Fleisch des Weibchens. Diese Vögel haben nicht einerlei Farbe; man kennt eine Spielart, die einen schwarzen Schnabel, einen hellrothen Kopf und grün geduvft hat. Die Indianische hat den Schnabel und die Füsse sehr schön roth, der obere Theil des Kopfes und des Halses und beynahe der ganze Rücken sind gelb, die Brust und der Bauch weiß, die Flügel bund, wie bey den übrigen Halbenten: die aus America und besonders aus Louisiana haben einen vortreflichen Geschmack.

Die bunte Ente muß man sorgfältig von dem Wasserhuhn unterscheiden: dieser Vogel ist fast schwärzlich, hat ohngefähr zwey und zwanzig Zolle mit ausgebreiteten Flügeln, und ist von der Spitze des Schnabels bis an das Ende der Füsse siebenzehn Zolle lang: sein Fleisch kann mit dem Fleische der Halbenten verglichen werden: Die Wasserhühner vom Vorgebürge der guten Hofnung sind schwarz, und so groß wie unsere Haushühner; sie bauen ihr Nest im Wasser, halten sich aber nicht im Meer auf. Das Wasserhühnchen ist um ein Drittel kleiner, und hat die Gestalt einer Wasserralle: diese letztere verbirgt sich an dem Ufer der Flüsse, fährt auf dem Wasser, ohne unterzutauchen, so daß sie sehr schnell zu gehen scheint. Ihr Federgrund

Der Schwan ist der gröste unter allen Patschfüssen von dem Geschlecht der Gänse, und der gröste unter allen Wasservögeln: er wiegt gegen zwanzig Pfunde, und schwimmt mit einer besondern Leichtigkeit und Anstand; seine Federdecke, welche anfangs aschgrau und gelb schattirt ist, wird so weiß, daß sie

zum

---

grund ist ohngefähr derselbige, wie bey der gemeinen Ralle, nemlich röthlich. Zu beeden Seiten des Schwanzes hat sie eine weisse Feder, und der untere Theil der Brust ist blau. Ihr Fleisch hat den Geschmack eines Wasserhuhns; es sind übrigens sehr viele Arten davon bekannt. Ihr Kennzeichen ist ein schmaler über einen Zoll langer Schnabel, kurze Klauen, lange Beine und an jedem Fuß vier lange Zehen, drey vorn und eine hinten. Das Wasserhühnchen hat auf dem Kopf braunroth schattirte Federn, so wie auch eben auf dem Rücken, Hals und Flügeln, die Brust ist gelblich, der Bauch unten röthlich und schmuzig. Sein kurzer Schwanz formirt, wenn er beysamm liegt, eine besondere Höhlung.

Die Tauchente ist zu bekannt, als daß wir eine Beschreibung davon geben sollten. Sie taucht sich im Meer unter, und sucht in dem Sande kleine Muscheln, die ihre gewöhnliche Speise sind. Ihr Fleisch ist hart, grob, und hat einen wilden Geschmack.

Der Puffinvogel ist auch ein besonderer Wasservogel: er baut sein Nest in die Höhlen der Caninchen; das Weibchen legt nur ein Ey, bleibt den ganzen Tag auf dem Wasser, und des Nachts über ihrem Ey. Dieser Vogel, den man in nördlichen Gegenden findet, hat die Gröfse einer Ente. Er hat vier Zehen an jedem Fuße, von denen die drey vordern verbunden sind;

der

zum Sprüchwort geworden ist; sein oberer Schnabel ist wie bey der Ente und der Gans durchlöchert, damit er durch diese Oefnung das Wasser ausspruden kann, indem er nur die Wasserkräuter, Körner und Fischeyer verschluckt. Man kann mit dem Aldrovandus vermuthen, daß bey dem wilden Schwan, wenn er

---

der Schnabel ist rund, an der Spitze gebogen und gezähnt. Die Rückenfedern sind bräunlich und am Bauche weiß. Man kennt den aschgrauen Puffinvogel, und den Brasilianischen: der Puffinvogel vom Cap ist ein Wettervogel, von denen wir in der Folge noch reden werden.

Das Taucherhuhn hat die Grösse eines gemeinen Huhns Sein Rücken ist bräunlich schwarz, und die Brust aschgrau. Es hält sich in Morästen auf, und nährt sich von Kräutern, Saamen und kleinen Fischen. Das Taucherhuhn von Mexico hat einen rothen Schnabel, aber gegen die Spitze etwas gelb; die Federdecke ist grünlich, blau, purpur und gelb gemischt.

Die Penguinvögel findet man in Africa, in Europa und im südlichen America, gegen die Magellanische Meerenge und die Falklandsinseln; es sind verschiedene Gattungen davon bekannt; denn an den Küsten der neuen Welt hat er die Grösse einer Indianischen Henne u. wird funfzehn bis sechzehn Pfund schwer; sein Rücken ist schwarz, sein Bauch weißlich, seine Haut so hart und dicht, wie an einem Schweine, und es kostet Mühe, wenn man ihm den Kopf mit einem Säbel abhauen will; er hat ganz kleine Flügel, die eben mit kleinen schwarzen und weissen Federn bedeckt sind. Diese kleinen Flügel dienen ihm nur zum schwimmen: die andern Federn haben Bärte, und sind weich, wie

Seide

er beynahe eine halbe Stunde den Kopf und den Hals, um seine Nahrung zu suchen, unter dem Wasser hält, und die Füsse gen Himmel kehrt, der Theil der Luftröhre, welcher in einem Behältniß des Brustbeins verschlossen ist, so viel Luft aufbewahre, daß er athmen kann. Das Fleisch dieses Vogels ist schwehr

---

Seite; aber sein Schwanz ist sehr stark, kurz und spizig; seine Füsse gleichen den Entenfüssen, haben aber nur drey verbundene Zehen vorwärts. Diese Vögel graben Löcher an dem Ufer, in welchen drey oder vier beysamm sitzen, legen, und ihre schwarzgefleckten Eyer ausbrüten; ihr Schnabel ist schmal und wie bey einem Raben gestaltet. Sie sind nicht wild, gehen mit dem Kopf gerade in die Höhe, und sollen von Fischen leben, ob sie gleich keinen Fischgeschmack haben. Der gemeine Penguin, der sich in den Europäischen Gewässern aufhält, macht seine Nester in die Löcher steiler Felsen, und hat die Grösse einer Ente. Der südliche Penguin unterscheidet sich von diesem durch seine vier Zehen, wovon die drey vordern verbunden sind, und durch die Federn, von denen die am Körper sehr rauh und schwärzlich und die an den Flügeln noch rauher und so kurz sind, daß man sie für Schuppen halten sollte. Dieser Vogel schwimmt so, daß man ihn für ein Kind mitten im Wasser halten könnte: er ist so dick, wie eine Bisamente.

Der Imbrim hält sich an den Küsten der Insel Ferde auf, und soll niemals aus dem Wasser gehen, weil seine Flügel zum fliegen zu klein und seine Füsse zu weit hinten und zu schwach sind, um seinen Körper zu tragen. Er übertrift die Gans an Grösse, und seine Federdecke ist grau mit einem weissen Ring um

den

schwehr zu verdauen; unterdessen sind die jungen Schwanen ziemlich gut zu essen; das Schwanenfett mit Wein vermischt soll die rothen Flecken vertreiben.

Das Perlhuhn ist ein Vogel, dessen Federdecke mit weiß und schwarzen Flecken gemahlt zu seyn scheint; es ist lebhaft, unruhig, trozig, und will in dem

Hüh-

---

den Hals: man sagt, daß er seine Eyer in einer Höhlung unter den Flügeln habe und bebrüte. Er hat niemals mehr als zwey Junge. Wenn die Einwohner diese Vögel an der Küste sehen, welches selten geschieht, so locken sie die Jungen, durch ein Stück weisse Leinwand auf einen Flintenschuß herbey, um sie tödten zu können; welche List aber bey den Alten nicht angeht.

Diese Vögel haben viele Aehnlichkeit mit dem Liomen oder Lumme, welcher Patschfüsse und die Grösse einer Gans hat, sich in Island und Grönland aufhält, und schwehr fliegt, absonderlich wenn er fett ist; sobald er jemand entdeckt, so legt er sich an die Erde, wenn anderst der Wind nicht stark genug ist, um seinen Lauf zu unterstützen; dann hilft er sich ein wenig mit den Flügeln. Er legt seine Eyer an die Ufer der süssen Wasser, und wenn die Jungen fliegen können, so führen sie der Vater und die Mutter in das Wasser, und lehren sie auf ihre Sicherheit und ihre Nahrung bedacht zu seyn; indem sie sich gerade zur rechten Zeit untertauchen. Eines von dem Alten fliegt unter dem Jungen, damit es, wenn dieses fallen sollte, dasselbe auf seinen Rücken nehmen könnte, um sich auf der Erde nicht zu zerschlagen, oder eine Beute der Füchse zu werden, welche auf diese Gelegenheiten lauren; das andere Alte fliegt oben, um die Raubvögel abzuhalten. Wenn das Junge, dieser Vorsicht

ohn-

Hühnerhof selbsten über die Indianischen Hühner herrschen; wenn man sich ihm widersezt, so kehret es den Rücken, und nach einem Augenblick wieder das volle Gesicht; diese beständige Abwechslung ermüdet den Feind sehr; so stritte ohngefähr die Numidische Reuterey; und die Perlhühner, die wir aus Afri-

---

ohngeachtet auf die Erde fällt, so stürzen die Alten auch herab, und lassen sich eher von den Menschen fangen, oder von den Füchsen fressen, als daß sie dasselbige verlassen sollten. Wenn sie das Meer erreicht haben, so nimmt ein jedes von den Alten ein Junges unter seine Aufsicht, und unterrichtet es, wie wir schon gesagt haben. Nachher verlassen sie die Küste von Grönland, und ziehen sich nach America, woher sie gegen den Sommer wieder zurück kommen; die alten Liomen, die entweder keine Jungen gehabt, oder sie verlohren haben, kommen niemals ans Land, leben in Gesellschaft und schwimmen zu funfzigen oder hunderten miteinander. Wenn man einen jungen Vogel von dieser Art in das Meer wirft, so schlagen sich die Alten, bis ihn der Stärkste davon führt; aber wenn die Mutter darzu kömmt, so ist der Streit gleich zu Ende; man überläßt ihr ihr Kind: man findet sie in den Meeren von Kamtschatka in verschiedener Grösse.

Der Taucher schwimmt zwischen dem Wasser, und kommt nach einiger Zeit wieder zum Vorschein. Im Gehen scheint er zu hinken, weil seine Füsse nahe am Hintern sind, und sich im Gehen verlängern; die meisten von diesen Vögeln, von denen man verschiedene Arten, die noch wenig bekannt sind, unterscheidet, haben einen spizigen Schnabel, kurze Beine, und haben viele Aehnlichkeit mit den Tauchhühnern. Diese

Zwey-

Afrika haben, scheinen diese Art zu streiten beybehalten zu haben. Die Indianischen Hähne gehen muthig auf sie los; aber der Perlhahn behält die Oberhand durch sein beständiges Hin- und Herwenden; dieser hat sich zehenmal umgedreht, und funfzehn Schnabelhiebe ausgetheilt, ehe sich der Indianischen

---

Zweifüßler haben keinen Schwanz, und sind von der Spitze des Schnabels bis an die Spitze der Klauen ohngefähr zween Fuß lang, oben auf dem Kopf, auf dem Rücken und unter den Flügeln sind sie bräunlich: Die Brust und der Bauch werden wegen der weissen Federn geachtet: von dem Genfersee und aus Helvetien erhalten wir dergleichen Häute, womit die Frauenzimmerröcke verbrämt werden. Diese Vögel haben vier Zehen, die zwar mit einer Haut versehen, aber nicht verbunden sind, und die Klauen gleichen den Nägeln der Menschen. Der grosse und kleine Haubentaucher halten sich an den Ufern des Meers, der Seen und der Flüsse auf. Der Hals und der Kopf des gehörnten Tauchers sind mit langen schwarzen Federn und mit einem citronengelben Federbusch nahe an dem Auge gezieret: davon giebt es zwo Arten, den grossen und den kleinen; der Flußtaucher und der Taucher von der Insel St. Thomas haben die Grösse eines Hahns.

Von diesen Vögeln muß man den Sägeschnäbler wohl unterscheiden: dieser hat vier Zehen, wovon die drey vordern verbunden sind: er bleibt nicht so lange unter dem Wasser, wie der Taucher; aber seine Füsse wancken eben so im Gehen: sein Schnabel ist lang und spizig. Der Meersägeschnäbler ist so groß als eine Gans; seine Federdecke ist trocken, am Kopfe

dianische Hahn nur in Vertheidigungsstand gesetzet hat.

Uebrigens scheint es nach den verschiedenen Beschreibungen der Schriftsteller, daß eine grosse Abwechslung in der Familie der Perlhühner seyn müsse: diese Vögel haben ohngefähr die Grösse und Gestalt ei-

---

braun, am Halse schwärzlich, der Bauch ist dunkel, die Brust silberfarbig, die Flügel sind schwärzlich mit weissen Spitzen, die Klauen sind schwärzlich und breit, wie die Nägel des Menschen. Die Verschiedenheit bey diesen Vögeln besteht in der Grösse und in der Farbe. Der gemeine Sägeschnäbler in den Flüssen hat die Grösse einer Amsel; in Kamtschatka findet man schwarze; einer von dieser schwarzen Art hat auf dem Kopf zween gelbliche Büsche, die ihm am Halse wie Haarbüsche herab hängen, ein anderer schwarzer Sägeschnäbler hat einen weissen Busch auf dem Kopfe, und der Schnabel ist gegen die rechte Seite gebogen, welcher roth ist. Der Sägeschnäbler von Louisiana fährt unter das Wasser, so bald er das Feuer einer Flinte sieht. Diese Vögel nisten auf hohe Oerter nicht weit vom Wasser, und legen zu einer jeden Brutzeit zwey Eyer.

Die Eisvögel haben die Farbe und Gestalt der Schwalve, gehen in Hauffen, und folgen den Schiffen in Stürmen nach, sie fliegen sehr schnell übereinander her, einen oder zween Fuß höher als die Wellen, die sie zuweilen berühren: sie leben blos im Meer. Ihre Nester sind weiß, und so durchsichtig, wie Wachs, dessen Festigkeit sie haben, wenn sie trocken sind, aber wenn sie gekocht sind, gleichen sie den Knorpeln vom Kalbfleisch. In Ostindien wird grosser Han-

del

einer Henne; ihre Farbe soll nur schwarz und weiß seyn. Ihre Beine sind mit kleinen gedupften Federn bedeckt, welche an der Haut liegen; ihr Kopf ist ohne Federn; ihr Schnabel ist ein wenig röthlich; die Haut an den Augen ist bey den Männchen blau, und bey den Weibchen roth; Die Henne wird für

---

del damit getrieben, absonderlich in China, wo die Unze über 40 Sous nach französischem Gelde verkauft wird. Man ißt sie mit Ingwer, oder kocht sie vielmehr mit Gewürze, das ihnen den übeln und leimigen Geschmack benehmen kann. Sie werden an der Küste der Insel Java, von China, Cochinchina, den Moluken, u. s. w. gesammlet. Diese Nester sollen aus einem weissen Schaum gebildet werden, der den Eisvögeln aus dem Schnabel fließt, wenn sie frech sind; andere behaupten, daß sie von einem Seeschilf oder Seemoos (goëmon) gebaut werden, welches einen guten Geruch hat, sie setzen noch hinzu, daß diese Vögel ihre Nester bis an die Küste des Meers ziehen, und wenn ein Wind vom Lande herweht, so setzen sie sich darein, und erheben den einen Flügel, der ihnen statt des Segels dienet, und auf diesen Fahrzeugen schiffen sie: mags glauben, wer kann.

Der Eisvogel der Neuern ist der Königsfischer, von dem wir in der Folge reden werden. Herr Vosmäer hat zween kleine Eisvögel aus Ostindien beschrieben; sie haben vorn nur zwey Zehen, und eine hinten; der obere Theil des Kopfes bey dem Männchen ist castanienbraun, so wie auch der Schwanz, die Flügelfedern sind zum Theil schwarz, zum Theil blau, das übrige ist gelblich, das Weibchen ist beynahe ganz castanienroth. Uebrigens scheint es, daß diese Vögel

ein gutes Wildpret gehalten. Der Hahn zieht mit unserer Haushenne Junge; aber dann müssen sie in ihrer Jugend miteinander erzogen worden seyn: die Jungen, welche durch diese Vermischung zum Vorschein kommen, machen eine besondere Bastartart aus.

Der

---

nicht überal einerlei Farbe und auch nicht einerley Grösse haben: Die Chinesische Schwalbe ist ein Eisvogel. Man muß sie wohl von der Seeschwalbe unterscheiden, deren Schnabel gerade, gezähnt und an den Seiten eingedruckt ist. Dieser Vogel hat vier Zehen, die drey vordern sind verbunden, die hintere ist los: der Schwanz ist gespalten. Die kleine Seeschwalbe, welche ohngefähr nur fünf Unzen wiegt, ist dunkelaschfärbig, der Bauch ist weißlich, der Schnabel roth, und die Flügeleinfassung, so wie auch die Füsse schwarz. Man findet deren viele in England, und in Holland soll es eine Art geben, welche nach Ambra riecht. Das Männchen von der grossen Gattung der Seeschwalbe ist zehn Zolle lang und hat zwey Fuß mit ausgebreiteten Flügeln, der Schnabel, der Kopf, der Hals und die Brust sind schwarz, der Rücken, die Flügel und der Schwanz weißgrau, die Schenkel und der Bauch schmuzig weiß. Das Weibchen ist ein wenig kleiner; dieser Vogel soll, wenn er will, auf dem Wasser ausruhen können, er fliegt sehr schnell, fährt unter das Wasser, um die Fische zu fangen, und fliegt davon, so bald er seine Beute hat.

Es sind verschiedene Arten von diesen Vögeln bekannt, die sich sehr von unsern Schwalben unterscheiden. Die Hauß- oder Stadt- oder Rauchschwalbe ist jedermann bekannt und wiegt kaum eine Unze. Die

Fen-

Der Pfau scheint von dem Geschlechte der Hühner zu seyn, aber er ist so groß, wie ein mittelmässiges Perlhuhn. Wenn die Herrschaft der Schönheit und nicht der Stärke gebührte, sagt Herr von Montbeillard, so wäre der Pfau ohne Widerspruch der König der Vögel; nirgends hat die Natur ihre

---

Fenster- oder Hausschwalbe macht oft ihr Nest an die Fenster und an die Gewölbe der Kirchen. Zween Sperlinge, Männchen und Weibchen hatten sich einsmals eines solchen Schwalbennestes bemächtiget, die Eigenthümer versammleten ihr Volk, welches die unrechtmässigen Besitzer straffen sollte, wenn sie nicht abziehen würden. Das Schwalbenvolk machte einen Koth von Staub und Wasser, und eine jede Schwalbe trug etwas weniges herbey (da die Sperlinge auf öftres Ansuchen nicht abziehen wollten) und legte diesen gemachten Leim an den Eingang des Nestes, so daß die eingeschlossene Sperlinge verhungern mußten.

Die grosse Spirschwalbe ist beynahe so groß als ein Staar; die Oefnung ihres Schlundes ist so weit, daß sie einen Schmetterling oder Käfer verschlucken kann. Sie hat ein sehr feines Gesicht, denn sie entdeckt die Fliegen von weiten, die sie lebhaft verfolgt, weil sie sehr schnelle fliegt; sie baut ihr Nest an die Brücken und auf hohe Gebäude. Diese Schwalbe ist sehr lüstern nach den Eyern kleiner Vögel, die sie verzehrt; sie tödtet zuweilen auch die eben ausgeschlofenen Jungen. Daher sind auch die alten Vögel sehr unruhig, wenn sie um ihre Nester herum schwärmen.

Die Flußschwalbe hat einen weissen Kragen, und macht an den erhabenen Ufern der Flüsse ein Loch in leimigen Boden. Wenn ihr Loch fertig ist, so trägt

sie

Schätze reichlicher verschwendet: eine grosse Statur, ein reizendes Ansehen; ein stolzer Gang, eine edle Gestalt, ein zierliches Ebenmaas des Körpers, alles, was ein vorzügliches Wesen ankündigt, hat er empfangen; ein beweglicher und leichter Federbusch, mit den reichsten Farben bemahlt, ziert seinen Kopf, ohne

---

sie Federn und andere zu einem Neste schickliche Materien hinein. Man findet in Europa zuweilen Schwalben, deren Federdecke ganz weiß ist.

Die Meven scheinen von eben der Familie zu seyn, wenigstens haben sie sehr viele Aehnlichkeit mit den Seeschwalben; man findet sie so groß als eine junge Gans, und so klein als eine Taube; sie verabscheuen die Enten; man kann sie zahm machen, wenn sie mit Fischen und Eingeweiden gefüttert werden: die bunte Meve ist auf dem Rücken schwarz und am Bauche weiß. Man bemerkt noch die grosse graue Meve, die aschgraue Meve, und die weisse Meve von den Franzosen die lachende Meve genannt, weil ihre Stimme dem Lachen einer Weibsperson ähnlich ist; auf der Loire sieht man Meven mit schwarzen und weissen Flecken; im Herbst soll ihre Gegenwart ein nahes Aufschwellen des Flusses anzeigen. Die Meven, welche in ihrer Jugend aschgrau sind, werden mit der Zeit weiß. Am Cap werden von den Europäern viele wegen ihrer Federn getödtet, welche zu den Betten höher geachtet werden, als die Gänsefedern

Der Backer, ein Wasservogel mit Patschfüssen, und auf der Insel Gothland in Schweden sehr bekannt, ist eine Seeschwalbe mit grauen Federn, aber der Kopf ist oben schwarz, der Schnabel, die Beine und die Patschfüsse sind feuerroth; seine Flügel sind sehr groß,

aber

ohne ihn zu belästigen; seine unvergleichliche Federdecke scheint alles zu vereinigen, was unsere Augen an dem feinen und frischen Colorit der schönsten Blumen ergötzet, was in den glänzenden Widerstrahlen der Edelsteine blendet, und was sie an dem majestätischen Glanz des Regenbogens in Erstaunen

aber ohne Federn hat er die Grösse einer Drossel. Er lauert sehr hoch in der Luft, entdeckt seine Beute in einer grossen Weite, fährt wie ein Pfeil darauf, und führt einen Fisch von der Oberfläche des Wassers weg. Wenn sich jemand seinem Neste nähert, so fliegt er ihm um den Kopf, als wenn er ihn mit dem Schnabel anfallen wollte. Das Weibchen legt nur zwey Eyer, die es vier Wochen bebrütet.

Viele Leute halten das Schwalbenfleisch für ein bewährtes Mittel wider die fallende Sucht, und zur Stärkung des Gesichts. In den Apotheken hat man ein Schwalbenwasser, welches eben diese Eigenschaften haben soll.

Die Brasilianischen Schwalben sind wenig von den unsrigen unterschieden; die Americanische Schwalbe ist oben an der Kehle braunweiß und der Schwanz sechsfach getheilt. Eine andere Gattung in Amerika ist purpurfarbig. Die Schwalbe von St. Dominico hat einen Rücken wie polirter Stahl, einen weissen Bauch und den Gesang einer Lerche. Die Schwalben von Martinik und Cayenne bauen ihre Nester in hohle Bäume. An dem Cap sieht man bunte Schwalben, die sich an den Häusern aufhalten, schwarze, welche die vorhergehenden von ihren Nestern verjagen, und graue, deren Füsse mit ziemlich langen Federn bedeckt

sind;

seßt; die Natur hat nicht allein auf dem Federschmuck des Pfauen alle Farben des Himmels und der Erde vereinigt, um das Meisterstück ihrer Pracht herzustellen, sie hat dieselben auch vermischt, schicklich zusamm gesetzt, schattirt, und mit ihrem unnachahmlichen Pinsel ineinander geschmelzt, und ein einziges Gemählde daraus verfertiget, aus deren Vermischungen, dunkeln Nüancen und Gegeneinanderstellung sie einen neuen Glanz und so erhabene Würkungen des Lichtes ziehet, daß sie unsere Kunst weder nachahmen, noch beschreiben kann. So erscheint uns der Federschmuck des Pfauen, wenn er an einem Frühlingstag ruhig und allein dahergeht; aber wenn sich auf einmal die Pfauhenne sehen läßt, wenn sich das Feuer der Liebe mit dem geheimen Einfluß der Jahrszeit verbindet, so kommt er aus seiner Ruhe, bekömmt eine neue Brunst und ein neues Verlangen, und dann vervielfältigen sich alle seine Schönheiten; seine Augen werden belebt und erhalten Ausdruck; seine Aigrette auf dem Kopf kommt in Bewegung, und verkündigt die innere Wallung; seine langen Schwanzfedern breiten sich aus, und erheben sich, ihre Pracht blendet, seinen Kopf und Hals wendet

---

die Schwalben an der Goldküste und an der Küste von Malaguetta sind sehr klein. Die Schwalbe von Senegal ist von der St. Domingoschwalbe nur durch die rothe Farbe an ihrem Bauche unterschieden; aber die Spanische ist eine Mauerschwalbe, die gelb ist, und nur einen weissen Hals hat.

det er mit einem edlen Anstand zurück, die sich sehr angenehm auf dem strahlenden Grund abbilden, wo das Sonnenlicht auf tausendfache Art spielet, das sich unaufhörlich verliert und wieder zum Vorschein kommt, und einen neuen und wunderbaren Glanz anzunehmen scheint, so wie auch neue, mehr abwechslende und harmonische Farben; eine jede Bewegung des Vogels bringt tausend neue Nüancen hervor, wellenförmige und leicht vorüber gehende Wiederstrahlungen, die allezeit wieder durch andere ersetzt werden, und durch andere verschiedene allezeit wunderbare Nüancen.

Der Pfau scheint alsdann seine Vorzüge nur seiner Henne wegen zu kennen, welche derselben beraubt ist, aber deswegen nicht weniger geliebt wird; und die Brunst der Liebe giebt seinen Handlungen und Bewegungen eine neue Annehmlichkeit, da seine Bewegungen von Natur, edel, stolz und majestätisch sind, und in diesen Augenblicken von einem nachdrücklichen und dumpfen Tone begleitet werden, welcher die Begierde ausdrückt. Aber diese glänzenden Federn, die an Glanz die schönsten Blumen übertreffen, verwelken wie diese und fallen alle Jahre ab. Der Pfau läßt sich, als wenn er die Schande seines Verlustes fühlte, in diesem erniedrigenden Zustande nicht sehen, und sucht die dunkelsten Oerter, um sich vor allen Augen zu verbergen, bis ein neuer Frühling ihm seinen gewöhnlichen Schmuck wieder giebt, und ihn auf den Schauplaz führt, um, wie ers verdient, bewundert zu werden; denn man behauptet,

daß er seine Schönheit kenne, und gegen die Bewunderung nicht gleichgültig sey, und daß man ihn zur Ausbreitung seiner Federn anreitzen kann, wenn man ihn mit Bewunderung und Lobe betrachtet; wenn man ihn hingegen gleichgültig und ohne viele Theilnehmung anzusehen scheint, so zieht er seine Schätze zusamm und verbirgt sie vor dem, der sie nicht zu bewundern weiß.

Da ein grosser Theil des Ostindischen Goldes aus Achim kömmt, welches in der Insel Sumatra ohngefähr drey hundert französische Meilen vom Ganges entfernt ist, so ist wahrscheinlich, daß die Schiffe Salomons von dieser Insel und nicht von der Africanischen Küste so viel Gold und Pfauen brachten. Die schönsten Pfauen findet man in Meden, wo das Climat diesen Vögeln eben so günstig ist wie den Fasanen.

Die Pfauen sind erst unter dem Alexander in Griechenland bekannt worden; und man hat sie aus Ostindien dahin gebracht; aus Griechenland sind sie in die mittägigen Länder von Europa gekommen, und von da immer weiter nach Frankreich, Teutschland, und so gar nach Schweden; dieser Vogel hat eben die Nahrung wie die Hühner, und liebt vorzüglich die Gerste; er ist so geil, wie der Haushahn, und kann sechs Hennen versehen: seine Hitze treibt ihn so weit, daß er auch diejenigen angreift, welche brüten, und die Eyer zerbricht, wenn keine andern da sind, die er nach Belieben tretten kann; die Hen-

ne

ne verbirgt auch deswegen ihre Eyer an einem abgelegenen Orte. Die erste Brut bestehet nur aus sechs Eyern, die andern aus zwölf; die jungen Pfauen können sich erst nach drey Jahren fortpflanzen, und tragen ihre Flügel nicht schön, als bis sie ein wenig stark sind. Im Anfang nimmt sie die Mutter alle Abend auf ihren Rücken, und trägt ein junges nach dem andern auf einen Ast, wo sie die Nacht zubringen sollen; den folgenden Tag springt sie vor ihnen auf die Erde herab, und gewöhnt sie also zu dem Gebrauch ihrer Flügel. Vierzig Tage nach ihrer Geburt fängt der Federbusch an hervor zu dringen, und dann sind sie krank, wie die jungen Perlhühner, wenn die rothe Haut zum Vorschein kommt; aber alsdann erkennt sie der Pfau erst für seines gleichen, denn so lange sie keinen Federbusch haben, so verfolgt er sie, wie fremde Vögel.

Diese Vögel verderben die Dächer der Gebäude, und richten viele Verwüstung in den Gärten an; sie schreien gemeiniglich, wenn sie jemand vom Hause gehen sehen; aber ihr Geschrei ist traurig und unangenehm. Der Pfau ist sehr hitzig auf seine Henne; es giebt warme Gegenden, wo er mit andern Männchen um das Weibchen streitet, und er braucht deren fünf bis sechs; wenn man ihm nur eines oder zwey giebt, so quält und ermüdet er sie, macht sie unfruchtbar, und hindert die Fortpflanzung, weil sie gar zu oft getretten werden. Die Pfauhennen sind auch sehr geil; und wenn sie keine Hähne haben, so reizen sie einander selbst; sie wälzen sich in dem Staube,

und verschaffen sich eine unvollkommene Fruchtbarkeit; sie legen helle Eyer, aber ohne Keim, woraus also nichts lebendiges zum Vorschein kömmt. Die Pfauen jucken einander die Köpfe, wo sie sehr lebhafte und schnelle Läuse haben, die ihnen beschwerlich sind; sie sind in den Hühnerhöfen Meister, und das übrige Hausgeflügel getraut sich nicht, seine Nahrung zu nehmen, bis sie sich gesättiget haben.

Der weisse Pfau, den man in Norden trift, hat seine Farbe dem Einflusse des Climats zu danken; er hat auf seinen langen Schwanzfedern eben die runden und auf die nemliche Art gebildeten Augen, und auch ohngefähr von eben der Farbe. Brisson redet von einem bunten Pfauen, der von der Vermischung eines gemeinen und weissen Pfauen seinen Ursprung hat; von einem Pfauen aus Thibet, dessen Federdecke wellenförmig, weiß, blau, violet und goldgelb ist. Aldrovand hat den Japanischen Pfauen beschrieben, der ein Vogel von seltner Schönheit ist; aber in seinem Schwanze hat er weniger Federn, als unsere Pfauen und die Farbe daran ist viel brauner; die Augen am Schwanze sind beträchtlicher; die Rückenfedern sind blau und grün; der Anfang der Flügel ist auch blau und grün; und die Brustfedern sind goldgelb, und grün und blau gemischt; der Chinesische Pfau ist castanienbraun: das Männchen hat an jedem Beine zween Sporne.

In dem Reiche Camboya werden die Pfauen bey der Nacht gefangen, wenn sie sich auf die Bäume ge-

gesetzt haben; nach der Erzehlung des Tavernier, nähert man sich denselbigen mit einer Fahne, auf welcher zu beeden Seiten Pfauen vorgestellt sind; und oben auf den Stock steckt man angezündete Lichter; das Licht macht den Pfauen bestürzt, er verlängert seinen Hals bis an den Stock, wo er sich in einer Schlinge fängt, die derjenige zuzieht, welcher die Fahne trägt. Man findet auch wilde Pfauen an der Küste von Coromandel und in Guinea.

Wenn man den Schriftstellern von der Materia Medica glauben darf, so ist das Pfauenfleisch gut wider den Schwindel, und die Brühen davon sind diuretisch; der Mist von diesem Thiere wird für ein Specificum wider die fallende Sucht gehalten, die Dosis ist von einem Scrupel bis auf ein Drachma: die Eyer werden in dem lauffenden Gicht für gut gehalten; aber das Fleisch ist hart, trocken und schwer zu verdauen.

Mit dem Pfauen muß man nicht einen andern Vogel, der ihm an Grösse gleichet, verwechseln, nemlich den Accaviac: man findet ihn in Afrika; er ist durch eine rothe Haube merkwürdig, die zu beeden Seiten zwo Reihen weisser Federn hat. Dapper versichert, daß er diese Haube rund ausbreiten und über den Kopf herab fallen lassen kann, welches eine gute Würkung machen muß.

Der Fasan, wovon verschiedene Arten bekannt sind, hat ein köstliches Fleisch, und die Grösse eines Kapauns. Der Europäische Fasanhahn gleichet etwas

was dem gemeinen Hahn; wenn er frech wird, so ist sein Kopf sehr roth, und seine Augen funkeln wie Feuer; seine Federdecke bestehet aus drey Farben, grün, blau und goldgelb; aber die Henne hat ohngefähr die Farbe der Wachtel. Dieser Vogel soll sehr dumm seyn; er glaubt in Sicherheit zu seyn, wenn seyn Kopf verborgen ist; wann er gejagt wird, so sieht er den Hund, so lang er ihn stellt, gerade an, und läßt dem Jäger Zeit, nach Belieben zu schiessen: man darf ihm nur sein eigen Bildniß oder einen rothen Lappen, auf weissem Tuche vorhalten, wenn man ihn in das Garn locken will; die Henne baut ihr Nest auf die Erde in dickes Gebüsche, und legt so viel Eyer, wie das Rebhuhn.

Man versichert, daß eine Haushenne mit einem Fasanhahn eine Nachkommenschaft zieht, die den wahren jungen Fasanen sehr ähnlich sind.

Der rothe Chinesische Fasan ist ohnstreitig der schönste unter allen Pfauen; wenn er zwey Jahr alt ist, so hat er an seinem Halse und auf seinem Kopf einen gelben Busch, den er nach Belieben bewegt; seine Farbe ist golden, citronenfarbig, gelb, braun, himmelblau, scharlachroth, schmaragdgrün: alle diese Farben durchschneiden einander, und machen eine sehr angenehme Mischung. Man sieht in dem Cabinet des Königlichen Gartens in Frankreich weisse Fasanen aus China, und bunte Fasanen aus der Tartarey, deren Busch und Bauch schwarz, die übrigen Federn aber auf weissem Grund schwarz gedupft sind.

Der Amerikanische Fasan hat schwarze Federn und einen rothen herabhängenden Kamm, wie eine Indianische Henne; der Brasilianische hat einen Buschkamm; der Fasan von den Antillen hat einen sehr langen Hals und einen Kopf und Schnabel, wie ein Rab, die Federn sind grau mit roth vermischt, die Brust ausgenommen, welche sehr schön weiß ist: sein Schwanz ist schwarz und nicht sehr lang. Er verfolgt alle Hausvögel grausam; in dem Hause jagt er die Hunde, die er hinterlistig mit dem Schnabel anfällt; er fällt auch den Fremden an die Beine. Der Fasan der Cafern ist weiß und grau gefleckt; die Fasanen von Congo sind schwarz und blau; der Fasan von Juida auf der Goldküste hat weiß und blau untermischte Federn, und einen schwarze Busch auf dem Kopfe; der Fasan von Madagascar, den man auch in dem Lande der Amazonen findet, ist violet, hat einen edlen und stolzen Gang, und auf dem Kopf einen Busch von schwarzen und weissen Federn untereinander, die der Vogel nach Belieben bewegen kann. Der Haubenpfau aus Cayenne hat den Kopf mit einem Busch gezieret, dessen Federn auf der einen Seite weißlich und auf der andern schwarz sind; er nährt sich von Schlangen, und seine Stimme gleicht weniger einer Stimme, als einem Geheule.

Einige rechnen den Hoccovogel unter das Geschlecht der Fasanen; dieser Vogel hat auf seinem Kopf einen drey Zolle langen Busch, der aus vielen gleichsam übereinander gesetzten Federn besteht; diese Federn sind weiß und am Ende schwarz, und nei-

gen

gen sich vorwärts, als wenn sie frisirt wären, und bewegen sich nach dem Belieben des Thiers: man unterscheidet verschiedene Arten der Hoccovögel: diese Vögel sind nicht so wild und unruhig, wie der Fasan, zu welchem Geschlechte sie mit Unrecht gezehlt werden. Herr Aublet versichert, daß der Hoccovogel so vertraut wird, daß er mit seinem Schnabel an die Thüre stößt, wenn man ihm aufmachen soll; daß er die Hausleute an den Kleidern zieht, wenn sie ihn vergessen; daß er seinem Herrn überall nachfolgt; und daß er ihn, wenn er zurückgehalten wird, mit Ungedult erwartet, und ihm bey seiner Rückkunft Zeichen der lebhaftesten Freude zu erkennen giebt. In dem Stande der Wildheit scheint er die Gefahr nicht zu kennen, und läßt sich leicht tödten.

In Mexico findet man einen merkwürdigen Vogel, mit Namen Hoitlallotl, dessen Federdecke schwarz ist, und in das falbe fällt; er hat einen langen Schwanz, der grün schillert, und die Strahlen zurückwirft, wie die Federn des Pfauen; seine Flügel sind kurz, sein Flug ist schwer, demohngeachtet kommt er den schnellsten Pferden im Lauffe zuvor.

Das Rebhuhn ist ein sehr bekannter Vogel, den die methodischen Naturalisten unter die Haselhühner gesetzt haben: das graue oder gemeine hält sich in den Feldern und Wiesen auf, legt zu einer jeden Brut sechzehn bis achtzehn Eyer in ein Nest, oder vielmehr in eine kleine Grube, beynahe der Erde gleich, wo man einige Strohhalme oder trockenes

Gras

Gras findet; in der Brutzeit, welche zwey und zwanzig Tage dauert, verläßt die Henne ihre Eyer niemals, ohne sie mit Blättern zu bedecken. Im Winter vereinigen sich die alten und die jungen Rebhühner in eine Gesellschaft, aber mit Anfang des Frühlings sucht sich der Hahn mit der Henne zu paaren; dann fliegen diese Vögel zwey und zwey. In dieser Jahrszeit schwellen die Testikeln des Männchens, die im Winter verborgen oder wenig sichtbar sind, beträchtlich auf, gegen die Grösse des Körpers gerechnet; sie schlagen sich heftig um ein Weibchen, welches dadurch folgsam zu werden scheint; oft streiten auch die Weibchen bis zur Ausschweiffung über die Wahl eines Nestes; sie leben zwanzig und mehr Jahre, aber das Leben der Männchen dauert ohngefähr nur sechzehn Jahre.

Während der Brutzeit hält sich das Männchen gemeiniglich in der Nähe des Nestes auf; ist auf sein Weibchen aufmerksam, und begleitet es allezeit, wenn es aufsteht, um seine Nahrung zu suchen, und zieht diese beschwerliche Pflichten den leichten Vergnügungen vor, die ihm durch das Geschrey anderer Rebhühner angekündiget werden, worauf es zuweilen antwortet, aber ohne das Weibchen zu verlassen, um einer fremden zu folgen. So bald die Jungen ausgeschloffen sind, so lauffen sie dem Vater und der Mutter nach, die ihnen beständig ruffen, ihnen die Körner und Insecten zeigen, die ihnen zur Nahrung dienen können; man findet sie zuweilen ganz nahe aneinander sitzen, und die Jungen mit ih-

ren Flügeln bedecken, deren Köpfe auf allen Seiten mit sehr lebhaften Augen hervorstechen. Wenn ein Mensch oder Hund der Brut zu nahe kömmt, so entflieht das Männchen zuerst, und erhebt ein besonders Geschrey, das nur zu einer solchen Zeit gehört wird; nach vierzig oder funfzig Schritten setzt es sich gemeiniglich nieder, und fährt oft auf den Hund, um ihn mit seinen Flügeln zu schlagen, so viel Muth giebt ihm die väterliche Liebe. Wenn es sich gezeigt hat, so zieht es zuweilen im Lauf einen Flügel nach, oder lauft hinkend, um den Feind in Hofnung einer gewissen Beute gerade auf sich zu ziehen, und immer weiter von der Brut zu entfernen; das Weibchen, welches einen Augenblick nach dem Männchen abgeht, rettet sich durch einen schnellen Flug und gegen eine andere Seite; so bald es sich aber niedergelassen, so kömmt es auf der Stelle wieder, indem es längst der Furchen läuft, und nähert sich seinen Jungen, die sich unter das Kraut und in die Blätter verborgen haben; hier liesen sie sich eher von den Jägern zertretten, als daß sie von der Stelle wichen; die Mutter bringt sie bald wieder zusamm; und ehe der Hund, welcher dem Männchen nachgeeilt ist, wieder zurück kommen kann, hat sie dieselben schon weit weggeführt: wenn die Gefahr vorbey ist, so kömmt das Männchen auf das Geschrey des Weibchens auch wieder zurück: man bemerkt, daß meistens ein Drittel Männchen mehr gebohren wird, als Weibchen, und es giebt wenige Vögel, die so geil sind, wie die Rebhühner, so wie auch wenige sind, die so

viele

viele Wachsamkeit für ihre Jungen haben: diese Liebe artet zuweilen in Wuth gegen andere Bruten aus, welche die Mutter oft verfolgt, und mit ihrem Schnabel übel behandelt.

Junge Rebhühner, gebraten und mit Citronensaft oder sauern Pomeranzen geessen, werden in Diarrhöen angerathen, die von einem verdorbenen Magensaft oder Erschlaffung der Eingeweide entstehen: das Blut und die Galle von Rebhühnern wird auch in Geschwühren, und Wunden der Augen und in Augenstaaren gebraucht: man träufelt diese Säfte warm, so bald sie aus dem Thiere kommen, welches getödtet worden, hinein.

Die rothen Rebhühner sind in den mittägigen Provinzen Frankreichs sehr bekannt; sie sind um ein Fünftel grösser als die gemeinen Rebhühner, und werden leichter zahm; aber sie sind von Natur nicht so gesellschaftlich, und eine jede Familie bleibt nicht in einem Fluge beysamm; ihr Geschrey ist auch verschieden; wenn sie von einem Raubvogel, Jäger oder Hund verfolgt werden, so begeben sie sich in die Löcher der Caninchen, oder setzen sich auf die Bäume, je nachdem sie einen Feind zu fliehen haben; wenn die Weibchen Junge haben, so fliehen sie bey der Annäherung eines Hundes wie die grauen Rebhühner; und man hat gesehen, wie sie in vollem Fluge wieder zu ihrem Neste kamen, und sich muthig gegen die Hunde vertheidigten, welche ihre Junge frassen. Von dieser Gattung findet man auch öfters

weißliche, aber die Füsse und Schnäbel sind allezeit roth; man muß sie nicht mit den Haselhühnern verwechseln. Die Isländischen Rebhühner, von denen Anderson in seiner Naturgeschichte von Grönland redet, sind Haselhühner, die ihre Nahrung auf den Winter in ihre Nester zusamm tragen, und sie in kleine Hauffen legen; ohne diese Vorsicht würden sie Gefahr lauffen, zu verhungern, wegen der erschröcklichen Kälte in diesem Lande, und wegen des häufig fallenden Schnees.

Die Wachteln sind sehr bekannte Vögel, deren äussere Zehe durch eine Membrane mit der mittlern Zehe bis an das erste Gelenk verbunden ist; sie scheinen zu dem Geschlechte der Rebhühner zu gehören, nähren sich gemeiniglich von Waizen, Hirsen und andern Körnern, suchen das grüne Getraid, oder die Halme, wenn sie abgebrochen sind; das Weibchen baut sein Nest auf die Erde, und legt bis sechzehn Eyer, im Monat May darein; das Fleisch dieser Vögel wird, absonderlich wenn sie jung sind, sehr geachtet. Um die Wachteln, wenn sie zu uns kommen, d. i. wenn das Getraid ganz grün ist, in ihrer Frechzeit, zu fangen, verbirgt sich der Vogler, wenn er sein Garn gespannt hat, sehr früh in einer gewissen Entfernung in das Getraide; da macht er vermittelst eines Instruments von Leder und Bein, welches der Wachtelruf genennt wird, den Gesang der Wachtel dreymal nach: das Männchen hält dieses Ruffen für die Stimme des Weibchens, und läuft schnell herbey, um es zu befriedigen: der Vogler stehet also-

bald

bald auf, und zeigt sich ihm. Der Vogel erstaunt, will davon fliegen, fällt in das Netz und fängt sich. Aber nach dem Sommer, wenn die Frechzeit vorüber ist, und sie nicht singen oder schlagen, da sie nicht mehr auf den Schall der Lockpfeiffe gehen, und sich in dem Getraide aufhalten, um von den ausgefallenen Körnern zu leben, werden sie mit dem Tiraß oder noch besser mit einem zu dieser Jagd abgerichteten Hunde gefangen, der sie ganz kurz stellt, daß sie geschossen werden können; u. s. w. Die Männchen sind muthig; sie sind so sehr untereinander zum Streiten aufgelegt, daß sie ehedessen zu Athen nach Art der Hähne zum Kampf abgerichtet wurden: man sieht zuweilen noch in Neapel wegen dieses Schauspiels viel Volk versammlet, das so begierig ist, wie bey einem Fechterkampf. Die Wachteln von Madagascar und den Malouinischen Inseln sind gleichsam golden, und ihr Bauch ist aschgrau; die Wachteln aus Mexico haben Hauben.

Die Wachteln sind Zugvögel, die man im Monat May bey gewissen Winden nach Malta ziehen und im September wieder zurück ziehen sieht. Es ist wahrscheinlich, daß sie aus Europa nach Asien und Afrika übergehen, und nachher bey Gelegenheit günstiger Winde wieder in unsere Climate zurück kommen. Wenn sie aber von widrigen Winden überfallen werden, so setzen sie sich auf Schiffe, die ihnen aufstossen, und oft fallen sie auch in das Meer. Man hat bemerkt, das andere Zugvögel, z. E. die Erdralle, die Wachteln begleiten, und daß der Raubvogel bey

ihrer Ankunft einige erhascht. Gegen das Ende des Frühlings kömmt auf den Westlichen Küsten des Königreichs Neapel eine so grosse Menge an, daß zuweilen in einem Striche Lands von vier bis fünftausend Schritten an einem Tage bey sechstausend gefangen werden; an den Küsten der Provence, absonderlich in dem Bißthum Frejus kommen im Frühling ganze Wolken an, und so matt vom Herübersetzen, daß man sie den ersten Tag mit der Hand fangen kann. Ob es übrigens gleich überhaupt wahr ist, daß die Wachteln das Climat verändern, so bleiben doch allezeit einige zurück, welche nicht stark genug sind, den übrigen zu folgen, weil sie entweder am Flügel verwundet, oder mit Fett überladen, oder von einer zweiten Brut, und also zur Zeit der Abreise zu jung und zu schwach sind; diese zurückgebliebenen Wachteln suchen sich in den besten und wärmsten Gegenden des Landes, wo sie bleiben müssen, fest zu setzen.

Es giebt verschiedene Arten von Tauben; einige sind zahm, die andern wild, und noch andere fremde Vögel. Die warmen Climate scheinen dieser Gattung von zweyfüssigen Thieren besser angemessen zu seyn, als die kalten Gegenden. Alle Tauben haben gewisse Eigenschaften, die ihnen gemein sind; die Liebe zur Geselligkeit, die Neigung gegen ihres gleichen, die milden Sitten, die Keuschheit, d. i. die wechselsweise ungetheilte Liebe und Treue des Männchens und des Weibchens; die Reinlichkeit, die Sorge für sich selbst, welche ein Verlangen zu gefallen voraussetzt, die Kunst, sich angenehm zu machen, welche

die-

dieſes Verlangen noch mehr beweißt; die zärtlichen Liebkoſungen, die ſanften Bewegungen, die furchtſamen Küſſe, welche nur in dem Augenblick des Genuſſes vertraut werden; eben dieſer Augenblick, der in kurzer Zeit durch neue Begierden erneuert wird, durch neue Arten ſich zu nähern, die eben ſo ſchattirt ſind, und eben ſo empfunden werden, ein beſtändig daurendes Feuer, ein beſtändiger Geſchmack; und zum noch gröſſern Glücke, immer das Vermögen demſelben Genüge zu leiſten. In der That, wer einmal auf dem Lande gewohnt hat, der wird dieſe verſchiedene Eigenſchaften an einer jeden Gattung der Tauben bemerkt haben, er wird erkannt haben, daß dieſe Vögel ſehr zur Liebe geneigt ſind, daß ſich das verliebte Männchen dem Weibchen nähert, weggeht, wiederkömmt, ſich um daſſelbe herum dreht, ihm ſchöne thut, und den heftigen Liebhaber macht, beſtändig in Bewegung iſt, ſeinen Schwanz ausbreitet, ein Rad macht, bis endlich das zärtliche Weibchen, durch dieſe kleinen Anreitzungen aufgemuntert, mit einer dumpfen Stimme, mit einem dumpfen Ruckern antwortet; dann geht das Schnäbeln an, nemlich die Liebkoſungen durch den Schnabel in dem Schnabel, und darauf folgt die gröſte Vertraulichkeit.

Das Weibchen legt zwey Eyer, wovon das eine gemeiniglich ein Männchen, das andere ein Weibchen enthält; es bebrütet dieſelben ganzer vierzehn Tage, und bleibt von drey oder vier Uhr Nachmittag bis neun oder zehn Uhr des andern Tags früh darüber ſitzen, da das Männchen ſeine Stelle bis ge-

gen 4 Uhr Abends vertritt, und das Weibchen unterdessen seine Nahrung sucht und ausruht; und wenn das Weibchen in der Brutzeit lange aussen bleibt, so wird es von dem Männchen aufgesucht, und in das Nest zurückzukehren eingeladen; dieses macht es in Ansehung des Männchens eben so, wenn es nachlässig werden will. Der Vater und die Mutter geben den neugebohrnen Jungen in drey oder vier Tagen nichts, sondern halten sie nur fein warm; und diese Sorgfalt übernimmt das Weibchen ganz alleine, etliche Augenblicke ausgenommen, wenn es ein wenig Nahrung sucht; darnach nähren sie dieselben acht Tage lang mit weichen oder halb verdauten Nahrungsmitteln, die in ihrem Kropfe wie Brei geworden sind; diese Nahrung geben sie ihnen des Tags dreymal in ihren kleinen Schnabel; die Mutter sorgt gewöhnlich für das junge Männchen und der Vater für das junge Weibchen: nach und nach geben sie ihnen stärkere Speise; und wenn sie fliegen können, so stößt sie der Vater aus dem Neste, damit sie selbst ihre Nahrung suchen müssen. Die neue Haushaltung wird bald wieder eingerichtet. In den Taubenschlägen haben die Tauben zugleich Junge und Eyer, und verlieren also keine Zeit.

Wenn sich das Weibchen von einem Männchen treten läßt, so wird das seinige böse und verläßt es; oder wenn es sich demselben nähert, so geschieht es, um es zu schlagen; man hat sogar schon gesehen, daß zwey Männchen die mit ihren Weibchen unzufrieden waren, einen Tausch getroffen, und hernach ruhig

in

in ihrer neuen kleinen Haushaltung gelebt haben. Die Männchen schlagen sich oft um ein Weibchen bis auf den Tod; unterdessen zittern diese Thiere bey dem Anblick eines Raubvogels: sie baden und welzen sich gerne in dem Sande, um sich von dem Ungezieser, den Flöhen und Läusen, die sie zuweilen plagen, zu befreien.

Das Fleisch der jungen Tauben ist zart, leicht zu verdauen und sehr nahrhaft: eine frisch gewürgte Taube, am Rücken aufgeschnitten, und ganz warm auf den Kopf oder auf die Fußsole gelegt, soll zuweilen einen Wahnsinnigen heilen können; und das laue Blut von diesem Vogel, ober dem Flügel abgezapft, heilet die frischen Augenwunden. Der Taubenmist ist wegen seiner nitreusen Theile auflösend: man nimmt ihn völlig calcinirt in einem Trank; man hat bemerkt, daß man von diesem Miste, wenn er ganz warm in die Augen fällt, blind werden kann, so caustisch ist er: man vermischt ihn zuweilen mit Vesicatorien oder mit Breiüberschlägen, um wässerige Geschwulsten zu erweichen.

Dieser Mist, sagt Herr Bourgeois, ist auch ein vortrefliches Mittel wider den Husten der Pferde, den sie oft im Frühling auf der Weide bekommen, wenn es kalte Nächte giebt, oder wenn sie lange einem kaltem Regen ausgesetzt sind, wenn man diesen Husten vernachlässiget, so artet er oft in das wahre Keichen aus, welches unheilbar wird. So bald man merkt, daß ein Pferd von dem Husten befallen

ist, so muß man vier Handvoll Taubenmist nehmen, grob pulvern, und in einer halben Flasche alten weissen Weins zur Nachtzeit einweichen; des Morgens zwingt man diese Vermischung durch ein leinen Tuch, und gießt es dem Pferde drey Morgen nacheinander ein, vermittelst einer Flasche oder eines Horns.

Die kleine Steigtaube ist ein wilder Vogel, grau oder bleifarbig; sie ist viel kleiner als die gemeinen Tauben, da hingegen die wilde Taube grösser, als die gewöhnliche Taube ist, und sich auch in der Farbe unterscheidet. Das Vordertheil ihrer Flügel und Brust ist röthlich; auf beeden Flügeln hat sie zween schwarze Flecken, und die Halsfedern werfen einen verschiedenen Glanz, je nachdem sie in das Licht gestellt werden: dieser Vogel baut sein Nest in steile Felsen und in alte Thürme, die Tauben, welche die Morgenländer abrichten, um bey kritischen Gelegenheiten Briefe hin und her zu tragen, sind vielleicht von dieser Art; sie fliegen sehr schnelle; man trift sie zuweilen auf dem Sande liegend, mit offenem Schnabel dem Thau erwartend, um sich zu erquicken und zu Athem zu kommen. Im Jahr 1574 und 1575 bediente sich der Prinz von Oranien dieser fliegenden Boten bey den Belagerungen von Harlem und Leyden.

Die Holztaube ist grösser als die gemeine Taube, und beynahe so fleischig, wie ein Huhn; die Halsfedern sind grünlich, die Federn an der Brust, Flügeln und Schultern röthlich: in manchen Ländern

wer-

werden viele in solchen Wäldern gefangen, die mit Buchen und Eichen bepflanzt sind; und da muß man harren, bis es völlig Nacht ist; wenn sie alsdann durch allerley Getöse und angezündete Strohbüschel furchtsam gemacht werden, so kann man sie leicht tödten. Die Reisebeschreiber reden von blauen Holztauben aus Madagascar und Mexico.

Die groſſen Ringtauben sind in den Pyremäen sehr bekannt, wo sie des Jahrs zweymal hinkommen, um nach Suanien und von da wieder zurück zu gehen so wie auch die kleine Steigtaube; ihre Farbe ist aschgrau, nebst einem Kragen, der mit schönen abwechslenden Farben geziert ist. Sie werden in diesen Gegenden in sehr grosser Menge gefangen; es werden nemlich in gewissen Entfernungen voneinander, in einem engen Passe Arten von Dreyfüssen, die aus drey sehr langen Stangen bestehen, aufgerichtet, und eine grüne Hütte angebracht, in welcher sich ein Mensch versteckt, der mit einem Vorrath von faulem weissen Holze, wie Raketten geformt, versehen ist. So bald er Ringtauben entdeckt, so wirft er ein solches Holz gegen sie, welches sie für einen Raubvogel halten, und aus Furcht näher gegen die Erde fliegen; dann werden sie von einer Entfernung zur andern, je nachdem sie ausweichen, durch eben dieses Mittel immer mehr herab gezogen, und man bringt sie hin, wo man will, nemlich an das Ende des Passes, wo fünf oder sechs Bäume auf eine schickliche Art eingerichtet sind; man spannt mit Hülfe gewisser Winden, und Gewichte von oben bis unten Netze auf; so bald

man

man eine Spannung los läßt, so fallen die Garne, und die Tauben, welche durch die vorgeworfenen Raketten erschreckt worden sind, fangen sich. Man soll zuweilen mehr als ein hundert auf einen Zug fangen. Zu Terni in Italien werden Tauben abgerichtet, die vor den Zugtauben herfliegen, sie in den Wald und sogar an die Bäume führen, wo sie die Jäger erwarten; man fängt zuweilen gegen fünf hundert.

Die Ornithologen reden von gewissen Taubenarten, die man der Neugierde wegen hält; z. E. Die Pfautaube, welche beständig den Kopf und Hals bewegt; sie hat einen breiten Schwanz, breitet ihn aus, und zieht ihn zusamm, wie der Pfau; die Brieftaube, welche von einer Bastart- und Bothentaube entstanden ist; sie hat an der Wurzel des Schnabels und um die Augen fleischerne Auswüchse; sie kann auch ihren Kopf aufblasen, wie die Kropftaube. Die Taube des Mahomets ist wenig von der Numidischen oder Barbarischen unterschieden, ihre Augen sind groß und schwarz. Die Schlagtaube dreht sich in die Rundung, wenn sie fliegt, schlägt stark mit den Flügeln und macht vieles Geräusche; man findet auch ihre Flügelfedern oft abgebrochen. Die Purzeltaube hat verschiedene Farben und ist wenig von der vorhergehenden unterschieden. Die Taube mit krauser Kehle hat einen platten Kopf, u. s. w. Von den Louisianischen Tauben glaubt man, daß sie das feinste und beste Fleisch haben. In ganz America sind diese Vögel, wo es viele Wälder giebt, so fett,

das

daß sie oft, wenn sie von den Jägern herab geschossen werden, auf der Erde durch das Fallen bersten. Zu Agra, in Indien, sagt Thevenot, findet man ganz grüne Tauben, die nur durch diese Farbe von den unsrigen unterschieden sind. Unsere wilde Taube in Europa findet man in Ost- und Westindien, zu Amboina und bis an die Philippinischen Inseln; man findet auch Turteltauben in der alten und neuen Welt, bis auf die Inseln in dem Südmeer. Die Tauben und Turteltauben gränzen so nahe zusamm, daß die Holztauben, die Ringtauben und die Turteltauben, deren Gattungen sich ohne Vermischung in dem Stande der Natur zu erhalten scheinen, sich zahm oft vermischt haben, woraus unsere meisten Arten von Haustauben entstanden sind: was diese Meinung zu bestättigen scheint, ist die Brunst, welche diese Vögel in der Frechzeit empfinden.

Die Turteltaube ist noch frecher, als die gemeine Taube, und macht bey ihrer Liebe noch mehr besondere Vorspiele. Der Tauber, sagt Herr von Buffon, dreht sich stolz und mit vieler Annehmlichkeit um sein Weibchen herum. Der Turteltauber, es sey nun in den Wäldern oder in dem Taubenhause, fängt damit an, daß er sein Weibchen begrüßt, indem er sich achtzehn bis zwanzigmal vor demselben niederwirft; er neigt sich lebhaft, und so tief, daß sein Schnabel allemal die Erde oder den Ast, worauf er sich befindet, berühret, und er richtet sich allezeit wieder auf: die zärtlichsten Seufzer begleiten seine Vorbeugungen; anfangs scheint das Weibchen

chen unempfindlich dagegen zu seyn; aber bald giebt es die innerliche Bewegung durch einige süsse Töne, durch eine klagende Stimme, die ihm entwischt, zu erkennen, und wenn es einmal das erste Feuer empfunden hat, so brennet es fort, es verläßt sein Männchen nicht mehr, es vervielfältiget die Küsse, die Liebkosungen, muntert es zum Genuß auf, und reizt es zu den Vergnügungen bis zur Legzeit, wo es seine Zeit theilen und auch für die Familie sorgen muß. Herr le Roy hat wilde Turteltauben gesehen, die nicht gezwungen und durch die Hauszucht verdorben waren, wie sie sich zwo Stunden miteinander beschäftigten, ohne sich von einem Aste wegzubegeben. Man weiß auch, daß die gemeine Turteltaube und die Ringtaube, wenn sie gepaart werden, Bastarte hervor bringen, die wahrscheinlich fruchtbar sind, und ihres gleichen wieder zeugen.

Die Turteltaube sucht im Sommer die Kühle und im Winter die Wärme; sie kömmt im Frühling in unsern Gegenden an, und verläßt sie gegen das Ende des Augusts. Die Turteltauben vereinigen sich in Hauffen, kommen und ziehen miteinander, suchen die dunkelsten und kühlsten Wälder, um sich darin niederzulassen; in der kalten Jahrszeit bleiben einige in Griechenland, an solchen Orten, die an der Sonne liegen; dieß scheint zu beweisen, daß sie warme Gegenden suchen, um den Winter daselbst zuzubringen; diese Vögel legen nur zwey oder drey Eyer, und die Jungen werden für eine vortrefliche Speise gehalten. Man findet in den beeden Welten

Tür-

Turteltauben, aber mit Abwechslungen, sowohl in Ansehung der Farben, als der Grösse; die Turteltauben gehen Paar und Paar; und wenn eine stirbt, so soll die Zuruckgebliebene ihre Tage allein in der Einsamkeit zubringen.

Der Guguck, den alle Welt kennt, legt sein Ey in das Nest anderer Vögel, und läßt es von denselben ausbrüten, aber kaum hat der junge Guguck etliche Tage gelebt, so frißt er die Jungen des Vogels, dessen Nest ihm zur Wiege gedient hat, und oft frißt er auch seine vermeinte Mutter, wie wir bereits an einem andern Orte gemeldet haben.

Der Guguck von Loango ist ein wenig grösser, als der unsrige; er gleicht ihm in der Federdecke, aber er singt ganz anderst. Das Männchen fängt an zu intoniren cu, cu, cu, — — und steigt beständig um einen Ton so accurat, wie ein Musicus, der die Scala hinauf singt; wann es bis zur dritten Note gekommen ist, so fällt das Weibchen ein und singt mit ihm die Octav hinauf, und diesen Gesang wiederhohlen sie beständig.

In dem Innern von Africa, weit von dem Vorgebürge der guten Hofnung, findet man einen sonderbaren Vogel, der eine Art von Guguck zu seyn scheint: seine Gestalt hat nichts sonderbares, aber der Urheber der Natur hat ihn mit einem besondern Instinct begabt, den man an keinem andern Vogel entdeckt: er hat die Eigenschaft den Reisenden die wilden Honigwaben anzuzeigen, weswegen ihn die Holländer

Honig-Wyzer (Honigweiser) nennen. Die Holländer und die Hottentoten sind es nicht allein, welche dieser kleine geflügelte Wegweiser auf die Honigjagd führt, auch ein kleines vierfüssiges Thier, mit Namen Ratel führt er dahin; vielleicht ist der Instinct dieses Thiers eine Folge seiner eigenen Bedürfnisse; da er die wilden Bienenstöcke nicht selbst berauben kann, so ruft er einen geschicktern Räuber zu Hülfe, und er muß sich mit den Ueberbleibseln begnügen. Des Morgens und des Abends sucht er seine Speise, und dann ruft er die Reisenden scharf an, scherr, scherr: die Jäger sind sehr aufmerksam auf dieses Geschrey, und sie antworten ihm von Zeit zu Zeit in einem tiefern Tone, bis sie diesen Vogel im Gesichte haben, und so bald er sie gewahr wird, so fliegt er auf den Ort zu, wo er einen Bienenstock entdeckt hat; aber, (wtlches noch wunderbarer ist) wenn ein Zufall den Jäger aufhält, oder wenn er mit Vorsatz stehen bleibt, so verdoppelt der Vogel sein Geschrey; und wenn der, welchen er ruft, nicht kömmt, so kehrt er zu dem nachlässigen Jäger zurück, als wenn er ihm seine Langsamkeit und Unthätigkeit vorhalten wollte. Wenn sich der Jäger nähert, so flattert der Vogel einige Augenblicke um den Bienenstock herum, dann verkriecht er sich in das nächste Gebüsch, um ein Zeuge von dem, was vorgeht, zu seyn: da ist er auf alles, was man thut, aufmerksam, und betrachtet mit unruhigen Augen alles, was aus den Stöcken genommen wird; er erwartet mit einer Art von Ungedult, bis man ihm seinen Theil

von

von der Beute giebt, welches der Honigjäger niemals zu thun unterläßt; dieser giebt seinem kleinen Führer ein Stück Honig, um seine Erwartung, aber nicht seinen Hunger zu befriedigen; denn wenn dieses Bedürfniß einmal gestillt wäre, so würde er seine Jagd nicht weiter fortsetzen. Ich hatte oft Gelegenheit, diesen Vogel zu sehen, sagt Herr D. Sparrmann, welcher seine Geschichte unter dem Titel Cunculus indicus, an Herrn D. Forster, geschickt hat, um sie den philosophischen Transactionen einzuverleiben, und ich war selbst Zeuge von der Zerstörung verschiedener Bienenrepubliken, welche durch die verrätherische Anzeige dieses kleinen Spions geschehen ist.

Der Rab ist allezeit für den letzten Raubvogel und für einen der niedrigsten und geringsten gehalten worden. Das faule Aas, die ganz kleinen Lämmer und Hasen sind sehr nach seinem Geschmacke; man behauptet sogar, daß er sich auf den Rücken der Ochsen fest setze, und daß er sie lebendig fresse, wenn er ihnen vorher die Augen ausgehackt hat; in einem reichen und sehr bevölkerten Lande ist er nützlich, weil er die Unreinigkeiten aller Art verzehret, an denen gemeiniglich ein solches Land Ueberfluß hat; aber einem armen und nicht zahlreichen Volke ist er zur Last. Aus dieser Ursache war es ehedessen ohne Zweifel, nach dem Berichte des Belon, in England verbotten, ihm Gewalt anzuthun; und in der Insel Malta, in der Insel Feroe hat man auf seinen Kopf einen Preiß gesetzt. Wenn man zu diesen Zügen,

unter denen man den Raben vorstellt, noch seine dunkle und traurige Farbe setzt, sein noch traurigers Geschrey, seinen wilden Blick, sein unedles Ansehen, und seinen ganzen Körper, welcher Verpestung ausdünstet, so wird man sich nicht wundern, daß er für einen Gegenstand des Schreckens gehalten worden ist. Die Wilden essen sein Fleisch niemals; unter den Europäern essen es die ärmsten nur mit Widerwillen, wenn sie ihm vorher die Haut abgezogen haben, welche sehr zähe ist. Nach dem Berichte des Linnäus fliegen diese Vögel in dem mittägigen Schweden, wenn die Luft heiter ist, sehr hoch, und machen ein Geschrey, das man sehr weit in der Ferne höret; und die Verfasser der Britannischen Zoologie setzen noch hinzu, daß sie bey diesem Umstande meistens paarweise fliegen.

Der Rab lernet nicht nur reden, oder vielmehr die Menschenrede wiederholen, sondern er wird auch in dem Hause gesellig, und scheint einer dauerhaften Anhängigkeit fähig zu seyn. Man erzählt, daß sich ein zahmer Rab durch seine wilden Cameraden zu weit habe verführen lassen, und da er ohne Zweifel den Ort seiner Wohnung nicht mehr gefunden haben würde, so erkannte er in der Folge auf der Landstrasse einen Menschen, der ihm gewöhnlich zu essen gab, schwebte eine Zeitlang über ihm, ließ sein Rabengeschrey hören, als wenn er ihn begrüssen wollte, setzte sich auf seine Hand und verließ ihn nicht wieder. Ein Gallier von grosser Statur hatte den tapfersten Römer zu einem Zweikampf heraus gefordert, ein

Tribun, mit Namen Valerius nahm die Ausforderung an, und überwand den Gallier durch Hülfe eines Raben, der den Feind beständig neckte, ihm die Hände mit seinem Schnabel zerhieb, und ihm in das Gesicht und die Augen flog; der ihn, mit einem Worte so verwirrte, daß er seine ganze Stärke nicht gegen den Valerius gebrauchen konnte, welcher nachher den Namen Corvinus erhielt. **Albert** sah einen zu Neapel, der Rebhühner und Fasanen, und selbst andere Raben fieng. Von diesen Vögeln glaubt man insgemein, daß sie in ihrer Freyheit eine grosse Verwüstung unter allerley Arten von Mäusen anrichten: aber Herr **Hebert** ist sehr geneigt zu glauben, daß sie die Insecten, und absonderlich die Regenwürmer aller andern Nahrung vorziehen.

Die Raben begeben sich im Winter des Nachts unter die hervorragenden Felsen, wo sie gegen die Nordwinde sicher sind, und zwar immer achtzehn oder zwanzig in Gesellschaft; da schlaffen sie auf Bäumchen sitzend, die zwischen den Felsen wachsen; sie bauen ihre Nester ebenfalls in die Felsenritzen, oder in alte verlassene Thürme, und zuweilen auch auf grosse abgesonderte Bäume; ein jedes Männchen hat sein Weibchen, zu welchem es sich etliche Jahre nacheinander hält; sie wählen in der Frechzeit gemeiniglich einen wilden und abgelegenen Ort, oft auch die Dunkelheit der Nacht, wenn sie der Liebe pflegen, damit sie nicht von den Menschen überrascht werden; so wie sich der Lerchengeyer verbirgt, wenn er trinkt, weil er im Trinken seinen Schnabel bis

an die Augen ins Wasser steckt, und folglich nicht auf seiner Hut seyn kann. Das Weibchen, welches nach dem Bareire nicht so kohlschwarz ist und einen schwächern Schnabel hat, legt gegen den Monat März fünf bis sechs Eyer, die es zwanzig Tage lang bebrütet; und in dieser ganzen Zeit sorgt das Männchen für des Weibchens Nahrung. Man findet zuweilen in den Nestern oder in der Nähe beträchtliche Hauffen Nüsse, Körner und andere Früchte: man vermuthet aber, daß diese nicht allein zur Unterhaltung des Weibchens in der Brutzeit, sondern für beede auf den Winter gehören. Man behauptet, daß diese Vögel in den Häusern, wo sie zahm gemacht werden, Münzen, die sie antreffen, stehlen und verbergen.

Wenn die Jungen eben ausgeschloffen sind, so sind sie mehr weiß als schwarz, und die Mutter nähret sie fast eben so, wie die Tauben ihre Junge ernähren. Das Männchen, sagt Herr von Buffon, sorgt nicht nur für den Unterhalt der Familie, sondern wacht auch für ihre Vertheidigung; und wenn es sieht, daß sich ein Weihe oder anderer Raubvogel nähert, so macht ihn die Gefahr desjenigen, was er liebet, muthig; er beginnt seinen Flug, und erreicht die obere Region; er fährt auf den Feind nieder, und giebt ihm heftige Schnabelhiebe: wenn sich der Raubvogel Mühe giebt, oben hinauf zu kommen, so bemüht sich der Rab noch mehr, um seinen Vortheil zu erhalten; und sie erheben sich zuweilen so hoch, daß man sie schlechterdings aus dem Gesichte verliert;

bis

bis entweder der eine oder der andere, oder allebeede von den Strapazen ermüdet, aus den Lüften hernieder fallen.

Die Farbe des Raben ist nicht in allen Ländern einerley; in Island und Norwegen ist er zuweilen weiß, wo es aber doch auch schwarze Raben giebt: man findet auch weisse in Teutschland und in Frankreich. Im Jahr 1776 sahe ich einen bey einem Kaufmann in Paris, dessen Federn falb waren; er war mit verschiedenen andern in einem Neste gefunden worden, deren Farbe nichts besonders hatte. Der Mexicanische Rab, welchen **Fernandez** Caculotl nennet, ist schwarz und weiß; der Rab in der Bay von Saldagne hat einen weissen Kragen; der von Madagascar ist unten am Bauche weiß; und man findet auch unter denen, die sich in Europa aufhalten, solche, die schwarz und weiß gemischt sind. Bontius redet von einem Vogel, den er für einen Raben hält, und den man in Indien trift; sein Fleisch hat einen angenehmen Würzgeruch, welches von den Muscaten kömmt, die des Vogels vorzügliche Nahrung sind. Der rothe Rab oder die rothe Dohle hat einen gelblich rothen Schnabel, Füsse und Beine; man findet diesen Vogel in den Cycladischen Inseln, auf den Gebürgen von Auvergne, u. s. w.

Der Wasserrab ist kein wirklicher Rab, welches doch sein Name anzuzeigen scheint; er ist ein vortreflicher Fischer, von dem zwey Arten bekannt sind: dieser Vogel hat die Grösse einer Gans und vier Zehen;

die drey vordern sind mit der hintern durch Häute verbunden, und der Nagel an der vordern mittleren Zehe ist unten gezähnt wie eine Säge; sein Schnabel ist rund und an der Spitze gebogen; seine Füsse sind einwärts gekehrt, und also anderst, als bey allen schwimmenden Thieren, die dergleichen Füsse haben. Wenn Geßner sagt, daß die Wasserraben ihre Beute zuweilen mit dem Fusse fassen, und sie schwimmend von einem Ufer zum andern tragen, so giebt das einen Grund von dieser Richtung der Füsse bey diesen Vögeln; denn alsdann schlägt nur ein Fuß das Wasser, das gerade unter dem Bauche ist, und macht, daß der Körper des Vogels gerade geht. Da die Klaue der zweiten Vorderzehe an diesen Vögeln gezähnt ist, wie eine Säge, so können sie auch dadurch den Fisch, dessen Schuppen schlüpfrig sind, leicht fassen und halten. Eine andere Besonderheit, die man an andern Vögeln nicht findet, ist diese, daß man in der Hirnschale hinten am Köpfe des Wasserraben ein drey finger langes dünnes Beinchen findet, in Gestalt eines Dolchs, welches in den Halsmuskeln befestiget ist. Wenn dieser Vogel mit seinem gebogenen Schnabel einen Fisch fängt, und weil er ihn nicht bequem als mit dem Kopfe vorwärts verschlucken kann, da die Floßfedern den Eingang in seinen Schlund hindern, so gebraucht er, wenn er den Fisch nicht nach Wunsch erhaschen kann, die Vorsicht, ihn in die Höhe zu werfen, daß er sich halb um kehrt, und mit dem Kopf zuerst niederfällt, und er erhascht ihn so geschickt, daß er niemals fehlt.

Die

Die Chineser richten diese Vögel zur Fischerey ab: sie setzen dieselben neben sich auf das Boot; und wenn man an den Ort kömmt, wo es Fische giebt, so fliegen sie auf das erste Signal weg, und zerstreuen sich auf dem Teich; sie tauchen unter, und kommen wohl hundertmal wieder auf das Wasser, bis sie ihre Beute erhascht haben, die sie sogleich zu ihrem Herrn bringen; wenn der Fisch zu groß ist, so helfen sie einander; der eine faßt den Kopf, der andere den Schwanz, und so bringen sie ihn miteinander an das Boot, und überlassen ihn dem Führer, um andere aufsuchen zu können: man muß ihnen die Kehle mit einem Stricke zusammziehen, damit sie den Fisch nicht fressen können, denn wenn sie gesättiget wären, so würden sie weder Muth noch Lust mehr zur Arbeit haben. Der grosse Wasserrab hat eine braune Haube, die Brust und der Bauch sind aschfarbig und der übrige Körper ist schwärzlich. Der kleine Wasserrab ist in Holland und in Preussen gemein, und die zwo Arten bauen ihre Nester nicht nur auf die Felsen an dem Ufer des Meers, sondern auch auf die Bäume, welches nach einigen Schriftstellern bey den kleinen und grossen Wasserraben unter den Vögeln, welche Häute an den Füssen haben, etwas besonders ist; sie füttern ihre Jungen mit allerley Arten Fischen.

Den Wasserraben muß man nicht mit dem Pelican verwechseln, der auch vier verbundene Zehen hat, und an den Schlund einen Sack oder Beutel, den er aufblasen kann. Der gemeine Pelican ist viel

grösser als ein grosser Schwan; sein Gesicht ist dunkelblau, und diese Farbe erstreckt sich bis auf einen Zoll über das Aug. Der hintere Theil des Kopfs und der Hals sind ganz weiß, die Flügel beynahe blaulich, der Schwanz kurz und schwarz, der übrige Theil der Federdecke ist weißlich mit rosenfarbnen Schattirungen; die Beine sind schwarz und sehr lang, mit ausgebreiteten Flügeln hat er ohngefähr eilf Fuß, und das Vermögen, sich lang im Fluge zu erhalten. Dieser Vogel baut sein Nest auf die Erde vierzig französische Meilen vom Meer entfernt, von wo er aber auf die Fischerey ausgehen muß, um einen Vorrath von Fischen zu bekommen, die er in seinem Sack oder in seinem Schnabel bringt. Man erzehlt, daß ein zahmer Pelican in dem Palast des Kaisers Maximilians achtzig Jahre gelebt, und den Kaiser zur Armee begleitet, und im Flug nachgefolgt sey. Sanctius führt einen Pelican an, der ein Aethiopisches Kind, das er sehr hoch in die Luft geführt, habe fallen lassen. Diese Vögel findet man häufig in Afrika und Amerika, und man trift sie auch in den orientalischen Inseln. Das erste, was dieser Vogel im Fischen thut, ist, daß er seinen Sack anfüllt, darnach verschluckt er so viel, als ihm beliebt, und füllt diesen Sack nicht eher wieder an, als wenn er leer ist und ihn der Hunger treibt.

Seine Jungen ernährt er, indem er einen Theil der Beute, die in seinem Sacke schon erwärmt ist, in ihren Schnabel steckt. Wer solte glauben, sagt Labat, daß diese grossen Thiere mit ihren breiten

Gän-

Gänsefüssen auf den Baumästen sitzend ausruhen? Ausser ihrer Fischzeit bringen sie nach aller Wahrscheinlichkeit den ganzen Tag mit Schlaffen zu; indem sie den Kopf auf ihren langen und breiten Schnabel, der an die Erde oder einen andern Körper gestemmt ist, ruhen lassen; sie verändern ihre Lage nicht, als wenn sie der Hunger treibt. Ihr Fleisch ist hart, und hat einen Geruch von Oel und faulen Fischen. Man erzehlt, daß ein zahmer Pelican des Morgens auf die Fischerey gieng und des Abends wieder nach Hause kam, da er seinen Sack wohl mit Fischen angefüllt hatte, die er mit seinem Herrn theilte, weil man ihm einen Ring um den Hals gelegt hatte, daß er sie nicht verschlucken konnte. Die Farbe und Grösse dieser Vögel ist in verschiedenen Ländern verschieden. In Amerika findet man einen braunen, der auf den Philippinen ist aschgrau und weißgefleckt, mit einer Art von Haube.

In dem Königreiche Loango in Afrika findet man einen Vogel, der grösser ist, als ein Schwan, dessen Federn schwarz und weiß sind, und in der Gestalt einem Reiher ähnlich ist, und in der Gegend des Magens immer einen Fleck ohne Federn hat: dieß ist ein wahrer Pelican. Einige Schriftsteller setzen diese Vögel unter die Reiher, die sich auch von Fischen nähren, und zuweilen auf Bäumen schlaffen. Das Fett des Reihers soll erweichend und auflösend seyn; als ein Pflaster aufgelegt lindert es die Schmerzen des Podagra: es soll auch die Augen helle machen und die Taubheit benehmen, einige Fischer gebrau-

chen es an ihren Netzen als eine Lockspeise, um die Fische herbey zu ziehen. Die Naturalisten reden von verschiedenen Arten der Reiher, von dem weissen, blauen, braunen, Kamm-, Hauben- und krummschnäblichen Reiher, u. s. w. In den Antillen findet man Krabbenreiher, welche sich von Krabben nähren: sie haben in der Haut am Bauche vier gelbe Flecken, die ohngefähr einen Zoll lang und zween breit sind; und zween andere, die aber dichter und so bitter wie Galle sind: die muß man sorgfältig wegschneiden, denn diese Bitterkeit ist so stark, daß man ein Fleisch, welches mit einem solchen Vogel gesotten würde, unmöglich essen könnte.

Der Storch ist eine Art grosser Zugvögel mit langen Beinen, und man kennt verschiedene Arten, nemlich den weissen Storch, den schwarzen, den Amerikanischen, u. s. w.: mit dem Storch muß man den Nilreiher (ibis) nicht verwechseln, welcher größer ist, und nicht, wie der weisse Ibis, rothe Federn hat. Der weisse oder gemeine Storch ist grösser als der Reiher, hat einen geraden und spitzigen Schnabel, mit welchem er die Schlangen tödtet, die einen Theil seiner Nahrung ausmachen. Wenn diese Vögel schlaffen, so stehen sie nur auf einem Beine und haben den Kopf zwischen den Schultern. In Holland bauen sie ihre Nester oben auf die Thürme und Rauchfänge *; und da sie das Land von den

Krö-

*) Im Jahr 1776. sahe man zu Aunsberg in Jütland zween schwarze Störche, Vögel, die in diesem Lande sehr sel-

Kröten, Schlangen, Fröschen, Erdschnecken reinigen, so würde derjenige sehr übel angesehen werden, der einige tödtete. Die Störche sorgen für ihre Väter und Mütter, wenn sie alt sind, gehen für sie auf die Felder und ernähren sie. Die Weibchen legen zwey oder vier Eyer, die den Gänseyern gleich sind; das Männchen geht aus, um Nahrung zu suchen, und theilt mit seiner Gehülfin die Sorgen des Hauswesens; aber so nützlich als diese Vögel sind, so werden sie doch von dem Adler, der Krähe, dem Taucher und der Fledermaus verfolgt.

Der Kranich ist ein Vogel mit langem gebogenem Schnabel, der in die Ordnung der Störche gesetzt wird, und Herr Pallas sagt, daß sie das Mittel zwischen dem Reiher und den Trappen halten; der Kranich nährt sich von Körnern oder Kräutern, zuweilen von Käfern und andern Insecten; gewöhnlich hat er nur zwey Junge, nemlich ein Weibchen und ein Männchen; so bald sie erzogen sind und fliegen können, so verläßt er sie, und entflieht mit einem Geschrey, das man sehr weit höret. Man behauptet, daß die jungen Kraniche, wenn sie auch noch keine Federn haben, so schnell lauffen, daß sie ein Mensch mit Mühe einhohlen würde. Wenn diese Vögel miteinan-

---

selten sind. Sie haben ihr Nest auf die Aeste eines sehr buschigten Baums ganz nahe an den Stamm gemacht: dieß war das erstemal, daß sich diese Vögel von der Gewohnheit, ihre Nester auf hohe Gebäude zu setzen, entfernt haben.

ander fliegen, so formiren sie ein Dreyeck, der erste an der Spitze zertheilet die Luft. Wann er matt ist, schließt er sich hinten an; ein anderer nimmt seinen Platz ein, und wird wieder von einem dritten abgelöst, und so fort, ein jeder in seiner Ordnung. Die Polen füttern die Kraniche, rauffen ihnen die Schwanzfedern aus, und giessen Oel in diese Höhlungen: daraus entstehen hernach weisse Federn, welche bey ihnen in grossem Werthe stehen, und womit die Mützen der Landedelleute gezieret werden. Der Kranich ist leicht zu betrügen, denn er vergnügt sich und eilt auf die Menschenstimme, wenn sie seinem Geschrey ähnlich ist, herbey; er liebt die Gesellschaft und wird leicht zahm: aber ohne Anlockung kann man ihnen sehr schwer nachkommen, um einen zu tödten, ob man sie gleich in grossen Hauffen auf der Erde siehet; wenn sie nicht alle auf ihrer Hut sind, so hält immer einer die Wache, verkündigt den übrigen den geringsten Anschein der Gefahr, und der ganze Hauffe fliegt sogleich davon.

Das Fett dieser Vögel ist scharf und auflösend; man räth es in dem Gichte, Rhevmatismen, und in gewissen Taubheiten: den Kranich muß man nicht mit dem Guara, welches ein sehr schöner Amerikanischer Vogel ist, verwechseln. In dem Neste ist er schwarz, so bald er anfängt zu fliegen, wird er schön weiß, nach und nach wird er roth, bis er mit zunehmendem Alter purpurfarbig wird, welche Farbe er nachher behält. Er lebt von Fischen, Fleisch und andern Nahrungsmitteln, die allezeit in Wasser gerauchet werden.

Die

Die schwarzen oder Rabenkrähen kennt jedermann, sie bringen den Sommer in grossen Wäldern zu, wo sie von Zeit zu Zeit heraus kommen, um für sich und ihre Brut Nahrung zu suchen. Sie sind sehr lüstern nach Rebhühnereyern, die sie sehr geschickt anhauen, und an der Spitze des Schnabels ihren Jungen bringen. Im Winter kommen sie in bewohnte Oerter, hüpfen zuweilen auf den Rücken der Schafe, und sind so gesellig, als wenn sie zahm wären. Des Nachts ziehen sie sich in die Wälder zurück, und zwar auf grosse Bäume, die sie vorzüglich gewählt zu haben scheinen, und welche gleichsam Sammelplätze sind, wo sie des Abends von allen Seiten vergnügt zusammen kommen, zuweilen von drey Meilen in der Rundung, und von wo sie sich des Morgens wieder zerstreuen: aber diese Lebensart, welche allen Gattungen der Krähen gemein ist, ist nicht allen gleich vortheilhaft; denn die Rabenkrähen und die Schild, oder Nabelkrähen werden ungemein dicke, da hingegen eine andere Art beständig mager ist. Zu Ende des Winters entfernen sich die Rabenkrähen von den Ebnen, und begeben sich meistens in die nächsten grossen Wälder; und dann zerreissen sie die allgemeine grosse Gesellschaft, um genauere und süssere Vereinigungen zu stiften; sie sondern sich paarweise ab, und scheinen die Landschaft, welche allezeit ein Wald ist, unter sich zu theilen; so daß ein jedes Paar einen District von einer Viertelmeile im Durchschnitt einnimmt, wovon ein jedes anders Paar ausgeschlossen ist, und wovon sie sich nicht entfernen,

als um ihren Unterhalt zu suchen. Man versichert, daß diese Vögel ihr ganzes Leben gepaart bleiben; ja man behauptet sogar, daß, wenn eines zu Grunde geht, das Ueberlebende getreu bleibt, und seine übrigen Tage in einem untadelichen Wittwenstand hinbringt.

Wenn ein Vogelgeyer nahe an das Nest kömmt, so vereinigen sich Vater und Mutter, um ihn anzugreifen, und fallen ihn so wüthend an, daß sie ihn zuweilen tödten und mit dem Schnabel den Kopf einhacken. Sie schlagen sich auch mit den Würgern oder Neuntödtern, aber diese, ob sie gleich kleiner sind, sind so muthig, daß sie oft die Oberhand erhalten, die Krähen davon jagen, und ihre Brut wegnehmen.

Die Rabenkrähe lernt reden, wie der Rab, und frißt alles, wie dieser, Insecten, Würmer, Vogeleyer, Fische, Körner, Früchte, eine jede Speise ist ihr anständig: sie weiß auch die Nüsse zu öfnen, indem sie dieselben von einer gewissen Höhe herab fallen läßt: sie besucht die Schnaiten, und genießt die Vögel, welche sich gefangen haben: sie greift auch das kleine schwache oder verwundete Wildpret an; welches in einigen Ländern Gelegenheit gegeben hat, sie zur Falconnerie abzurichten; sie wird aber im Gegentheil auch wieder einem stärkern Feinde zur Beute, z. E. dem Hühnerweihe, dem Uhu, u. dgl. *).

Die

*) Diese Vögel kann man ausrotten, wenn man ihnen Stumpfbohnen vorwirft, die inwendig mit rostigen Nadeln

Die Karechel hält das Mittel zwischen dem Raben und der schwarzen Krähe. Sie hat keinen so dicken und starken Schnabel, wie die andern Krähen; und anstatt der schwarzen und vorwärts stehenden Federn, welche sich bey den andern Arten der Krähen bis an die Nasenlöcher erstrecken, hat sie nur ei-

---

deln angefüllt sind. Man fängt sie auch auf eben diese Art, wie wir oben von den Hehern und auch von den Raben gesagt haben. So wie man bunte und sogar weisse findet, so trift man auch weiße und bunte Krähen. Die bunten Krähen bringen, nach dem Frisch, den Sommer an den Küsten des Oceans zu, und leben von dem, was das Meer auswirft. Die Indianischen Krähen, von denen Franz Pyrard redet, richten in einem Zimmer, wo sie hinkommen können, gerne allerley Verwüstungen an, die man den Affen zuschreibt; sie zerreissen die Mobilien mit ihren Schnäbeln, bringen sie in Unordnung, stürzen die Lampen um, u. s. w.

Obgleich die Krähen in Ostindien sehr gemein sind, so werden sie doch von vielen Leuten für Vögel von einer bösen Vorbedeutung gehalten: sie würden um alles in der Welt nicht das geringste Geschäft unternehmen, wenn sie früh beym Ausgehen auf ihren Weg in der Nähe eine Krähe anträfen.

Die Alten hielten den Ort für unglücklich, wo des Morgens eine Krähe gekrächzet hatte; und Hesiodus sagt, man solle kein Haus unausgebaut lassen, aus Furcht, es möchte sich eine Krähe darauf setzen und krächzen.

Auch unser Europa ist nicht ganz von diesem Aberglauben frey, und ich erinnere mich oft von Leuten ge-

eine weisse Haut, welche die Wurzel des Schnabels umgiebt. Dieses ungestalte Wesen schreibt man der Art zu, wie sie ihre Nahrung suchen und ihren Schnabel tief in die Erde stecken muß, welches den Schnabel rauhe macht, und die Keim der Federn an der Wurzel wegreibt. Dieß ist vielleicht die nemliche Krähe, welche die Steine, die auf dem Felde

zer,

---

gehört zu haben, daß eine Krähe oder eine Eule, wenn sie sich vor Tags auf einem Haus hören liessen, ein ohnfehlbahres Zeichen sey, daß jemand darinn sterben würde, aber ich glaube, daß die natürliche Neigung gegen die todten Körper, und überhaupt gegen alle Verwesung, welche das Volk an diesen Vögeln bemerkt, die einzige Ursache der traurigen Vorstellung ist, die es sich von ihrem Gesange und von allem, was auf sie Beziehung hat, machet. Vielleicht merken auch diese Thiere die Körper, welche anfangen in Unordnung zu gerathen; und da sie die Verwesung lieben, so nähern sie sich allezeit, so sehr sie können.

Die Krähen sind in Italien selten, vor etlichen Jahren fieng man daselbst eine Krähe, welche die Pest verursachte, wie wir schon oben bemerkt haben. Wenn man aus einer Zwiebel das Herz heraus nimmt, etwas Theriac dagegen hinein thut, und solche alsdann im Ofen gebraten wird, so soll der ausgedruckte Saft davon in der Pest schon bey verschiedenen Personen eine gute Würkung gehabt haben: auch auf die Beule wurde eine solche Zwiebel gelegt. Da aber die Verschiedenheiten bey dergleichen Seuchen sehr groß sind, so muß hauptsächlich ein erfahrner Arzt zu Rathe gezogen werden. Dieß sey nur im Vorbeygehen gesagt.

zerstreut liegen, umwendet, um die darunter verborgenen Würmer und Insecten zu genieſſen. Die Katecheln leben von Würmern, Körnern und Insecten. Wenn ein Paar beschäftigt ist, ihr Nest zu bauen, so bleibt eine von beeden zur Aufsicht da, wenn die andere schickliche Materialien herbey holt: ohne diese Vorsicht würde das Nest von andern Karecheln, die auf eben diesem Baume wohnen, in einem Augenblick zerstört und geplündert werden, eine jede würde in ihrem Schnabel Reisig, Moos, Gras wegtragen, und zur Erbauung ihres eigenen Nestes anwenden.

Die Franzosen haben einen Vogel Mantelkrähe genennt, der einen schönen schwarzen Kopf, Schwanz und Flügel hat, welche blaulich schillern, nebst einem weißgrauen Mantel, der sich von den Schultern vorn und hinten, bis an das Ende des Körpers erstreckt. Diese Krähe lebt im Winter von dem, was sie in den Unreinigkeiten der Städte, Misthauffen, u. dgl. findet, sie frißt auch Körner. Diese Vögel sind vielleicht eine Bastartart von den zwo vorhergehenden Gattungen: und aus dieser Ursache haben die Alten, weil sie ihnen unbekannt war, nicht davon geredet.

Der Grünspecht ist leicht von andern seiner Gattung zu erkennen, so wohl durch seine grüne Farbe, als durch seine Grösse; von der Spitze des Schnabels bis an die Schwanzspitze ist er vierzehn Zolle lang: der obere Theil des Kopfes ist cramoisin und schwarz gefleckt; diese Spechtart legt auf einmal fünf bis

sechs Eyer in die hohlen Bäume; die Zunge ist an der Spitze allezeit mit einem zähen Schleim überzogen, und mit kleinen Spitzen bewafnet. Er nährt sich von kleinen Würmern oder Insecten, welche in gewissen Baumästen leben, unter der Rinde des alten Holzes und des grossen Flößholzes; mit seinem Schnabel sucht er längst der Aeste die Gegenden, welche wurmstichig und hohl sind; wo der Ast hohl klingt, da bleibt er stehen, hackt mit seinem Schnabel die Rinde und das Holz weg, steckt darauf seinen Schnabel in das Loch, welches er gemacht hat, und macht einen kleinen Wind in der Höhlung des Baums; um die Insecten, die sich darin verkrochen haben, in Bewegung zu setzen, oder los zu machen; dann schießt er seine Zunge in das Loch, und vermittelst des Leims und der Stacheln, zieht er alle die kleinen Thierchen, welche er trift, als seine Nahrung heraus. Dieser Vogel soll den rechten Testikel rund und den linken länglich haben; in den Wäldern hört man ihn oft mit seinem Schnabel an die alten Bäume hacken, worein er so runde Löcher macht, als wenn sie mit dem Cirkel eines Geometers gemessen worden wären; wenn er etliche Schläge an einen Baum gethan hat, so klettert er herum, um die Insecten zu fangen, die er in Bewegung gesetzt hat. Sein Fleisch ist, wie man sagt, eröfnend, und schärft das Gesicht; aber es ist hart, und zähe, und wird demohngeachtet zu Boulogne den ganzen Herbst auf dem Markte verkauft, da dieser Vogel in dieser Jahrszeit sehr fett ist.

Der

Der gröste Specht schrint von dem vorhergehenden nur durch seinen Schnabel, welcher ein wenig gebogen ist, und durch seine Grösse, die einem kleinen Huhn gleich kommt, unterschieden zu seyn; seine Flügel sind bunt. Der bunte Specht ist unten am Bauch und Schwanze sehr schön roth, die Backen sind weiß, der Kopf schwarz, so wie auch der Rücken; die übrigen Federn sind wie an dem gemeinen Specht; ausser daß er weisse Dupfen und schwarze Linien hat: der kleine bunte Specht ist von dem vorhergehenden durch die Grösse unterschieden; die Ornithologisten reden noch von einem andern kleinen Buntspecht, der nur so groß ist, wie ein Sperling. Der Mauerspecht ist in Auvergne sehr bekannt, und klettert gerne längst den Mauern hin: er nährt sich von Spinnen und Fliegen, baut sein Nest in die Löcher der Mauern, ist so groß, wie eine Amsel, und hat einen Schnabel und Kopf, wie der Staar; der Rücken, Hals und Kopf sind aschgrau. Man findet noch viele andere Arten von Spechten; als da sind der Specht mit goldgelben Flügeln; der rothbauchige Specht, der gelbbauchige Specht, der gelbe Specht aus Persien, u. s. w.

Die Elster hat äusserlich so viele Aehnlichkeit mit der Krähe, daß man nach der Beobachtung des Belonius einer Elster eine Krähe machen kann, wenn man ihr den Schwanz verkürzet, und die weissen Federn abnimmt; sie frißt alles, wie diese, lebt von allen Arten Früchten, Aas, Eyern, und kleinen schwachen Vögeln; man hat eine auf eine Amsel

stossen sehen, um sie zu fressen; und eine andere trug einen Krebs in die Höhe, der sie mit seinen Scheeren kneipte. Die Elster wird auf die Jagd abgerichtet, wie die Raben. Sie gewöhnt sich an die Menschen, wird im Hause bekannt, und spielt endlich die Gebieterin. Ich kenne eine, sagt Herr von Montbelliard, welche Tag und Nacht unter Katzen ist, und sie zu hintergehen weiß; sie hat ohngefähr die Stimme der Krähen, und lernt auch die Stimme anderer Thiere, und die Sprache der Menschen nachzuahmen. Man redet von einer, welche die Stimme des Kalbs, des Rehes, des Schafs und auch die Schäferpfeiffe vollkommen nachmachte; eine andere wiederholte ein ganzes Trompeterstückchen.

Plutarch erzehlt, daß eine Elster, welche von sich selbst die Stimme der Menschen und anderer Thiere, auch verschiedene Instrumente nachahmte, einsmals, da sie das Schmettern der Trompeten gehört hatte, plötzlich stumm ward. Darüber erstaunten die, welche sie täglich schwätzen hörten, nicht wenig; aber nach einiger Zeit erstaunten sie noch mehr, da sie auf einmal das Stillschweigen brach, nicht um ihre gewöhnliche Lection zu wiederholen, sondern den Schall der Trompeten, die sie gehört hatte, mit eben den Wendungen des Gesangs, mit eben den Modulationen und in eben der Bewegung nachzumachen. Herr Willughby hat verschiedene gesehen, welche ganze Redensarten aussprachen. Die Franzosen nennen einen solchen zahmen und abgerichteten Vogel Margot, weil er dieses Wort am liebsten

und

und leichtesten ausspricht; und Plinius versichert, daß dieser Vogel ein grosses Vergnügen an dergleichen Nachahmungen hat; und daß er sich Mühe giebt, die Worte, welche er gelernt hat, gut auszusprechen; daß er sich lange auf diejenigen besinnt, die ihm entfallen sind; daß er seine Freude zu erkennen giebt, wenn er sie wieder gefunden hat, und daß er zuweilen aus Verdruß stirbt, wenn sein Nachsinnen vergeblich ist, oder wenn seine Zunge ein neues Wort nicht aussprechen kann. Man glaubt, daß er Regen verkündige, wenn er mehr, als gewöhnlich scheckert: man fängt ihn eben so, wie die Krähe, deren böse Eigenschaften er auch hat, nemlich stehlen, und sich einen Vorrath sammlen. Die Elster ist verwegen; sie erkühnt sich, die Falken und sogar die Adler anzugreiffen, wenn sie sich ihrem Neste nähern, welches nur auf einer Seite so viele Oefnung hat, daß sie ein- und ausgehen kann. Wenn sie einen Menschen ihr Nest neugierig hat betrachten sehen, so soll sie ihre Eyer zwischen den Zehen anderst wohin tragen. Die Jäger versichern, wenn die Elster einen Menschen in eine Hütte, die unter dem Baume ist, worauf ihr Nest stehet, gehen sieht, so geht sie nicht eher in ihr Nest, bis sie den Mann wieder aus der Hütte gehen sieht; wenn man sie hat hintergehen wollen, und zween hinein gekrochen sind, und nur einer wieder heraus, so bemerkte sie das sehr wol und gieng nicht eher in ihr Nest, bis der andere auch heraus war; so ist es auch bey dreyen und bey vieren, auch wohl gar bey fünfen; wenn aber sechs hin-

nein gehen, so kann der sechste darin bleiben, ohne daß sie ein Mißtrauen hat; woraus zu folgen scheint, daß bey der Elster der Begrif der Einheiten nur bis auf fünf gehe. Sie ist der Maus unterworfen, wie die andern Vögel; aber ihre Federn fallen nur nach und nach aus, ausgenommen die Kopffedern, welche sie miteinander verliert; so daß sie alle Jahr in der Mauszeit kahl scheint. Man findet zuweilen weisse Elstern auch in gemäßigten Gegenden, zum Beweiß ist diejenige, welche vor einigen Jahren in Sologne gefangen wurde, welche, eine schwarze Feder mitten in den Flügeln ausgenommen, ganz weiß war; sie mag nun aus den mitternächtigen Gegenden, wo der Einfluß des Climats auf sie gewürkt hat, nach Frankreich gekommen, oder daselbst gebohren, und diese Aenderung von besondern Ursachen entstanden seyn. Eben das kann man auch von den weissen Elstern sagen, die man zuweilen in Italien trift. Willughby hat in dem Thiergarten des Königs von England braune oder röthliche Elstern gesehen, die als eine zweyte Spielart angesehen werden können.

Die Sitten und Fertigkeiten des Hehers haben viele Aehnlichkeit mit den Sitten der Elster. Die Heher sind muthwillig, trozig und zornig, so daß sie gar die Sorge für ihre Sicherheit vergessen, und den Kopf zwischen zween Aesten fangen, wo sie alsdann in freyer Luft hängen bleiben: wenn man sie in einen Käfig einschließt, so ist ihre beständige Bewegung den schönen Federn nachtheilig, welche durch das beständige Reiben bald abgestossen, zerbrochen, und

zer-

zerrissen werden, und die Farbe verlieren. Sie können das Geschrey verschiedener Vögel nachmachen, die auch nicht besser singen als sie, z. E. das Geschrey der Eulen, der kleinen Geyer, u. s. w. Wenn sie in dem Wald einen Fuchs oder ein anders Raubthier sehen, so erheben sie ein durchdringendes Geschrey; und in kurzer Zeit sieht man viele beysamm, und sie glauben durch die Menge, oder durch das Getöse zu betrügen; da sie nicht sehr mißtrauend und auch nicht sonderlich listig sind, so werden sie leicht gefangen. Sie haben viele Anlage; das Geschrey der Thiere und selbst die menschliche Stimme nachzumachen; das Wort Richard sollen sie am besten aussprechen können: sie haben auch, wie die Elster, die Krähen und die Raben, die Gewohnheit, ihren überflüssigen Vorrath zu verbergen, und alle Sachen, die sie fortbringen können, zu stehlen; aber sie erinnern sich nicht allezeit wieder an den Ort, wo sie ihre Schätze verscharret haben, oder es geschieht, wie bey den Geizigen, aus Furcht, sie zu verringern, daß sie keinen Gebrauch davon machen, so daß im folgenden Frühling die Eicheln und die Nüsse, die sie vergraben und vielleicht vergessen hatten, anfangen in der Erde zu keimen, und hervor zu sprossen, und die unnützen Hauffen entdecken und anzeigen, obgleich ein wenig zu spat für den, der sie besser geniessen könnte.

Der weisse Heher ist von dem gemeinen nur durch seine beynahe ganz weissen Federn unterschieden; welche weisse Farbe sich auch bis auf die Klauen und den Schnabel erstreckt, und durch seine rothe Augen,

welche bey so vielen andern Thieren weiß sind; er hat auf den Flügeln ein blaues Zeichen, und seine weissen Federn haben auch oft eine mehr oder weniger gelbliche Farbe. Der Heher aus China mit rothem Schnabel hat den Vordertheil des Kopfes, Halses, und der Brust schön sammetschwarz, den Oberleib braun und den Unterleib weiß. Die Federdecke des Hehers aus Peru hat eine Vermischung von den unterscheidendsten Farben, die bald mit einer Härte abstechen, welche die Würkung vermehrt, bald mit einer unnachahmlichen Kunst ineinander geschmelzt sind. Das zarte Grün, welches an dem Oberleib die Hauptfarbe ist, erstreckt sich eines Theils bis auf die sechs mittlern Schwanzfedern, andern Theils nimmt sie durch unmerkliche Schattirungen ab, wird zugleich etwas blaulich, und vereinigt sich mit einer Art Krone, welche den obern Theil des Kopfes ziert. Die Wurzel des Schnabels ist schön blau eingefaßt, welche Farbe hinter dem Auge wieder zum Vorschein kommt, und ein wenig weiter unten ist eine Sammetschwärze, welche die Kehle bedeckt und den ganzen Vordertheil des Halses einfaßt, sich oben mit der schönen blauen Farbe vereinigt, und unten mit einer jonquillengelben, welche die Hauptfarbe, an der Brust, Bauch und bis an die Seitenfedern zu beeden Seiten des Schwanzes ist.

Der blaue Heher aus Nordamerika ist durch seine schöne blaue Farbe merkwürdig, welche mit einiger Vermischung von schwarz, purpur und weiß die Hauptfarbe an dem ganzen Oberleib von dem Kopf bis

an

an das Ende des Schwanzes ist. Er hat eine weisse Kehle, röthlich untermischt, unten an der Kehle eine Art schwarzen Kragens, und noch weiter unten einen röthlichen Gürtel, dessen Farbe unvermerkt abnimmt, und sich in dem grau und weissen verliert, welche die Farben des ganzen Unterleibs sind. Man kennt auch einen Heher mit gelbem Bauche aus Cayenne, der von der Farbe seines Bauchs den Namen hat; und den braunen Heher aus Canada, der von dem unsrigen unterschieden ist, durch seine Farbe, durch die Länge und Gestalt seines Schwanzes, der gleichsam aufeinander gesetzt ist, und durch seine Grösse, die ein wenig geringer ist.

Der Kern, oder Nußbeisser steht in vielen Stücken mit den Spechten und Hehern im Verhältniß. Klein unterscheidet zwo Arten, die eine ist gefleckt, wie der Staar, hat einen grossen und starken Schnabel, eine lange und gespaltene Zunge; die andere ist nicht so groß, und der Schnabel ist dünne, und die Zunge sehr kurz. Diese Vögel sind kenntlich durch die weissen und dreyeckigten Flecken, die überall, ausgenommen am Kopfe zu sehen sind, und welche eine um so viel grössere Würkung machen, weil sie einen braunen Grund durchschneiden. Sie essen Kerne, aber die erstere Art zerbeißt und die andere zerpickt sie: alle nähren sich aber auch von Eicheln, wilden Beeren, Zirbelnüssen, und auch von Insecten; alle verbergen sie, was sie nicht verzehren können; sie hacken in dicke Bäume, wie die Spechte,

sie nisten auch in die Löcher der Bäume, und vielleicht in solche, die sie selbst gemacht haben.

Der Streitvogel ist in Schweden gemein, von dem Geschlechte der Steingällel *), und so groß als eine Taube. Die unordentliche Vermischung der Farbe ist bey den Männchen ausserordentlich, und so verschieden, daß man schwer zwey gleiche findet: vorn am Kopfe hat es sehr viele kleine Fleischwarzen; der Schnabel und die Füsse sind roth. Dieser Vogel hat seinen Namen, weil er sehr streitsüchtig ist. Wenn zwey Männchen, absonderlich in der Frechzeit zusamm kommen, so geht der Zweykampf an, und der Streit hört nur mit dem Tode des besiegten auf. Die Vogler, die auf sie lauern, stellen ihnen alsdann Netze, und erhaschen sie, ehe sie sich versehen: wenn sich diese Vögel mausen, so fahren ihnen an den Augen und an dem Kopfe weisse Blattern auf. wenn man sie füttern und fett machen will, so muß man sie voneinander absondern, oder miteinander an einen verschlossenen und dunkeln Ort bringen; sie werden mit Brod und Milch gefüttert: sie vermehren sich auch im Sommer in den Morästen zu Lincoln in England. Der

*) Der Steingällel hat vier Zehen, drey vorn und eine hinten, der Schnabel ist gerade bis in die Mitte stumpf, und gegen die Spitze etwas gebogen. Diese Vögel muß man nicht mit der sehr bekannten Waldschnepfe verwechseln; diese Art von Schnepfen nennen die Franzosen auch Weißarsch, die Füsse sind grün, der Kör-

per

Der Flammenvogel ist aus Amerika, und durch seine Grösse und Schönheit merkwürdig; die Hälfte seiner Flügel ist schön schwarz, der übrige Theil rosen- oder purpurfarbig; der Schwanz, die Schenkel, der Bauch, der Hals und der Kopf sind weiß; sein Körper ist nach dem Verhältniß seiner Höhe nicht ausserordentlich groß, denn er ist ohngefähr vier Fuß hoch: wenn die Flamminger älter werden, so werden sie roth; aber die Jungen sind hellgrau; die drey Vorderzehn sind bey diesem Vogel verbunden, wie bey den Wasservögeln; die Augen sind sehr klein, und roth; sein Schnabel ist auf eine ausserordentliche Art gebogen, denn er macht in der Mitte der Länge auf einmal einen Hacken. Da dieser Wasservogel, wenn er seine Nahrung sucht, nothwendig auch Koth in seinen Schnabel mitnimmt, so hat die Natur die Einfassungen dieses Schnabels mit Zähnen versehen, die den Kammzähnen ähnlich sind, mit denen er sein Futter zurückhält, und zu gleicher Zeit den Koth wieder auswirft: wenn aber dieser Vogel essen will, so sieht man ihn seinen Hals drehen, und seinem Schnabel eine solche Richtung geben, daß der obere Kiefer die Erde berührt; hernach bewegt er den Kopf

bald

---

per braun und weiß gefleckt, die Grösse, wie der goldgelbe Regenpfeiffer; die übereinander gelegten Flügel haben fast die Länge des Schwanzes: diese Vögel leben einsam, ausser in der Zeit, da es seyn muß, dann geht das Männchen und Weibchen miteinander; sie sind gewöhnlich an den Ufern der Wasser.

bald da, bald dorthin, und so nimmt er seine Nahrung. Diese Vögel leben in Gesellschaft, stellen sich in eine Reihe, wenn sie auf der Erde sind; es ist schwer, sich ihnen zu nähern, wenn sie ihre Speise suchen, weil immer einer die Wache hält, und den übrigen von der geringsten Gefahr Nachricht giebt; wenn man aber verborgen hinzukommen kann, und einen durch einen Flintenschuß erlegt, so entsetzen sich die andern so sehr, daß sie nicht davon fliegen können. Sie bauen ihr Nest von Koth; geben ihm die Gestalt eines abgeschnittenen Kegels, und es ist ohngefähr anderthalb Fuß über das Wasser; und darein graben sie ein Loch, worein das Weibchen seine Eyer legt, welche niemals über zwey sind, diese Vögel werden sehr leicht zahm; ihr Fleisch ist sehr gut, und die Zunge ist vortreflich.

Man hat einem Vogel den Namen Schneevogel beygelegt, der einem Hänfling gleicht, dessen Fleisch einen sehr guten Geschmack hat, und den man nur auf dem Schnee in Spitzbergen sehen soll; man fängt ihn leicht mit der Hand, welches vielleicht dem Hunger zuzuschreiben ist, den er in diesen beeißten Gegenden ausstehen muß.

Der Scythische Vogel, dessen Weibchen niemals seine Eyer bebrüten soll, gehört unter das Geschlecht der Adler: das Weibchen legt, wie man sagt, seine Eyer in einen Fuchs, oder Hasenbalg, und trägt sie so verhüllt zwischen die Baumäste: es vertheidigt seine Jungen mit einer ausserordentlichen Hitze,

und

und es ist gefährlich auf einem Baum zu steigen, um sie ihm zu nehmen.

Der Spaßvogel, den man in der Insel Ceylon findet, muß sich mit vieler Mühe und Fleiß unter den Affen, Schlangen, u. dgl. erhalten; um seine Feinde zu betrügen und zu verhindern, daß sie sein Nest nicht finden, baut er es von einem erstorbenen Blat, und nähet es mit einem grünen zusamm: sein dünner und feiner Schnabel dient ihm statt der Nadel, Fibern von zarten und gröbern Federn statt des Fadens; in dem londinischen Musäum sieht man viele dergleichen Nester.

Der Toucan hat die Grösse einer Elster, ist in Amerika zu Hause, kenntlich durch seinen Schnabel, der gelb oder roth, gebogen, oft gezähnt, und nach dem Maase seines Körpers ungeheuer ist; seine Zunge, die einer zarten Feder gleicht, ist beynahe so lang als der Schnabel: dieser Vogel genießt einerley Nahrung mit dem Papegei, er liebt den Pfeffer und die Weinbeere, und wenn man sie ihm vorwirft, so fängt er geschickt eine nach der andern; sein Fleisch hat eine dunkle Violetfarbe; der Hals, der Kopf, der Rücken und die Flügel sind weißgrau; die Bruft ist gelb; die Schenkel und der Bauch sind scharlachroth mit einem schwarzen breiten Streif über den Bauch, der sich schön roth endigt; die Beine, die Füsse und die Klauen sind schwärzlich; der Schnabel ist über sechs Zolle lang und an der Wurzel über zween Zolle dick.

Mat

Man kennt verschiedene Arten der Toucane: der Toucan mit dem Kragen aus Mexico, der von Fischen lebt; der ganz gelbe und der ganz blaue Toucan mit gelber Kehle und Bürzel; der Toucan mit weisser Kehle und Bürzel; der Toucan mit rothem Bürzel; der Toucan mit grünem Bürzel und zum Theil gefärbtem Schnabel; der Toucan mit aschgrauem Bürzel und citronegelbem Schnabel. Dieser Vogel ist wegen seiner Besonderheit unter die südlichen Gestirne versetzt worden, und die Astronomen nennen ihn die Amerikanische Gans. Dieses Sternbild besteht aus acht Sternen. Man behauptet, daß die Toucane ihre Nester in Löcher bauen, die sie selbst in die Bäume graben, um ihre Jungen gegen die Affen in Sicherheit zu setzen.

Der Geschlechtscharakter des Papegeien ist, daß er vier Zehen, zwey vorn und zwo hinten hat, die mit gebogenen Klauen versehen sind; der Schnabel ist kurz und dick, das obere Augenlied beweglich, so daß es sich niederzieht, wenn sich das untere erhebt. Diese Vögel scheinen einer Zuneigung und eines Hasses fähig zu seyn. Ich habe in Paris, sagt Herr von Bomare, einen aschgrauen Papegei gesehen und gehört, der bey dem Anblicke seines Herrn allezeit schimpfte und seine Federn sträubte, der aber bey der Ankunft einer Dame den Ton änderte, und die schönsten Arien aus der Serva Padrona sang; zuweilen begleitete er mit seinem Gesange, was seine Gebieterin auf dem Claviere oder auf der Harfe spielte, und sang verschiedene Arien mit einer sehr lieg-

samen

samen Stimme, und mit einer Genauigkeit, worüber man in der That erstaunte. Herr Bosmaer sagt, er habe einen zu Rotterdam gesehen, der ein gleiches Talent hatte. Der Schnabel vertritt bey diesen Vögeln die Stelle eines dritten Fußes, zum gehen, auf die Bäume zu steigen, sich an die Aeste zu hängen, und sich gegen verschiedene fressende Thiere zu vertheidigen, welche bey der Nacht in den Gegenden auf die Bäume klettern, wo sie sich aufhalten! sie sind der fallenden Sucht unterworfen, wiederkäuen, und lassen sich gerne liebkosen. Die Papegeien kann man in grosse, mittelmäßige und kleine eintheilen. Der kleinste Parkit ist ein Papegei mit langem Schwanze. Die Farbe dieser Vögel ist sehr verschieden; man sieht grüne, aschgraue, weißgraue, bunte; den Scharlachpapegei findet man in Ostindien; der schöne Papegei des Clusius hat die Größe einer Taube, einen grünen Rücken und Schwanz, die Flügelfedern blau; der bunte Papegei aus Indien; der gelbköpfigte Papegei; der rothe und grüne Papegei aus Japan; der Goldflügel aus Ostindien.

Die Ornithologisten reden von mehr als hundert Arten Papegeien. Eine jede morgenländische Insel und ein jedes festes Land, Europa ausgenommen, hat seine Papegeien, die man durch die Federdecke unterscheidet. Die kleinen Papegeien aus Guadeloup sind so groß wie eine Amsel, ganz grün, ausgenommen einige kleine rothe Federn, die sie auf dem Kopfe haben; ihr Schnabel ist weiß; sie sind

lieb-

liebkosend und lernen leicht reden. Die Brasilianischen, sagt ein berühmter Naturaliste, sind völlig grün; ihre Federn scheinen mit einem weissen sehr kleinen Flaum bedeckt zu seyn, welcher macht, daß das Grüne silberfarbig erscheint. Ubrigens sind diese Papegeien sehr lebhaft und sehr zahm; sie scheinen ein Vergnügen zu haben, wenn sie sich mit Menschen unterhalten können: sie schweigen selten stille; denn wann sie reden hören, es sey bey Tag oder bey Nacht, so mischen sie sich allezeit in das Gespräch, und schreien mehr als ein Mensch, er sey auch wer er wolle. Die schwarzen Papegeien sind in der Insel Mauritius gemein, sie gleichen ohngefehr den Raben. Einige Papegeien haben auch ihre Farben der Kunst zu danken, und die Indianer aus Guyanne sind sehr geschickt in dieser Kunst; zu diesem Ende reissen sie den Papegeyen an den Orten die Federn aus, wo sie wissen, daß anstatt der grünen rothe oder gelbe nachkommen können, und dann reiben sie das Fleisch, wo sie es frey gemacht haben, mit Frösscheblut. Die Papegeien fliegen haufenweise, und sie verzehren die Körner und Früchte, wenn sie reif werden. Nichts ist so besonder, als wenn man sie sehen und hören kan, wenn sie auf den Bäumen beysamm sind: die Jäger haben Mühe sie zu erhaschen, denn sie bleiben nicht lange auf einem Platze; so bald sie eine Frucht angepickt haben, so fliegen sie zu einer andern. Wenn der Jäger einen durch einen Flintenschuß erlegt hat, so sehen ihn seine Cameraden fallen, und schreien aus allen Kräften zusamm. Es giebt ver-

schie-

schiedene Arten, diese Thiere zu fangen: diejenigen, welche man am Leben lassen will, um sie reden zu lehren, werden im Monat August sehr jung aus den Nestern genommen. In Brasilien werden die alten mit Pfeilen von den Bäumen herab geschossen, die Pfeilspitze wird aber vorher in Baumwolle gehüllt, damit sie nicht verwundet werden. Die Araber tragen des Nachts glühende Kohlen um die Bäume herum, auf welchen sich Papegeien befinden, dann werfen sie Gummi und Grünspan darauf, welcher Rauch die Vögel so dumm macht, daß sie vor ihnen auf die Erde niederfallen. Die Indianer an den Ufern des Flusses Berbice fangen sie mit Schlingen, die an Stöcken befestiget sind, und die sie diesen Vögeln über den Kopf werfen. Ihr Fleisch ist sehr fett und hat einen guten Geschmack, absonderlich zu der Jahrszeit, da das Indianische Holz Früchte hat. Ihr Fleisch hat allezeit den Geruch von ihrer Speise, zuweilen riecht es wie Knoblauch, zuweilen wie Nelken und Zimmet. Wenn sie gelbe Pflaumen essen, so werden sie sehr fett: Die Körner vom Baumwollenbaum haben bey ihnen eben die Würkung, wie bey den Menschen der übermässige Wein; dann werden sie sehr leicht gefangen. Ueberall verderben diese Vögel die Körner so sehr, daß man die Felder durch Kinder bewachen lassen muß. Die Papegeien sind auch gerne auf dem Muscatenbaum: sie essen einen gewissen Saamen, der für den Menschen eine Purganz ist, ohne Schaden. Diese Vögel bauen ihre Nester von Binsen und kleinen Baumästen, die sie ganz

am Ende der schwächsten Aeste auf den höchsten Bäumen befestigen; wenn sie da so aufgehängt sind, so werden sie angenehm von dem Winde gewiegt, und haben sich nicht vor den Schlangen zu fürchten, die sie wegen ihrer Schwere in diesem Aufenthalt nicht angreiffen können. Bisweilen wählen sie auch Löcher in den Bäumen zu ihren Nestern; und das Männchen und Weibchen bebrüten wechselsweise die zwey Eyer, welche das Weibchen gelegt hat.

Der Carinda ist ein Amerikanischer Vogel, der durch die Form des Schnabels, des Kopfs und der Füsse viele Aehnlichkeit mit dem Papegeien hat. Er hat die Grösse eines Raben; der Bauch und die Kehle sind goldgelb; aber sein Schwanz und seine Flügel sind azurblau; zuweilen sind die Federn theils azurfärbig, theils roth. Diese Vögel sind gar nicht scheu, ja viele von ihnen begeben sich bey der Nacht in die Hütten der Wilden; diejenigen, welche die Nacht in Wäldern zubringen, suchen die andern des Morgens wieder, und sie bleiben den ganzen Tag nahe an den Hütten beysamm, Die Wilden raufen ihnen des Jahrs drey, oder viermal die Federn aus, um Hüte davon zu machen, Helme, hölzerne Degen u. dgl. damit zu zieren.

Der Seepapegey, welcher auch die Polarente genennt wird, ist kein würklicher Papegei. Dieser patschfüssige Vogel aus den Nordländern hat einen dicken Schnabel, den obern Kiefer erhaben und gebogen wie eine Hacke; deswegen ist er von Anderson

son Seepapegey genennt worden; er hat nur drey verbundene Zehen vorwärts; die obern Theile des Kopfs und des Halses sind dunkelaschgrau, der Rücken und der Bürzel schwärzlich, so wie auch der Schwanz und die Flügel; das Männchen hat etwas dunklere Farben, als das Weibchen. Diese Vögel haben die Grösse einer Ente, nähren sich von Fischen, fliegen in Hauffen, und das Weibchen legt nur eines oder zwey Eyer zu einer jeden Brut. Wenn sich die Raben nähern, um diesem Vogel seine Jungen zu rauben, so ergreift er sie so schnell als der Blitz mit dem Schnabel an der Kehle, faßt sie mit den Klauen an der Brust, und hält sie so feste, bis er über dem Meere schwebt, dann fällt er mit ihnen nieder und erwürgt sie im Wasser.

Der Vogel mit Mexicanischen Federn hat eine Haube, und seine meisten Federn gleichen an Schönheit den Federn der Pfauen. Er ist so groß als eine Taube; sein Schnabel ist gebogen und röthlich so wie auch seine Füsse. Sein Schwanz ist mit vielen hellgrünen und pfaufarbigen Federn versehen, die an Gestalt den Blättern des Schwertelkrauts gleichen. Die übrigen bedeckten sind schwarz und gleichen den Pfauenfedern: seine Haube oder Busch, der sich erhebt und erniedriget, wie bey unserm gemeinen Wiedehopf, ist zuweilen getheilt, und besteht aus sehr schönen und glänzenden Federn: die Brust und der untere Theil des Halses sind roth, und der obere Theil wie bey den Pfauen, so wie auch der Rücken, der untere Theil der Flügel und der inwendige Theil

der Schenkel. Die ersten vier Flügelfedern sind roth, lange und spitzig, die übrigen sind purpurfarbig; die kleinen Schulternfedern sind grün. Dieser Vogel lebt in der Provinz Tecolotlan gegen Honduras zu: er geht gerne an der Sonne, und kann im Kefig nicht zahm gemacht werden: er nährt sich von Würmern und von gewissen Früchten, welche die Wilden Mazatli nennen; er erzieht seine Jungen in Löchern, die er in Bäume macht, schreit wie ein Papegei, und singt des Morgens, Mittags und Abends: er fliegt in Hauffen. Die Federn dieser Vögel werden höher geschätzt als Gold; man macht Aegretten davon, u. dgl. Man sucht sie lebendig zu fangen, um ihre Federn zu bekommen, ohne daß man sie tödten darf. Diese Vögeljagd ist königlich, und ist nur den reichsten des Landes erlaubt: wann sie dergleichen Vögel auf ihren Gütern haben, so betrachten sie dieselbigen als ein Gut, das auf ihre Erben kommen muß.

Der Sturmverkündiger oder Petervogel hat die Grösse einer Amsel, der Grund des Rückens ist schwarz, und der obere Theil der Federn purpurblau; der Hals ist grünlich, der Kopf blau, die Flügel und der Bürzel sind weiß gedupft; er nährt sich von Fischen; hat einen sichern Blick, lange Beine und ohne Federn; der Schnabel ist spitzig und ein wenig bogenförmig: diese Vögel findet man auf allen Meeren nur einzeln, ausser wenn der Sturm nahe ist; dann erheben sie sich über die Oberfläche des Meers; und in einem Augenblicke verliert man sie aus dem Gesichte, sie durchstreichen den sichtbaren Horizont, um

einen Zufluchtsort zu finden. Wenn aber dieser Vogel ein Schif auf der offenbaren See trift, so streicht er immer an dem Wasser weg, und hängt sich an die Seite des Schifs, die dem Wind entgegen gesetzt ist: die Schiffer, absonderlich in den Dänischen Meeren, sind an die Erscheinung dieser Boten gewöhnt, streichen die Seegel, und bereiten sich zu einem grossen Sturm, der bevorsteht, wenn gleich das Meer noch stille ist, und kein Wind wehet.

Der grüne Vogel vom Vorgebürge der guten Hofnung, hat viele Aehnlichkeit mit dem Papegei, aber er hat nicht alle seine Eigenschaften: er fliegt um die Bäume herum, wo es Honigwaben giebt, welches seine gewöhnliche Nahrung ist. Wenn dieser Vogel auf einem Aste sitzen bleibt, so ist es ein sicheres Zeichen, daß da Honig verborgen ist; dieser Vogel hat eine sehr schöne Federdecke. Sollte das nicht ein prophezeihender Guguck seyn?

Der Feuervogel, welcher von seiner Scharlachfarbe den Namen hat, ist uns wenig bekannt. Man findet ihn auf Madagascar. Er soll sehr schwer zu unterhalten seyn.

Der Paradiesvogel ist merkwürdig durch seine besondere Gestalt und Lage seiner Flügel, die von den Flügeln aller andern Vögel verschieden sind; an beeden Seiten der Brust stechen zwo lange und breite Federn hervor, welche die Länge des Schwanzes und des Bürzels weit übertreffen, und bey einigen gehen zween lange Fäden hervor, die nicht befiedert sind.

Der Kopf und die Augen sind nach Verhältniß des Körpers klein; der Schnabel ist dünne, wie bey einer Elster. Die Naturalisten und Reisebeschreiber geben viele Arten davon an. Rai sagt, es wären Raubvögel von der kleinen Gattung. Man hat falsch geglaubt, daß sie sich von der Luft nähren, daß sie beständig fliegen, ohne auszuruhen, und daß sie kleine Füsse haben; sie verlieren solche nur durch das Alter und durch Krankheit. Sie haben drey Zehen vorn und eine hinten; die Klauen sind gebogen und spizig; sie stossen auf die Tauben, Grünlinge und andere ähnliche Vögel, und nähren sich wie andere Raubvögel: auch ist es falsch, daß man sie nur todt finden soll; diese Vögel setzen sich auf die Bäume, und wegen ihres schwalbenähnlichen Fluges nennen sie die Indianer Schwalben von Ternate, weil man daselbst viele findet. Helbigius sagt, daß man diese Vögel nur in den Australländern gegen Morgen findet.

Clusius macht zwo Arten von diesen Paradiesvögeln. Brisson macht nur eine, welche die grossen und kleinen in sich begreift; eine jede Art hat ihre eigne Farbe; die grossen sind die schönsten, und finden sich gewöhnlich auf der vornehmsten unter den Inseln Arou; an dem Bürzel haben sie nackte Federn. Die kleinen, welche nicht so schön sind, finden sich auf den Inseln Papua oder in neu Guinea; sie haben keine nackte Federn, und sind weiß und gelblich. Man behauptet, daß diese Vögel einen König haben, dessen Federdecke vortreflich ist, und der an seinem kleinen Schwanze zwo nackte Federn hat, die so lang

sind

sind, als der Körper des Vogels, an dem Ende, wo sich ein Bart befindet, mit Augen geziert; er macht ein Rad, welches mit Spiegeln glänzt, die im kleinen den Pfauenspiegeln gleichen.

Nach dem Bericht des Aldrovandus nennen die Einwohner auf den Molukken diese prächtigen Vögel Manucodiate, d. i. Gottesvögel, weil sie behaupten, man wisse nicht, wie sie entstehen. Der Paradiesvogel von der grossen Gattung ist wie eine Taube, und hat rothe Flügel. Helbigius versichert, daß diese Vögel wegen der Stürme und Regen beynahe neun Monate ohne Federn sind, und daß man sie dieselbe ganze Zeit kaum einmal siehet. Aber ihre Federn erhalten sie im Monat August wieder, wenn sie ihre Jungen haben, und in den Monaten September und October folgen sie ihrem König genau, bleiben unbeweglich auf dem Baum, auf welchem sie sich des Abends versammlet haben, bis es dem König beliebt seine ganze Schaar weiter zu führen: sie nähren sich von rothen Beeren, die auf hohen Bäumen wachsen, wo man kleine Hütten aufrichtet, die verschiedene kleine Löcher haben; in diese Hütte verbirgt sich ein Jäger vor der Ankunft der Vögel, um sie mit kleinen von Rohr gemachten Pfeilen zu schiessen. Wenn man den König treffen kann, so bekömmt man gemeiniglich auch alle die übrigen. Die Einwohner auf der Insel Papoe schneiden dem schwarzen Paradiesvogel die Füsse und die Flügel ab; und ob er gleich schwärzlich ist, so hat er doch auch einen Purpurglanz mit Gold vermischt und sein Schwanz

ist abwechselnd grün, blau und roth; sie werden zubereitet und getrocknet, um Fächer oder Büsche daraus zu machen, womit sie ihre Hüte zieren.

Die Farbenmischung an den Paradiesvögeln ist so verschieden, daß ihre Beschreibung mehr verdrüßlich als nützlich seyn würde; die schönsten Hauptfarben sind bey ihnen durch Schattirungen vereinigt, und machen durch ihre glänzende Vermischung die gröste Schönheit aus.

Der prächtige Paradiesvogel aus neu Guinea unterscheidet sich durch zween Federbüsche, die aus verschiedenen geraden Federn bestehen, hinten am Anfang des Halses, gelblich sind, und an der Spitze einen kleinen schwarzen Flecken haben; die nächsten am Kopfe erheben sich rechtwinklich, und die folgenden immer weniger. Unter diesem ersten Straus sieht man einen zweiten noch beträchtlichern, der sich aber nicht so sehr erhebt, und sich mehr hinterwärts neigt: er bildet sich von langen losen Bärten, die an sehr kurzen Röhren stehen, und von denen sich funfzehn bis zwanzig vereinigen, um eine Art von strohgelben Federn zu formiren; diese Federn scheinen an der Spitze viereckig durchschnitten zu seyn, und machen mit der Schulterfläche mehr oder weniger spitzige Winkel.

Der zweyte Federbusch hat zu beeden Seiten ordentliche Federn, die abwechselnd braun und pomeranzengelb sind, und sich hinten, nemlich gegen den Rücken zu mit einem röthlich braunen und glänzenden

den Flecken endigen, der eine dreieckige Gestalt hat, wovon die obere Spitze gegen den Schwanz gekehrt ist; die Federn stehen einzeln, wie in dem zweiten Strausse. Ein anders Kennzeichen dieses Vogels sind die zwo nackten Federn am Schwanze; sie sind ohngefähr einen Fuß lang, und eine Linie breit, schillerndblau und glänzend grün, und entstehen ober dem Bürzel. In diesem allen gleichen sie sehr den Ruderfedern der vorhergehenden Art; sie endigen sich mit einer Spitze, und haben nur in der Mitte an der untern Seite Bärte. Die Mitte des Halses und der Brust hat von der Kehle an eine Reihe sehr kurzer Federn, welche keine Querlinien vorstellen, die abwechselnd schön hellgrün, schillernd blau und dunkelgrün sind. Braun ist die Hauptfarbe unten am Bauche, am Bürzel und Schwanze; röthlichgelb ist die Hauptfarbe der Flügel; aber die Schwingfedern haben meistens an der Spitze einen braunen Flecken; wenigstens ist es bey demjenigen so, der in dem Königl. Kabinet in Frankreich gesehen wird; denn die längsten Federn, so wie die Füsse, sind ihm abgenommen worden.

Die Kopffedern sind kurz, gerade, enge beysamm, und sehr gelinde im Berühren; es ist eine Art von Schillersammet, wie fast bey allen Paradiesvögeln, und der Grund dieser Farbe ist erstorben Goldbraun; die Kehle ist auch mit Sammetfedern besetzt, aber diese sind schwarz mit goldgrünen Strahlen.

Der schwarze Paradiesvogel aus neu Guinea unterscheidet sich durch die schöne schwarze Farbe,

die am ganzen Leibe herrschet; aber diese schwarze Farbe wird an verschiedenen Orten durch dunkelviolette Strahlen erhöhet. An dem Kopfe, der Brust unddem hintern Theil des Steisses ist alles schillerndgrün schattiret; alles übrige ist schwarz, auch den Schnabel nicht ausgenommen.

Der Manucodiate im vorzüglichen Verstande hat einen Schnabel, wie die Paradiesvögel. An statt der zwo nackten Federn hat er sechs, und alle sechs entstehen am Kopfe, an jeder Seite drey; sie sind einen halben Fuß lang, und gehen nach hinten zu; nur an der Spitze haben sie ohngefähr sechs Linien breit Bärte: diese Bärte sind schwarz und sehr lang; er hat auch zwo Eigenschaften, die den Paradiesvögeln eigen zu seyn scheinen, nemlich die Pracht der Federn und den Reichthum der Farben. Die Pracht der Federn bestehet erstlich in einer Art von Haube, die aus steiffen und geraden Federn zusamm gesetzt ist, und sich an der Wurzel des obern Schnabels erhebt; zweitens in der Länge der Bauchfedern, welche vier Zolle und darüber lang sind; ein Theil dieser Federn zieht sich gerade fort, und bedeckt den untern Theil des Schwanzes, ein anderer Theil erhebt sich zu beeden Seiten schief und bedeckt die Oberfläche desselbigen Schwanzes bis auf ein Drittel in die Länge, alle kommen sie mit den untern Flügelfedern des Paradiesvogels überein. An seinem Halse glänzen die schönsten Farben; hinten am Halse goldgrün, und bronzeviolet, vorn Gold, und topasfarbig, die alle Arten von Grün spielen; und diese Farben erhal-

halten einen neuen Glanz durch den Gegensatz der bräunlichen an den nächsten Theilen; denn der Kopf ist schwarz und schillert dunkelviolet, und der ganze übrige Theil des Körpers ist beynahe schwärzlich braun, und spielt ebenfals dunkelviolet; der Schnabel ist ohngefähr eben so, wie an den Paradiesvögeln; der Unterschied bestehet blos darin, daß der obere Theil eckig und schneidend ist, da ihn die meisten übrigen Arten zugerundet haben.

Der stahlfarbige Manucodiate aus neu Guinea hat das sammetartige der Paradiesvögel; die Sammetfedern am Kopfe sind schön blau und spielen grün; die Sammetfedern am Halse glänzen von eben diesen Farben, ausser daß eine jede Feder in der Mitte glänzendschwarz ist, und grün, welches nur an den Spitzen blau schillert, daraus entstehen wellenförmige Farbenspielungen, die noch schöner sind, als am Kopfe; der Bauch, der Rücken, der Bürzel und der Schwanz haben die Farbe des polirten Stahls, welche durch glänzende Spielungen aufgefrischt wird.

Nun folgt die Beschreibung des grossen Paradieswiedehopfs aus neu Guinea, wie wir sie in den Werken des Herrn Sonnerat gefunden haben. Es giebt vielleicht keinen sonderbarern Vogel und der sich mehr von dem Begrif entfernet, welchen man sich von dem Plane macht, den der Urheber der Natur bey diesem Geschlechte der Thiere befolgt hat, als diesen. Er ist von der Spitze des Schnabels bis an die Spitze des Schwanzes vier Fuß lang: sein Leib ist sehr

schmal

schmal und dünne, und ob er gleich länglich ist, so scheint er doch in Vergleichung mit dem Schwanze kurz, und ausserordentlich klein. Um ihn noch sonderbarer zu machen, so hat die Natur seine Fügel unten und oben mit Federn von einer ausserordentlichen Gestalt versehen, so wie man sie an andern Vögeln nicht siehet; und es hat ihr noch überdies gefallen, dieses so sonderbare Thier mit den glänzendsten Federn zu mahlen. Der Kopf, der Hals und der Bauch sind glänzend grün, die Federn sind nach dem Gesichte und Gefühle sammetartig. Der Rücken spielt violet; die Flügel haben eben diese Farbe, und scheinen nach den verschiedenen Gesichtspuncten, blau violet, oder dunkelschwarz, ohne das sammetartige zu verlieren. Der Schwanz bestehet aus zwölf Federn, von denen die zwo mittlern die längsten sind, und zu beeden Seiten werden sie immer kürzer; dieser Schwanz ist aber violet oder blau schillernd, und unten schwarz. Diese Federn sind nach Proportion eben so breit, als sie lang sind, und haben sowohl unten als oben einen Glanz wie polirter Stahl. Ober den Flügeln sind die Schulterfedern sehr lang und sonderbar gebildet; ihre Bärte sind auf der einen Seite kurz und auf der andern sehr lang; diese Federn sind stahlfarbig, schillern blau, und haben an der Spitze einen glänzend weissen Flecken, der beym Anfang des Flügels einen Busch formirt. Unter den Flügeln kommen lange, bogenförmige und in die Höhe stehende Federn hervor: diese Federn sind an der inwendigen Seite schwarz, und an der äussern glänzend

zend grün. Der Schnabel und die Füsse sind schwarz.

Herr Brisson redet von einem Ochsenstecher (Pique-boeuf) welches ein kleiner Vogel ist, den Herr Adanson aus Senegal geschickt hat; er hat die Grösse einer Lerche; seine Farbe ist an dem Oberleibe graubraun, und an dem Unterleibe graugelb: dieser Vogel ist sehr lüstern nach gewissen Würmern, die unter der obern Haut der Ochsen ausschlieffen, uud bis zu ihrer Verwandlung daselbst leben; er setzt sich auf den Rücken dieser Thiere, pickt mit dem Schnabel in die Haut, um diese Würmer heraus zu ziehen; und daher hat er seinen Namen bekommen.

Der Staar ist zu bekannt, als daß wir hier eine genaue Beschreibung davon geben sollten; im Sommer hält sich dieser Vogel an wasser, und wiesenreichen Orten auf, und im Winter in den Thürmen und unter den Dächern der Häuser; er nährt sich von Würmern, Käfern, todten Körpern, Saamen, Beeren und Weintrauben; man macht ihn leicht zahm, und lehrt ihn einige Worte wiederhohlen; er ist dem Gicht und der hinfallenden Sucht unterworfen; um die Zeit der Weinlese ist er fett und gut zu essen; doch zieht man ihm die Haut ab, weil sie rauh ist, und nimmt den Kopf weg, weil er einen Ameisengeruch hat.

Diese Vögel fliegen in Hauffen und halten sich zusamm, ihr Flug, welcher einem Wirbel gleicht, ist einigermassen cirkelförmig, weil sie immer in die

Mit-

Mitte des Hauffens zu kommen suchen; und diese Art zu reisen benimmt dem Raubvogel den Muth, der über die Anzahl der Feinde, über ihre Schlachtordnung ganz verwirrt, und durch ihr Schlagen mit dem Flügeln und durch ihr Geschrey unruhig und taub wird, und oft eine so reiche Beute entwischen läßt, ohne sich das geringste davon zugeignet zu haben. Aber diese Art zu fliegen macht, daß die Vogler leicht eine grosse Anzahl auf einmal fangen; bey der Ankunft eines solchen Fluges lassen sie einen oder zween Staaren los, die an einem jeden Fuß einen mit Vogelleim bestrichenen Bindfaden haben: diese mischen sich unter den Hauffen, und durch ihr Hin- und Herfliegen bestreichen sie viele mit dem treulosen Faden, welche bald vor die Füsse des Voglers auf die Erde fallen. Diese Vögel werden zwar nicht mit der Lockspeise gefangen, aber man befestigt an den Mauern und auf den Bäumen, wo sie gerne nisten, schickliche irrdene Töpfe, worin sie eft ihre Brut verrichten. Mann kennt verschiedene Arten von Staaren, z. E. den gemeinen Staar, der in der alten Welt sehr ausgebreitet ist, den weissen Staar, den Indianischen Staar, den Staar mit rothen Flügeln, den gelbköpfigen Staar aus neu Spanien, den weißköpfigen Staar, u. s. w.

Dem schwarzen Caroliniſchen Staar haben die Franzosen den Namen Ordensritter beygelegt, weil er am Vordertheil des Flügels ein schönes rothes Zeichen hat, das dem Zeichen eines Ritterordens ähnlich ist, und welches um so viel mehr in die Augen fällt,

weil

weil es auf einem glänzend schwarzen Grunde steht; denn schwarz ist die Hauptfarbe der Federdecke, des Schnabels, der Füsse, und der Klauen; dieser Vogel hat ohngefähr die Gestalt und Grösse eines Staars, und es scheint, daß er nur in der neuen Welt zu finden sey. Catesby erzehlt, daß er in Virginien und Carolina brüte, und zwar in den Binsen, deren Spitzen er ineinander schlingt, um sich ein Obdach zu machen, unter welchem er sein Nest in einer so accuraten Höhe baut, daß es beständig über den höchsten Sümpfen erhaben bleibt.

Das Fleisch dieser Vögel ist nicht gut zu essen; und in Louisiana werden sie im Winter nur deswegen verfolgt, weil es schädliche Vögel sind; und man fängt zuweilen dreyhundert auf einen Zug; zu diesem Fange bedient man sich eines sehr langen und engen seidenen Garns mit zwo Wänden, ohngefähr wie die Berchengarne. Wenn man das Garn aufspannen will, sagt Herr Lepage Duprat, so wird ein Platz nahe an einem Gehölze rein gemacht; darauf macht man einen wohlgeschlagenen und glatten Fußsteig; zu beeden Seiten des Fußsteigs werden die Garne ausgespannt, Reiß oder andere Körner aufgestreut, dann begiebt man sich hinter ein Gebüsche, oder eine Hecke, wo das Zugseil hingeleitet wird; wenn diese Vögel darüber wegfliegen, so entdecken sie mit ihrem scharfen Gesichte die Lockspeise: darauf fallen und gefangen seyn ist die Zeit eines Augenblicks; man muß sie alsdann erschlagen, weil man sonst die grosse Menge nicht zusamm bringen könnte.

Die

Die Drossel aus Cayenne wird von Montbelliard der kleine Weißarsch aus Cayenne genennt; sie hat ohngefähr eine Stimme, wie unser Wittewall: sie hängt ihr Nest an die Spitzen kleiner Aeste in Form eines Beutels; aber, wie man versichert, an lange Aeste, die keine Nebenzweige haben, und auf Bäume, deren Gipfel schlecht gewachsen ist, und die sich über einen Fluß neigen: in einem jeden solchen Neste sollen verschiedene kleine Absonderungen seyn: dieser Vogel ist sehr listig; er hat ohngefähr die Grösse einer Lerche. Die Hauptfarben seiner Federdecke sind gelb und schwarz. Die Drossel von der Insel St. Thomas ist schwarz, einen gelben Flecken auf den kleinen Flügeldecken ausgenommen. In Cayenne siehet man Drosseln, die schwarz sind und eine gelbe Haube haben, die den Kopf und einen Theil des Halses bedeckt, die aber vorn weiter als hinten herab geht.

Der Wittewall oder die Golddrossel ist ein Vogel, der sich nicht lange in einer Gegend aufhält, und scheint sich in unsern Gegenden nur seiner Brut wegen aufzuhalten; er baut gewöhnlich sein Nest auf hohe Bäume, legt vier oder fünf Eyer, und trägt grosse Sorge für seine Nachkommenschaft. Man hat gesehen, wie die Alten muthig auf diejenigen gefahren sind, die ihre Jungen wegnahmen; und es ist sogar einsmals die Mutter mit dem Neste gefangen worden, die im Kefig über den Eyern sitzen blieb, und darüber umkam.

Diese Vögel gehen zu Ende des Augusts und Anfang des Septembers aus unsern Gegenden weg, aber niemals in Hauffen, denn man findet nicht mehr, als zwey oder drey beysamm: wahrscheinlich haben sie ihr Winterquartier in Afrika, denn sie gehen im September nach Malta und kommen im Frühling wieder zuruck. Wenn diese Vögel fett sind, so ist ihr Fleisch gut zu essen; und Aldrovandus verwundert sich, warum sie in Frankreich nicht gespeißt werden. Der Wittewall hat ohngefähr die Grösse einer Amsel; das Männchen ist am ganzen Leibe schön gelb, ein schwarzer Streif ausgenommen, der von dem Augenwinkel bis an die Oefnung des Schnabels geht, und die Flügel, welche bis auf einige gelbe Flecken schwarz sind, und der Schwanz, der auch halb schwarz und halb gelb ist. Aber die Farbe des Weibchens ist sehr davon unterschieden; beynahe alles, was am Männchen schwarz ist, ist am Weibchen nur braun, und etwas grünlich; und fast alles, was an jenem so schön gelb ist, ist an diesem olivengrünlich, oder weiß, oder bleichgelb. Diese Vögel lieben die Käfer, die Insekten, das Gewürme, die Erbsen, u. dgl. aber vorzüglich die Kirschen, daher sie auch Kirschendiebe genennt werden; zwey solche Thiere können in einem Tag einen Kirschbaum, wenn er noch so viele Früchte hat, verderben, weil sie beständig eine Kirsche nach der andern anpicken, und nur den reiffen Theil wegnehmen; sie lieben auch die Feigen, daher sie in manchen Ländern Feigenfresser genennt werden. Diese Nahrung verursacht vielleicht,

daß ihr Fleisch so gut zu essen ist; denn die Feigen haben bey den Amseln und andern Vögeln eben diese Würkung.

Von den Drosseln giebt es verschiedene Arten, die bey uns mehr oder weniger bekannt sind; nemlich die Mistel-drossel, die Weiß- oder Singdrossel, der Krammet-vogel, die Roth- oder Weindrossel; die zwo letztern Ar-ten sind Zugvögel und nisten nicht in unsern Climaten. Die grosse oder Misteldrossel ist, wie die andern Ar-ten Mistelbeere, die sie bey nahe ganz und so wenig verdaut wieder von sich giebt, daß sie noch keimen und wachsen können, und weil daraus der Vogelleim be-reitet wird, so ist das Sprichwort entstanden: Tur-dus sibi ipse malum cacat; ihr Fleisch wird nicht sonderlich geachtet, weil es schwer zu verdauen ist. Die Singdrossel hat in der Gestalt des Körpers sehr viele Aehnlichkeit mit der Misteldrossel, nährt sich mehr von Insecten, als von Beeren, bleibt das ganze Jahr in England, und singt im Frühling vortreflich. In Schlesien giebt es in den Wäldern und auf den Feldern eine so grosse Menge, daß sie im Herbste zur Nahrung der Einwohner hinlänglich sind; von den Landleuten werden sie halbgebraten in Essig aufbe-wahrt. Die rothe Drossel ist unter den Flügeln röth-lich, und der Bauch ist weiß; sie zwitschert sehr an-genehm, und bleibt im Winter in Böheim, in Hun-garn und in den Nordländern.

Die Krammetdrossel gleicht an Gestalt und Grös-sem Amselweibchen, ausser daß der Krammetvo-

ges

gel einen gelblich und schwarz gedupften Magen und einen weissen Bauch hat; er lebt blos von Beeren und Körnern; aber in Ansehung der Federdecke sind diese Vögel sehr verschieden, und werden unter den Drosseln am wenigsten geachtet. In der Schweiz werden vortrefliche Drosseln von köstlichem Geschmack, und die bey den herrlichsten Gastungen aufgesetzt werden, gefangen; man fängt sie in grosser Menge, wenn an dem Ende eines hochstämmigen Gehölzes Garne mit zween Kreuzstöcken aufgespannt werden, in welche man ganze Hauffen miteinander treibt, die eine halbe Stunde weit zusamm gejagt werden; man wirft grosse Steine mit Schleudern über den Flug hinauf, damit sie sich bis an die Höhe der Garne erniedrigen, in welche sie sich schnelle stürzen, weil sie durch das Pfeiffen der Steine erschreckt werden, welche sie für Raubvögel halten. Es giebt Jahre, da eine einzige Gesellschaft von Jägern in einem Tage wohl hundert Dutzend fängt.

Die kleine Rothdrossel, oder Weindrossel ist ein bekannter Waldvogel, der gar nicht listig und leicht zu fangen ist; er berauscht sich durch die Weinbeere, und dann kann er in allen Fallstricken gefangen werden; sein oberer Schnabel ist beweglich, mit welchem er im Zorn klappet.

Die Spottdrossel soll unter allen Vögeln des Erdbodens den vortreflichsten Gesang haben, auch die Nachtigall nicht ausgenommen; denn sie ergötzt, wie diese, durch die angenehmen Töne ihres eigenen Wald-

gesangs, und vergnügt noch mehr durch ihr Talent, das Geschrey aller Vögel nachzumachen, und daher hat sie ohne Zweifel den Namen Spötterin, den sie nicht verdient; denn anstatt den fremden Gesang, welchen sie wiederholt, lächerlich zu machen, scheint sie solchen nur nachzuahmen, um ihn zu verschönern; da sie sich alle Töne, welche in die Ohren fallen, eigen macht, so sollte man glauben, sie suche nur ihren eigenen Gesang zu vermehren und vollkommner zu machen, und ihre unermüdete Kehle auf alle nur mögliche Arten zu üben. Die Wilden haben ihr auch den Namen Concontlatollis beygelegt, welches tausend Zungen bedeuten soll, und die Gelehrten haben die grössere Art von diesen Vögeln Polyglotte, und die kleinere Orpheus genennet.

Die Spottdrossel singt nicht nur schön und mit Geschmack, sondern auch mit Handlung und Empfindung, oder vielmehr ihr Gesang ist nichts anders als der Ausdruck ihrer innern Handlungen; sie ermuntert sich selbst zu ihrer Stimme, und begleitet sie durch abgemessene Bewegungen, die sich zur unerschöpflichen Abwechslung ihrer natürlichen und künstlichen Ausdrücke schicken; ihr gewöhnliches Vorspiel besteht darin, daß sie sich nach und nach mit ausgebreiteten Flügeln erhebt, darnach den Kopf sinken läßt, und wieder bis auf den Punct herab fällt, wie sie angefangen hatte; wenn sie diese sonderbare Uebung eine Zeitlang gemacht hat, dann fängt sie den Accord ihrer verschiedenen Bewegungen an, oder besser, ihren Tanz mit den verschiedenen Characteren

ihres Gesangs. Wenn ihre Stimme lebhaft und leicht übereinander hinrollt, so beschreibt ihr Flug in der Luft zu gleicher Zeit eine Menge Kreise, die einander durchschneiden; man sieht auch zuweilen, wie sie durch Hin- und Herfliegen eine Schlangenlinie beschreibt, und beständig in diesen Krümmungen auf- und nieder steigt. Wenn ihre Kehle eine prächtige und gut ausgeführte Cadenze formirt, so schlägt sie mit den Flügeln eben so lebhaft und schnell. Wenn sie den Harpfenschlag macht, so begleitet sie ihn durch einen ungleichen und hüpfenden Flug. Wenn sie ihre Stimme so sehr angestrengt hat, daß der Ausdruck alles übersteigt, so nehmen diese vollen und schallenden Töne, die beständig einander durchkreuzen, wieder ab, und verlieren sich in ein Stillschweigen, das eben so wohl seinen Reitz hat, als die schönste Melodie, man sieht sie aber auch zu gleicherzeit sanft über ihrem Baume schweben, die wellenförmige und beynahe unmerkliche Bewegung ihrer Flügel nimmt ab, und sie bleibt endlich unbeweglich und gleichsam mitten in den Lüften hängen.

Aber die Farben dieser Amerikanischen Nachtigall entsprechen der Schönheit ihres Gesangs nicht; der obere Theil ist mehr oder weniger dunkelbraun, so wie auch die Flügel und der Schwanz, einige weisse Flecken ausgenommen; und der untere Theil des Körpers ist von der Kehle bis an die Spitze des Schwanzes weiß. In Ansehung der Grösse gleicht sie der Singdrossel, aber sie hat kürzere Flügel als unsere Drosseln, sie lebt von Kirschen, Hagbutten,

Cornelkirschen, und auch von Insecten; ihr Fleisch wird geachtet. Dieser Vogel ist gesellig, nähert sich den menschlichen Wohnungen, setzt sich auf die Rauchfänge, und er kann im Bauer erhalten werden, wenn man ihn durch gute Behandlung so weit bringt, daß er seine Freyheit vergißt.

Der Colibri oder Colibritchen, welchen man auch in Amerika findet, ist zu berühmt, als daß wir ihn mit Stillschweigen übergehen sollten; sein Schnabel ist lang und spitzig, wie eine Nadel, und die Beine haben die Dicke einer Stecknadel; sein Kopf ist mit einer schwarzen Haube von unvergleichlicher Schönheit geziert; seine Brust ist rosenfarbig, und sein Bauch milchweiß; grau mit silber eingefaßt und goldgelb schattirt glänzet auf seinem Rücken, Schenkeln und Schwanze. Man sagt, er nähre sich blos vom Blumensaft, weil man sieht, wie er seinen Schnabel in den Kelch der Blumen steckt; wenn man ihn aber sorgfältiger beobachtete, so würde man finden, daß er sich deswegen so häufig auf den Blumen einfindet, damit er die Insekten verzehren kann, die von dem Saft in den Blumenkelchen leben. Diese Vögel schlagen sich untereinander mit unglaublicher Wuth.

Die Vogelfliege ist auch von dem Geschlechte der Colibri, welche aber einen gebogenen Schnabel haben, da jene einen geraden hat. Edwards redet in seiner Naturgeschichte der Vögel von dem rothen Colibri mit langem Schwanze, von dem braunen Colibri

bri aus Surinam, von dem schwarzen Colibri mit langem Schwanze, von dem Colibri mit weissem Bauche, von dem blau und grünen Colibri, von dem grünen Colibri aus Mexico mit schwarzem Bauche, von dem Haubencolibri, und von dem Colibri mit rother Kehle. Es giebt auch einen gedupften Colibri aus Neuspanien; einen weißgeschwänzten Colibri aus Surinam, einen ganz blauen Colibri, und den grossen Colibri des Dutertre; und unter den Vogelfliegen unterscheidet man die Gattungen, mit der topasfarbigen Kehle, mit der gefleckten Kehle, mit der blauen Brust, mit einem Kragen, u. s. w.

Obgleich diese Honigsauger sehr klein sind, so sind sie doch den Kernbeissern sehr furchtbar, als welche die jungen Colibritchen in ihrem Neste zu überfallen suchen. So bald sich die Alten sehen lassen, so entflieht der Kernbeisser und schreit aus allen Kräften, weil er weiß, mit was für einem Feind er es zu thun habe. Der Colibri verfolgt ihn und wenn er ihn erreichen kann, so hängt er sich mit seinen Klauen unter den Flügel des Dickschnabels, und sticht ihn mit seinem gestählten Schnabel so lange, bis er nicht mehr streiten kann. Der Gesang dieser Vögel ist ein sehr angenehmes Gesumse; es ist deutlich, schwach, und dem Organon, durch welches er hervor gebracht wird, angemessen.

Die Amsel ist ein sehr bekannter Vogel; das Männchen ist schwärzer als der Rab, den Schnabel, den Ring um die Augen, den Knöchel, die Fußsole

ausgenommen, die mehr oder weniger gelb sind, aber die Federdecke des Weibchens ist braun, roth und grau gemischt; diese Vögel sind mehr furchtsam als listig, man fängt sie leicht mit den Leimruthen und mit Schlingen, aber sie lassen einen schwer nahe an sich kommen. In der Brutzeit sorgt das Männchen für die Unterhaltung des Weibchens; diese Arten von Vögeln nähren sich von allerley Beeren, Früchten und Insecten; aber man versichert, daß die Kerne der Granatöpfel für sie, wie für die Drosseln, Gift sind. Dem sey, wie ihm wolle; sie haben aber ein Vergnügen sich zu baden, und man darf ihnen in den Vogelhäusern das Wasser nicht sparsam vorsetzen. Ihr Fleisch ist sehr gut zu essen, und giebt dem Fleische der Mistel- oder Krammetdrossel nichts nach: ja es wird sogar dem Fleisch der Drosseln in den Ländern vorgezogen, wo sie sich von Oliven nähren, die es saftig machen, und von Myrthenbeeren die ihm einen Wolgeruch geben, die Raubvögel sind eben so begierig nach ihnen, wie die Menschen, und zerstören beynahe eben so viele, wie diese; ohne dieß würden sie sich ausserordentlich vermehren. Olina bestimmt ihre Lebensdauer auf sieben bis acht Jahre.

Die Amseln haben auch zuweilen etwas weisses, und werden sogar ganz weiß, wie es zuweilen den Raben, den Krähen und beynahe allen andern Vögeln geschieht, bald durch Einfluß des Climats, bald durch besondere und weniger bekannte Ursachen. Es giebt eine Amsel, welche Herr von Montbeillard die Amsel mit weissem Pflaster nennet, wovon das Männ-

chen

chen in der That ein sehr kennbares weisses Pflaster unter der Brust hat. Ich sagte, das Männchen, weil das Pflaster des Weibchens mehr dunkelweis und mehr mit roth vermischt ist: dieß ist ein Zugvogel. Die grosse Bergamsel ist weiß gefleckt, hat aber kein Pflaster, wie die vorige: dieser Vogel ist ein sehr gutes Wildpret; er stellt den Schnecken nach, und er weiß ihre Gehäuse geschickt an einem Felsen zu zerschlagen, um sich mit ihrem Fleische zu sättigen. Es giebt auch rosenfarbige Amseln in Lapland und in Helvetien; auch findet man in den Gebürgen von Bugey und in andern wilden Gegenden einen Vogel, den man mit dem Namen Steinamsel belegt hat, weil er sich in Felsen aufhält; er hat einen vortreflichen Gesang; er setzt sich gemeiniglich auf grosse Steine, von allen Seiten frey, und selten kann man sich ihm auf einen Flintenschuß nähern, er baut sein Nest in die Löcher der Felsen, und zwar an die Decke der unzugänglichsten Höhlen; nur mit vieler Mühe und Gefahr kann man bis an die Brut dieser Vögel kriechen, und sie vertheidigen sich noch überdieß muthig gegen die Räuber, und suchen ihnen die Augen auszuhacken.

Sie lernen leicht den Gesang anderer Vögel, und selbst die Töne unserer Musik; aber wenn man sie im Bauer halten will, so muß man sie aus dem Neste nehmen, ausserdem überleben sie den Verlust ihrer Freyheit nicht: in den Kefichen werden sie wie die Nachtigallen gefüttert.

In Ansehung der Federdecke sind der Kopf und der Hals gleichsam mit einer aschgrauen Capuzze bedeckt, mit verschiedenen kleinen rothen Flecken; nahe am Hals ist der Rücken braun, und gegen den Schwanz etwas heller, woran die zehen Seitenfedern roth, die zwo mittlern aber braun sind; die Flügelfedern und Flügeldecken haben eine dunkle Farbe und eine helle Einfassung; endlich sind die Brust und der ganze untere Theil des Körpers pomeranzenfarbig, mit kleinen, theils weissen theils braunen Flecken, untermischt, der Schnabel und die Füsse sind schwärzlich.

Der Gesang der einsamen Drossel ist sehr angenehm und flötend, aber ein wenig traurig. Dieser Vogel lebt in der Einsamkeit, hält sich beständig, die Frechzeit ausgenommen, alleine; in dieser Zeit verläßt er die rauhen und wilden Gipfel der Berge, und baut sein Nest auf einen abgelegenen Rauchfang, auf dem Gipfel eines alten Schlosses, und beynahe allezeit in der Nähe eines Glocken- oder andern hohen Thurms; auf dem Windzeiger dieses Thurms oder auf dem Wetterhahn hält sich das Männchen ganze Tage auf, und beschäftigt sich mit seinem Weibchen, welches brütet, und sucht seine verdrüßliche Lage durch einen beständigen Gesang zu lindern. Diese Vögel lernen so gut singen, daß man sie in Genf und Mailand, wenn sie zahmgemacht sind, sehr theuer verkauft, und noch theurer zu Smyrna und Constantinopel, wo man zuweilen für einen 50, und wol 100 Piaster bezahlt. Die einsame Dros-

sel ist ein wenig kleiner, als die gemeine Amsel, aber sie hat einen stärkern Schnabel. Ihre Federdecke ist mehr oder weniger braun, überall weiß gefleckt, die Federn des Bürzels, der Flügel und des Schwanzes ausgenommen; überdieß sind bey dem Männchen der Hals, die Kehle, die Brust und die Flügeldecken blaulich und schillern purpurfarbig, welches dem Weibchen gänzlich fehlt: dieses ist mehr braun und seine Flecken sind gelblich.

Von der Amsel giebt es in fremden Ländern verschiedene Spielarten, in Amerika und in Ostindien; aber diese Vögel sind wenig bekannt. Derjenige, welchen man Moloxita oder die Nonne aus Habessinien nennet, und den uns der Ritter Bruce bekannt gemacht hat, ist durch eine grosse schwarze Capuzze merkwürdig, die den Kopf und die Kehle bedeckt, und sich spitzig auf die Brust hinab zieht, und wegen dieses Schleiers ist sie ohne Zweifel Nonne genennt worden. Der ganze obere Theil des Körpers ist mehr oder weniger braungelb, die Flügeldecken und und die Schwanzfedern sind braun mit gelben Einfassungen; die Flügelfedern sind mehr oder weniger dunkelschwärzlich mit hellgrauen oder weissen Einfassungen; der ganze Unterleib und die Beine sind hellgelb, die Füsse aschgrau und der Schnabel röthlich. Dieser Vogel hat die Gestalt und Grösse der Amsel, hält sich in den Wäldern auf, lebt von Beeren und Früchten, und sitzt auf den Bäumen.

Die Indianische Elster ist sehr gefrässig, und eine grosse Zerstörerin der Insecten, sie verfolgt die

Kä-

Käfer, die Fliegen, die Schmetterlinge. Sie sucht, wie unsere Elstern und Krähen, in den Haaren der Pferde, der Schweine, der Rinder die Würmer, von denen sie zuweilen so sehr geplagt werden, daß sie abnehmen und wol gar sterben. Diese vierfüssigen Thiere haben ihre Befreyer gerne auf dem Rücken, aber es muß keine Wunde in der Haut seyn, denn die Elster würde an dem rohen Fleische picken, und würde ihnen mehr Schmerzen machen, als das Gewürme, wovon sie dieselben befreiet. Man hat gesehen, daß ein junger Vogel von dieser Art eine Ratte ergrief, die ohngefähr zween Zolle lang war, den Schwanz nicht gerechnet, welche er so lange wider seinen Kefich schlug, bis er alle Glieder so biegsam machte, wie er sie haben wollte, dann faßte er sie beym Kopf und verschluckte sie beynahe in einem Augenblicke; darauf hatte er, sagt **Montbeillard**, eine Unverdaulichkeit, die nur eine Viertelstunde dauerte, in welcher Zeit er seine Flügel hängen ließ und betrübt aussahe, als aber diese böse Viertelstunde vorbey war, so lief er wieder mit seiner gewöhnlichen Munterkeit im Hause herum; und eine Stunde darnach erhaschte er wieder eine andere Ratte, und verschluckte sie, wie die erste, und mit eben so wenig Unbequemlichkeit. Dieser Vogel ist sehr lüstern nach Heuschrecken, und zerstört sehr viele; aber wenn ihm die Insecten fehlen, so greift er die Früchte an, vorzüglich die Weintrauben, die Datteln, die Maulbeere; er reißt das Korn, den Reis, die Bohnen und den Mais aus, und geht sogar in die Tauben-

häu-

Häuser, um die jungen Tauben zu fressen. Er zerstört auch die nützlichen Insecten, z. E. die Demoiselle, deren Larve sechs Füsse hat, und insgemein der kleine Löwe genennt wird, welcher die Baumläuse unaufhörlich verfolgt, die in den Caffegärten so grossen Schaden verursachen. Diese Vögel sind nicht sehr furchtsam; sie versammlen sich des Abends auf gewissen Bäumen, in so grosser Anzahl, daß die Aeste völlig davon bedeckt sind. Wenn sie so versammlet sind, so fangen sie alle an so stark zu plaudern, daß sie den benachbarten sehr verdrüßlich werden: doch haben sie auch einen natürlichen Gesang, der sehr angenehm ist; wenn man ihre Jungen wegnehmen will, so flattern sie von einer Seite zur andern, lassen ein Krächzen hören, darnach fallen sie den Räuber mit ihren Schnäbeln an; die Jungen werden bald zahm, und lernen leicht reden; wenn sie in dem Hühnerhof gehalten werden, so machen sie das Geschrey aller Hausthiere nach, der Schafe, der jungen Hunde, der Gänse, der Hähne, der Hühner, u. s. w. ihr Plaudern begleiten sie mit gewissen Accenten und Bewegungen, die sehr angenehm sind; diese Vögel sind ein wenig grösser, als die Amseln; sie haben, wie diese, die Füsse und den Schnabel gelb, den Hals und den Kopf schwärzlich; hinter dem Auge ist eine blasse, röthliche, dreyeckige Haut, der untere Theil der Brust, der obere Theil der Flügel und des Schwanzes sind castanienbraun, der Bauch ist weißz die Schwanz; und die mittlern Flügelfedern sind braun; die grossen sind schwärzlich von der Spitze

bis in die Mitte der Länge, und von da an bis an die Wurzel weiß; wodurch von dieser Farbe nahe an dem Ende eines jeden Flügels, wenn er zusamm gelegt ist, ein länglicher Fleck formirt wird; wenn diese Flügel so zusamm gelegt sind, so erstrecken sie sich bis auf zwey Drittel des Schwanzes. Das Männchen ist schwer durch ein sichtbares Zeichen von dem Weibchen zu unterscheiden: diese Vögel findet man in Indien, auf den Philippinen, und selbst auf der Insel Bourbon, wohin sie vor einigen Jahren aus Ostindien gebracht worden sind.

Der Seidenschwanz oder Böhmische Schwätzer hat ohngefähr die Grösse einer kleinen Turteltaube, und unterscheidet sich von allen andern Vögeln durch kleine rothe Häutlein, die sich an den Spitzen der meisten Flügelfedern befinden; diese Häutlein sind nichts anders als die Verlängerung der Rippen über die Bärte hinaus, welche Verlängerung plat und breit wird, und eine rothe Farbe bekömmt; bey einigen Individuen theilen sich diese Häutlein nach der Länge ohngefähr in zween gleiche Aeste. Es scheint, daß sich dieser Vogel in der Gegend von Petersburg und in der Tartarey aufhalte, wo sie ein Reisender in Felsenlöchern gefunden, als in welchen Löchern sie ohne Zweifel ihre Nester bauen. Sie kommen alle drey oder vier Jahre über die Gebürge von Böhmen, und Steuermark nach Oestreich, und zwar im Anfang des Herbstes. Sie ziehen auch nach Italien; und bey der Erscheinung vom Jahr 1551 bemerkte man, daß sich die Schwätzer in Placenz, Modena

und

Und beynahe in allen Theilen Italiens ausbreiteten, aber Ferrara niemals berührten, als wenn sie das Erdbeben vorher gemerkt hätten, welches sich daselbst kurze Zeit darnach zeigte, und welches auch die Vögel des Landes verscheuchte.

Diese Vögel sind sehr begierig nach Weintrauben, und aus dieser Ursache ziehen sie ohne Zweifel im Anfange des Herbstes, um in den mittägigen Ländern eine Nahrung zu suchen, die sie in den nördlichen nicht finden können. Demohngeachtet ziehen sie nur alle drey oder vier Jahre, auch wohl alle sechs oder sieben Jahre, und zuweilen in so großer Menge, daß die Sonne von ihnen verdunkelt wird. Könnte man nicht diese Züge oder Wanderungen einer ausserordentlicher Vermehrung zuschreiben, wie bey den Heuschrecken, bey der Norwegischen Ratte, welche Lemus genannt wird; oder wie es selbst der Menschengattung wiederfuhr, zu der Zeit, da sie noch wenig gesittet, stärker, und von dem Gleichgewichte, das unter allen Mächten des Erdbodens aufgerichtet worden, unabhängig war? oder werden die Seidenschwänze durch Mangel aus den Orten ihres Aufenthalts vertrieben, daß sie in andern Climaten eine Nahrung suchen müssen, die sie in ihrem Lande nicht finden? Herr von Reaumur macht ihnen den Namen Schwätzer streitig, da hingegen der Fürst von Auersperg versichert, daß ihr Gesang sehr angenehm ist: dieß läßt sich auf folgende Art vereinigen: es ist möglich, daß dieser Vogel in der Frechzeit, und in den Ländern, wo er sein Geschlecht fortpflanzet, einen

angenehmen Gesang hat, daß er sonst überall nur zwitschert, auch wenn er in Freyheit ist, und daß er endlich in dem Kefich ganz schweigt.

Diese Vögel scheinen eine grosse Neigung gegen einander zu haben; denn nicht nur das Männchen und Weibchen liebkosen einander wechselsweise, und geben einander zu essen, sondern man beobachtet diese Merkmale der Freundschaft auch an den Männchen gegen Männchen und Weibchen gegen Weibchen. Die Schwätzer werden für dumm gehalten, und man fängt sie in grosser Menge; man tödtet viele auf einmal, weil sie sich sehr nahe zusammsetzen: ihr Fleisch hat ohngefähr eben den Geschmack, wie das Fleisch der Drosseln; und Gesner sagt, daß es ein sehr gutes Wildpret ist, welches auf die vornehmsten Tafeln gesetzt wird, und die Leber wird vorzüglich hochgehalten: Schwenckfeld hingegen behauptet, daß es nur eine mittelmässige und nicht sonderlich gesunde Speise sey; alles dieß hängt von der Beschaffenheit der Nahrung ab, welche dieser Vogel zu sich nimmt.

Die Federdecke dieses Thiers ist vortreflich, wenn es in Ruhe ist; wenn man sich aber einen vollkommenen Begrif davon machen will, so muß man den Vogel sehen, wenn er seine Flügel und Schwanz ausbreitet, und seine Haube erhebet; das heist, man muß ihn fliegen sehen, aber ein wenig nahe. Seine rothen Augen geben mitten in der schwarzen Einfassung, worin sie stehen, einen vortreflichen Glanz, diese Schwärze erstreckt sich bis auf die Kehle und

rings

rings um den Schnabel. Die mehr oder weniger dunkle Weinfarbe am Kopf, Hals, Rücken und der Brust und die aschgraue Farbe des Bürzels haben eine weiß, gelb und roth geschmelzte Einfassung, die von verschiedenen Flecken an den Flügeln und am Schwanze gebildet wird; diese ist erstlich aschgrau, in der Mitte schwärzlich, und am Ende gelb; die äussern Flügelfedern sind schwärzlich, die dritten und die vierten gegen die Spize weiß gezeichnet; die fünf folgenden sind gelb, alle aber in der Mitte weiß gezeichnet, und die meisten endigen sich mit dem rothen Häutlein, wovon wir im Anfang dieses Artikels geredet haben. Der Schnabel und die Füsse sind schwarz, und nach Verhältniß viel kürzer als bey der Amsel.

Der Dickschnabler hat den Namen von dem Schnabel, der nach dem Verhältniß seines Körpers dick ist, und der Vogel ist um ein Drittel größer als der Fink; sein dicker Kopf ist röthlich, sein Hals aschgrau, sein Rücken roth, die Brust und die Seiten sind aschfarbig und röthlich untermischt. Diese Vögel fliegen in Haufen, sind in Teutschland, Italien und Frankreich gemein, gehen im Winter auf die Ebenen hernieder, und halten sich im Sommer in Wäldern und Gebürgen auf. Sie haben einen so starken Schnabel, daß sie sehr leicht die Nüsse, die Oliven- und Kirschensteine aufbeissen, um die Kerne heraus zu nehmen: sie sind aber auch schädliche Thiere, weil sie die Baumknospen fressen.

Man findet in den beyden Indien, in America und hauptsächlich in Virginien einen Dickschnabler,

der scharlachroth und dessen Kopf mit einem Kamme gezieret ist; man hat ihn den Cardinalvogel genennet; er ist so groß als eine Amsel und hat einen sehr angenehmen Gesang; seine angenehmste Speise sind die Eyer des Colibri, welches ihm aber oft das Leben kostet. Der Dickschnäbler aus Gambia ist citronenfarbig; der von Angola ist ganz blau; der vom Vorgebürge der guten Hofnung ist auf dem Rücken olivengrünlich, und am Bauche gelb; der aus Canada ist zur Hälfte roth; der aus China ist blau und rosenfarbig; der aus Cayenne ist grün; der aus Louisiana ist rosenroth, schwarz und weiß, u. s. w.

Der Creuz- oder Krummschnabel hat eben die Gestalt, eben die natürliche Eigenschaft, wie der Dickschnabel, von dem er durch nichts als durch seinen Schnabel unterschieden ist, der bey verschiedenen Individuen bald gegen die linke bald gegen die rechte Seite creuzweis übereinander liegt; vielleicht kommt diese Unförmlichkeit von dem Gebrauche her, den diese Vögel von ihrem Schnabel machen. Könnte man nicht annehmen, daß sich gewisse Individuen nicht angewöhnen ihre Nahrung von eben der Seite zu nehmen, wie die andern, so wie man einige Menschen sieht, die sich der linken Hand mehr als der rechten bedienen? Ausser der sonderbaren Lage des Schnabels hat dieser Vogel noch einen andern Fehler, der ihm sehr beschwerlich seyn muß, es ist nemlich ein Auswuchs an dem untern und obern Schnabel; die beeden Spizen können nicht zusammkommen, der Vogel kann weder picken noch kleine Körner nehmen, und seine

Nah-

Nahrung nimmt er blos von der Seite; wenn er also angefangen hat, seine Nahrung von der rechten Seite zu nehmen, so ist der Schnabel gegen die linke Seite kreuzförmig und umgekehrt. Seine vorzügliche Nahrung ist der Saame der Tannzapfen, er steckt die untere Krümmung seines Schnabels unter die Schale, um sie aufzuheben, und mit der obern Krümmung macht er sie los; er bedient sich auch seines Schnabels, um zu klettern, ohngefähr wie die Papageien.

Der Dickschnabel aus Abyssinien, den uns der bekannte Reisebeschreiber Bruce bekannt gemacht, hat die Iris roth, den Schnabel schwarz, so wie auch den obern Theil und die Seiten des Kopfs, die Kehle und die Brust; der übrige Theil des Unterleibs, die Beine und der Oberleib sind hellgelb; die Schulterfedern sind schwärzlich, die Flügeldecken braun, und grau eingefaßt, die großen Schwanz- und Flügelfedern sind gelb eingefaßt, und die Füsse röthlichgrau: die Gestalt des Nestes ist beynahe pyramidenförmig, und er hängt es allezeit sorgfältig über das Wasser an das äusserste Ende eines kleinen Astes. Die Oefnung ist an einer von den Seiten der Pyramide angebracht, und zwar gemeiniglich auf derjenigen, die gegen Morgen gekehrt ist; das Inwendige dieser Pyramide ist durch eine Scheidewand getheilt, welche, so zu sagen, zwo Kammern formirt. Die erste ist gleich am Eingange, und wenn der Vogel in die zweite, wo die Eyer sind, kommen will, so muß er an der Scheidewand hinauf klettern, um in die zweite Celle hinunter zu steigen. Durch diesen

Kunstgriff sind die Eyer gegen den Regen gesichert, der Wind mag wehen, woher er will; und durch die Lage des Nestes über dem Wasser, an der Spitze eines kleinen Astes, haben sich die Jungen weder vor den Affen, noch vor den Schlangen, noch vor den Eichhörnchen zu fürchten.

Ein neuer Reisebeschreiber gedenket eines neuen Dickschnabels aus Guyanne. Dieser Vogel hat alle die Unterscheidungszeichen eines Dickschnabels oder Kernbeissers; und folglich muß er zu diesem Geschlechte gezehlet werden: er unterscheidet sich blos durch zwey wenig beträchtliche Nebendinge; durch die Länge des Schwanzes, der nach Verhältniß grösser ist, als an andern Kernbeissern, und durch die Beine, welche schlanker sind: der Kopf, die Kehle und die Einfassung des Obertheils des Halses sind schwarz; die Brust, der Bauch und die Seiten sind hochroth, und fallen in das dunkelrothe, doch ohne die gehörige Mäßigung; eine Streife von eben dieser Farbe erstreckt sich über den Obertheil der Flügel, bis hinten an den Hals, wo sie einen Kragen formiret; die Flügel, der Rücken, der Bürzel, der Schwanz unten und oben sind ziegelroth; der Schnabel ist schwarz und sehr dicke; die Füsse sind bleyfarbig: die Farbe oben auf dem Schwanze ist sehr schwach und wässerig: die zusammgelegten Flügel erstrecken sich bis in die Mitte des Schwanzes; in seiner ganzen Grösse übertrift er den gemeinen europäischen Dickschnabel ohngefähr um ein Viertel.

Der

Der Dompfaf oder Blutfink ist etwas grösser als der Fink, und ist unten am Halse und auf dem Rücken aschgrau. Bey dem Männchen ist die ganze Brust schön roth, der Schnabel kurz, schwarz und stark; die Füsse braun und die Klauen schwarz. Dieser Vogel liebt die ersten Knospen der Bäume, welche an den Aepfel- Birn- Pfersich- und andern Bäumen vor den Blättern und Blüthen hergehen, denen er großen Schaden verursachet; er kann unterrichtet werden, und lernet leicht den Ton der Flöte nachzuahmen, und Arien nachzusingen. Sein Gesang ist alsdann vortreflich, und das Weibchen soll eben so gut singen, als das Männchen, welches man an andern Vögeln nicht bemerket.

Die Schriftsteller reden von einem schwarzen, weissen und gelblichen Dompfaffen oder Gympel, welcher leztere von Insecten lebet. Man findet schwarze Gympel in Mexico und in Africa; in Carolina und Brasilien sieht man blaue, zu Bahama violette, und in America gehaubte.

Brisson zehlt im dritten Theile seiner Ornithologie sechzig verschiedene Arten und neun Abarten von Sperlingen. Unsern Sperling kennt iedermann, daß er also keiner Beschreibung bedarf; aber auch in dieser Gattung giebt es besondere und zufällige Abarten; denn man findet weisse, andere weiß und braun, gelbe und beynahe ganz schwarze. In Lothringen trift man schwarze Sperlinge; dieß sind aber sicher ordentliche Sperlinge, welche, weil sie sich beständig

an den Glashütten aufhalten, deren es viele unten an den Bergen giebt, die Farbe durch die Würkung des Rauches verändert haben. Diese Vögel halten sich gerne in den Dörfern und Städten auf, sind faul und gefräßig: unsere Getraidböden, unsere Scheunen, unsere Hühnerhöfe, unsere Taubenhäuser sind Orte, die sie vor andern besuchen; und da sie sehr gefräßig und zahlreich sind, so verursachen sie grossen Schaden; ausserdem sind auch ihre Federn schlecht, ihr Geschrey unangenehm, ihr Fleisch wird nicht geachtet, und einige Leute glauben, daß es zur fallenden Sucht geneigt mache; sie können mit einem Worte mit den Leuten verglichen werden, die man überall findet, und mit denen man beständig zu thun hat. Sie sind schlau, wenig furchtsam, schwer zu betrügen, erkennen leicht die Fallstricke, die ihnen gelegt werden, und man kann sie nicht leicht fangen; sie sind sehr geil und machen drey Bruten. Wenn man ihr Nest zerstöret, so bauen sie in vier und zwanzig Stunden wieder ein anders. Wenn man ihre Eyer wegnimmt, deren gemeiniglich fünf oder sechs sind, so legen sie nach acht oder zehn Tagen wieder neue.

Ihre vorzügliche Nahrung ist unser bestes Getraide, und man darf des Jahrs auf einen jeden ohngefähr acht oder neun Pfunde rechnen; sie folgen dem Landmann zur Saatzeit, dem Schnitter in der Ernde, dem Drescher in den Scheunen, der Landwirthin, wenn sie ihr Hausgeflügel füttert; sie suchen ihre Nahrung in den Taubenhäusern, auch sogar in

dem

dem Kropfe der jungen Tauben, die sie aufreissen und die Körner heraus nehmen. Sie fressen auch die uns so nüzlichen Bienen, und sind überhaupt so schädlich, daß die Bauern in verschiedenen Gegenden Teutschlands iährlich eine gewisse Anzahl Spazenköpfe liefern müssen.

Die Männchen schlagen sich zuweilen um die Weibchen; und der Streit ist so heftig, daß sie oft auf die Erde fallen. Wenige Vögel sind so frech, wie diese; man hat sie wohl zwanzigmal nacheinander sich vermischen gesehen, allezeit mit eben der Brunst und mit eben den Ausdrücken der Liebe; und das sonderbarste dabey ist, daß das Weibchen am ersten ungedultig über ein Spiel zu werden scheint, wovon es weniger ermüdet werden muß, als das Männchen, das ihm aber vielleicht deswegen mißfällt, weil das Männchen ohne Zärtlichkeit muthwillig zu seyn scheinet.

Diese Vögel nisten unter den Dächern, in den Löchern der Mauern, in irrdenen Töpfen, die ihnen gesezt werden; wenn sie auf den Bäumen nisten, so bauen sie einen kleinen Hut zur Bedeckung des Nestes, damit das Regenwasser nicht hineindringen kann, und lassen eine Oefnung, um unter dieser Bedachung in das Nest zu kommen. Es giebt aber noch trägere Spazen, die aber auch verwegener sind, als die andern, welche sich nicht die Mühe geben, ein Nest zu bauen. Sie jagen die jungen Tauben aus ihren Nestern und sezen sich darinnen feste, zuweilen iagen sie auch die Hausschwalben aus ihrem Neste, und eignen sich dasselbige zu.

Der Baum- oder Feldsperling, den die Pariser Friquet nennen, ist der kleinste unter allen Sperlingen. Er hat einen kurzen und schwarzen Schnabel, die Füsse, die Beine und den Kopf, wie der gemeine Sperling; er nistet in den ausgehohlten Bäumen in den Gärten; und im Winter findet man ihn zuweilen in den Löchern der Bäume todt: sein Geschrey ist von dem Geschrey des gemeinen Sperlings unterschieden; und wenn er zahm gemacht ist, so paart er sich und heckt mit der CanarienSie Junge. Der Bergsperling hat die Grösse der gemeinen Sperlinge; der oberste Theil seines Kopfes ist röthlich gelb; der Italiänische oder Bolognesische Sperling ist gelb und weiß, und sezt sich auf die Kirschbäume; der Illyrische Sperling ist gelb und weiß, und auf dem Rücken roth. Man kennt auch einen rothköpfigen Sperling; der Pensylvanische Sperling hat eine weisse Kehle, schwarzen Schnabel und fleischfarbige Füsse; u. s. w. **Morolla** redet mit Verwunderung von einer Gattung kleiner Sperlinge, die **Cavazzi** beschrieben, und die man in den Königreichen Angola und Congo findet: die Farbe ist dunkelblau; der Vogel fängt seinen natürlichen Gesang mit Anbruch des Tages an, und läßt, wie man sagt, sehr deutlich den Namen Jesu Christ hören.

So schädlich der Sperling dem Menschen ist, wegen seiner Gefreßigkeit, eben so verhaßt ist die grosse Spirschwalbe (die größte unter allen Arten von Schwalben, von welcher wir schon geredet haben) den kleinen Vögeln. Man sieht diesen Vogel in der

Grösse

Grösse eines Staars um die Nester herum fliegen, und im Flug einen gierigen Blick darauf werfen. Der Vater und die Mutter entfernen sie durch ein Geschrey und verfolgen sie sogar; aber in ihrer Abwesenheit geht die Spirschwalbe in das Nest, zerbricht die Eyer, frißt sie, und tödtet zuweilen die eben ausgeschloffenen Jungen, und verwüstet die ganze kleine Oekonomie.

Der Grünling oder Grünfink ist ein kleiner Vogel mit dickem Schnabel von dem Geschlecht der Sperlinge. Der gemeine Grünling (Woniz) ist der Chloris des Aristoteles, und hat eine grüne Farbe, die in das Gelbe fällt, eine gelbe Kehle, blassen Bauch, den Vordertheil des Kopfs gelb, mit einer schwarzen Linie zu beeden Seiten; aber die Rückenfedern gleichen den Federn des Hänflings; der Bürzel ist falb; er hat die Flügel und auch die Grösse der Haubenlerche; und die zwo Endfedern des Schwanzes sind weiß. Es giebt noch einen etwas kleinern Grünling, der nicht so gelb ist, ausser am Bauche; übrigens ist er, nach dem Belon, mit dem vorhergehenden vollkommen von einerley Art.

Der Ammer, (Fettammer, Gärtner), ist ein wenig größer, als die Lerche, hat auch ihre Farbe, aber auf dem Schnabel einen Auswuchs, der sehr deutlich in die Augen fällt: er lebt vorzüglich vom Hirsen; sein Fleisch hat einen vortreflichen Geschmack, ist zart, erquickend und stärkend; eine mittelmäßige Hize ist hinlänglich, ihn in kurzer Zeit zu kochen; sein Fett soll erweichend, auflösend und lindernd seyn.

Diesen Vogel findet man in den warmen Ländern von der Mitte des Aprils bis zu Anfang des Septembers: sein Geschrey ist zi, zi, daher die Benennung Embriz. Die Ortolane vom Cap und von Luisiana haben die schönen Farben der Morgenröthe. Es ist auch ein ganz weisser, schwarzer und gelber Ortolan bekannt. Brisson sezt den Ammer unter den Emmerling, welches ein kleiner Vogel ist, mit vier Zehen, drey vorn und eine hinten, und mit einem spizigen und kegelförmigen Schnabel. Der gemeine Emmerling baut sein Nest an die Erde; das Männchen ist gelber als das Weibchen; der Canadische Emmerling ist zuweilen ganz blau, der Brasilianische gelblich; der aus St. Domingo olivengrünlich, aber der Surinamische grau und roth gefleckt.

Der Indianische Schwanzsperling, oder der längstgeschwänzte Sperling, ist ein kleiner in Africa sehr gemeiner Vogel, von der Größe eines Sperlings, durch einen schönen schwarzen Schwanz merkwürdig, der mit zwey langen Federn gezieret ist, die alle Halbjahr ausfallen und wieder wachsen sollen. Die Kehle und der Unterleib sind sammetschwarz, bey einigen Individuen mit röthlichen Flecken untermischt: er ändert seine Decke nach der Jahrszeit, und im Winter verliert er die zwey langen Federn des Schwanzes, die ihm ein besonders Ansehen geben. Der langgeschwänzte Sperling aus Angola hat einen langen Schwanz, röthliche Füsse, die Federdecke schwarz, braun und weiß gefleckt.

An den Ufern des Senegals findet man den Vogel Kurbatos von der Grösse eines Sperlings, der durch die abwechselnden Farben seiner Federn merkwürdig ist, wie auch durch seinen starken und spizigen Schnabel, der inwendig gezähnt ist, wie eine Säge, und länger ist, als der ganze Körper. Er schwebt in der Luft und auf der Oberfläche des Wassers mit solcher Behendigkeit im Gleichgewichte, daß er die Augen blendet. Sein Nest ist länglich und graulich, und er baut es von trockener Erde, mit Moos, Stroh und Federn vermischt, alles so fest untereinander verbunden, daß der Regen nicht hinein dringen kann. Diese hängenden Nester sind so feste, daß sie nicht zerbrechen, wenn sie auch von dem Winde getrieben aneinander stossen: iedermann würde sie in einiger Entfernung für Baumfrüchte halten. Diese Nester haben nur eine kleine Oefnung gegen Westen, um den Regen abzuhalten: auf diese Weise sind die Kurbatos in ihren Nestern gegen die Affen, die ihre Feinde sind, in Sicherheit, welche sich nicht auf so schwache und gebrechliche Aeste wagen; ausserdem sind auch die Blätter an dergleichen Bäumen dornig, und machen den Zugang zu diesen Nestern noch beschwerlicher. Doch hat man Beyspiele, daß die Affen oft an dem andern Ende der Aeste Wache halten; und wenn die Vögel schon angefangen haben, das Nest zu bauen, so schütteln sie aus Bosheit den Ast, bringen das Nest in Bewegung, und machen es durch einen Stoß vom Aste los, daß es in das Wasser oder auf die Erde fällt. Man hat ferner bemerkt, daß die

Schlan-

Schlangen, welche auch auf die Bäume kriechen, wenn diese Nester nicht an sehr langen Bändern oder Fäden hiengen, durch ihren schleichenden Gang das Ende des Astes erreichten, sich senkrecht an ihren Schwanz hiengen, den Kopf in das Nest steckten und es plünderten. Der Japu hängt sein Nest auch an die Spitze der kleinen Baumäste, giebt ihm die Gestalt einer Kürbisflasche, die oben enge ist, und verfertigt es aus dürrem Grase, kurzen Schweins- und langen Pferdehaaren. Dieser brasilianische Vogel hat die Gestalt der Drossel; seine Augen sind blau, der Schnabel citrongelb, die Beine, die Füsse und die Federdecke schwarz, mit einem gelben Flecken auf iedem Flügel.

Die Lerche ist ein sehr bekannter Vogel, von dem die Ornithologisten verschiedene Arten zehlen. Die fetten Lerchen sind eine delicate Speise; doch verursachen sie zuweilen den Personen, welche dergleichen gegessen haben, Magencolic; aber dieser Schmerz scheint nur von den kleinen sehr subtilen Beinen zu entstehen, die sie mit verschluckt haben, und welche die Magenfalten verlezen. Man kennet Haubenlerchen, weisse Lerchen und in England findet man schwarze.

Der Distelfink oder Stiegliz ist so wohl wegen seiner schönen Farben, als auch wegen seines Gesangs sehr beliebt. An dem Vorgebürge der guten Hofnung giebt es einen sehr artigen Distelfinken, der im Sommer graulich, und im Winter schwarz mit Incarnat vermischt ist. Das Männchen und Weibchen

lieben

lieben einander sehr zärtlich, und trennen sich nicht voneinander. Sie machen ein Nest von Baumwolle, das sie in zwo Kammern abtheilen, das Weibchen nimmt die untere Abtheilung des Nestes ein, und das Männchen die obere. Es giebt auch Distelvögel mit weissem Kopfe, mit buntem Kopfe, mit schwarzem Kopfe. Andere sind ganz schwarz, oder ganz weiß, oder gelblich. Der Distelfink hat viele Aehnlichkeit mit einem Zeisig, dessen Schwanz, Flügel und Kopf schwarz seyn müssen.

So sehr die Lerche wegen der Leichtigkeit und Stärke ihres Gesangs gesucht wird, so sehr übertrift sie die gemeine Nachtigall durch ihre angenehme Stimme, durch die Abwechslung ihrer melodischen Töne, durch ihre Trillschläge, und durch ihr Gezwitscher. Das Weibchen singt nicht, aber es giebt keinen so eifersüchtigen Vogel; er liebt seine Gesellschafterin ausserordentlich, für welche er die Sorgfalt eines Liebhabers und die Gefälligkeit eines getreuen Ehemanns hat. Diese Vögel legen in warmen Ländern viermal, aber in unsern Gegenden machen sie gewöhnlich nur zwo Bruten; zu einer ieden Brut legen sie vier oder fünf Eyer, die bronzefarbig sind; und aus diesen Eyern kommen, wie beynahe unter allen Vögeln, mehr Männchen, als Weibchen; man versichert, daß es auch weisse Nachtigallen gebe, und daß sich die gemeine Nachtigall mit dem Weibchen der Mauernachtigall paare; wenn dieser Vogel fett ist, so ist sein Fleisch eben so gut, wie das Fleisch des Fettammers. Man weiß

nicht,

nicht, wohin sich diese Vögel im Winter begeben, aber die Reisenden versichern, daß man in Africa niemals eine zu sehen bekommt.

Dieser Vogel hält sich gerne in einsamen und stillen Orten, absonderlich in denen, wo sich ein Wiederschall zeigt. Er unterbricht seinen Gesang durch Tact und Pausen, um sich selbst zu hören und einigermassen vermittelst des Wiederschalls umher zu antworten. Man sollte glauben, sagt Pluche, er wisse den Werth seiner Talente. Er vergnügt sich mit Singen, wenn alle andere Vögel schweigen. Nichts ermuntert ihn mehr, als einsame Orte, die Stille der Nacht und die Ruhe der Natur; dann sezt und singt er seine Töne, dann wechselt er mit seinen Modulationen ab, und seine biegsame Kehle führet alles aus. Er geht vom ernsthaften zum läppischen; von dem einfachen und leichten Gesang zum sonderbarsten Gezwitscher; von dem leichtesten zitternden und rollenden Gesang zu zärtlichen, schmachtenden und kläglichen Seufzern, die er gleich wieder verläßt und seine natürliche Munterkeit wieder annimmt; er macht vortrefliche Cadenzen, durchdringende Töne, die voll Geschmack, Feinheit und Ausdruck sind; deswegen hat ihn Plinius mit Recht den Sänger der Natur genennet. Dieser liebenswürdige Tonkünstler läßt seine schönsten Gesänge zu der Zeit hören, wenn sein Weibchen brütet; dann singt er noch einmal so lange, und er strengt, um seine Töne sehr lautschallend zu machen, alle Kräfte seiner Organen an. Wenn er seinen natürlichen Gesang ganz hören läßt,

so

so hat der Anfang und das Ende sechzehn verschiedene Töne, mit aufeinander folgenden Abwechslungen, und mit Zwischennoten, die so richtig gewählt sind, daß die Abwechslung das Ohr ergözet.

Der Fliegenstecher (die Mauernachtigall) ist nicht so berühmt durch ihren Gesang, wie die vorhergehende, und nährt sich von allerley Insecten. Albin hält diesen Vogel für einen Rothschwanz, wovon verschiedene Gattungen bekannt sind: Der grosse Rothschwanz ist die Steinamsel; der Blutfink ist auch eine Art von Rothschwanz. Es ist auch ein schwarzer Rothschwanz bekannt, dessen Federdecke, einige rothe Federn am Bauche ausgenommen, ganz schwarz ist; es giebt auch noch andere Rothschwänze; der aus Bengalen, der aus America, der aus China u. s. w. Aber wir kommen wieder auf den Fliegenstecher: der Schnabel und die Beine sind schwarz, die Federdecke ist dunkel und schwarz gefleckt, der Bürzel, die Brust und die Seiten unter den Flügeln sind roth; der untere Theil des Bauches und die Stirn sind weiß gezeichnet, die Backen, unter den Augen, und die Kehle sind schwarz. Der Fliegenstecher von Gibraltar hat eine weisse Platte. Dieser Vogel ist sehr wild und grausam: wenn iemand seine Eyer berührt, so verläßt er sie auf immer; wenn man eines von seinen Jungen berührt, so läßt er es verhungern, oder wirft es aus dem Neste. Das Fleisch dieser Vögel soll gut wider die fallende Sucht seyn.

Der Grünfink wird auch wegen seines Gesangs sehr geachtet: man lehrt ihn reden und ganze Arien

pfei-

pfeifen, er ist zu bekannt, als daß er einer genauen Beschreibung bedürfte. In Hungarn giebt es sehr viele dergleichen Vögel; sie kommen alle drey Jahre in grosser Menge nach Italien, nach Provence und in die warmen Länder; sie kommen in Haufen und sind nicht so wild wie der Distelfink; sie singen sehr angenehm und werden leicht zahm. Man muß ihn nicht mit dem Zeisig verwechseln, den die Franzosen, ohne Zweifel wegen seines gedehnten Gesangs, Tarin nennen. Diese leztern sind in Teutschland sehr gemein, und kleiner als der Grünfink, von dem sie sich ausserdem noch unterscheiden, 1) durch den Hals, der aschfarbig ist, 2) durch den Bauch, der ganz grün ist, 3) durch den Schwanz, der ein wenig gespalten ist, 4) durch einige Flecken an den beeden Seiten. Belon sagt, der Zeisig habe im Gesang die zweyte Stelle nach dem Grünfinken. Er nährt sich vom Distel, und andern Pflanzensamen; zahm wird er mit Hanf gefüttert. Es sind verschiedene Arten davon bekannt; die einen sind ganz schwarz, die andern ganz grün: der Mexicanische hält sich gern im Schilfe auf.

Der Canarienvogel oder Canariensperling hat seinen Namen von der Insel, aus welcher er nach Europa gebracht worden ist, und ist in unsern Climaten ein Hausvogel. Er hat die Gabe den Damen und absonderlich den Jungfrauen zu gefallen, die sich in Frankreich mit seiner Erziehung ein Vergnügen machen: bald lehren sie ihn einige zärtliche Worte; bald machen sie seine Kehle mit Hülfe eines kleinen

musi-

musicalischen Instrumentes biegsamer. Man hört einen Canarienvogel mit Vergnügen, der blos die Natur zur Lehrmeisterin hatte; aber mit noch mehr Vergnügen hört man den abgemessenen Gesang desjenigen, der eine gute Erziehung hatte. Dann pfeift er verschiedene Arien nach der Flöte, mit Geschmack und Ausdruck, und ohne sie zu verwirren. Er ist nicht undankbar, nicht unempfindlich gegen die Güte seiner Gebieterin, sondern bezeigt sich erkenntlich; früh scheinet er sein Futter hüpfend, flatternd und pickend von ihr zu verlangen, indem er mit den Flügeln schlägt, und aus allen Kräften singt.

Diese Vögel sind in den Canarischen Inseln beynahe so dunkelfarbig, wie der Hänfling, und singen angenehmer, als die in Frankreich erzogen werden. Ihre Farbe ist iedermann bekannt, und man schäzet die, welche einen schmalen Körper und einen langen, etwas getheilten Schwanz haben. Man füttert sie mit Hanf- und Rübsamen; wenn man aber ihr Futter verändert, so werden sie leicht krank. Das Vogelkraut erfrischt und erhält sie gesund.

Die Canarienvögel paaren sich mit den Distelfinken, und die Jungen pflanzen sich fort, wie Sprengel versichert. Die Canariensperlinge aus der Insel Elva entspringen auch von den Canarischen; die in Teutschland gezogenen übertreffen sie an Schönheit und Gesang. Der Sperling aus Jamaica ist abwechselnd gelb, braun und aschgrau; man findet einen in der Insel Cayenne, dessen Gesang nichts angeneh-

mes hat; aber er ist merkwürdig durch seine schöne Violetfarbe, die in die Farbe des Amethysts fällt: die nechsten Federn am Kopfe sind goldgelb.

Der Hänfling ist ein kleiner Vogel, nemlich von der Grösse eines Sperlings; seine Brust ist weiß, der Bauch gegen den Bürzel zu gelblich. Der Obertheil der Kehle ist schön roth, der Obertheil des Kopfes schwarzgrau, der Rücken schwarz und roth vermischt, die Einfassung der Federn roth, die grossen Flügelfedern schwärzlich, aber an den Seiten und Spizen weißlich, so wie auch der Schwanz; die Füsse sind dunkelbraun. Seine gewöhnliche Nahrung ist Hanf, oder Leinsamen. Der Gesang dieses Vogels ist vortreflich, und er lernet leicht Arien, die ihm auf dem Flageolet vorgespielt werden. Im Bauer füttert man ihn mit Hanf, Leinsamen, Hirsen, Rübensamen, Brod, Vogelkraut.

Der rothe Hänfling hat oben am Kopf und an der Brust röthliche Federn, und ist kleiner als der vorhergehende. Im Bauer verliert er seine schönen Farben; und wenn seine Jungen darin erzogen sind, so werden sie niemals roth. Die Schriftsteller der Naturgeschichte gedenken noch eines kleinern rothen Hänflings, von dem so wol das Männchen als das Weibchen oben am Kopfe roth ist. Diese lezte Gattung fliegt in Hauffen, welches die andern nicht thun. Der untere Theil der Kehle und der obere Theil des Kopfes sind sehr schön roth. Der Berghänfling hat einen rothen Bürzel, langen Schwanz

und

und ist noch einmal so groß als der vorhergehende. Der Hänfling von Straßburg hat die Grösse des gemeinen Hänflings; aber er hat einen getheilten Schwanz, gefleckte Federn und röthliche Füsse. Man findet eine Art in Angola, deren Schnabel braun, die Farbe verschieden, und Füsse und Klauen gelb sind. Die Hänflinge machen durch ihren vortreflichen Gesang die Felder und die Einsamkeit angenehm. In Brühen oder als Speise genossen, werden sie für ein Mittel wider die Epilepsie gehalten.

Es giebt noch andere Arten von Vögeln, die aber weniger wichtig sind, als die, welche wir beschrieben haben. Es giebt verschiedene Arten Meisen, die auch von verschiedener Grösse sind. Aldrovandus sagt, daß man ihnen Talch geben müsse, damit sie angenehmer singen. Wenn der Hanfsamen, womit sie gewöhnlich gefüttert werden, nicht zerquetscht wird, so werden sie, wie man sagt, wegen des heftigen Pickens, blind.

Von Finken giebt es sehr viele Arten; der Fink mit schwarzen Flügeln und Schwanze, der braune Fink, der weisse Fink, der Fink mit einem Kragen, der Haubenfink, der Schneefink, der kleine rothe Fink, u. s. w. Kolb redet von einem Finken auf dem Cap, dessen Federn im Winter alle aschfarbig sind; aber im Sommer fallen sie aus, so daß in dieser Jahrszeit der Hals und der Rücken schön dunkelroth, aber der Kopf, die Flügel, der Schwanz und der Bauch schwarz sind. Er baut sein Nest von

Baumsprossen, oder von Blättern, die er mit Baumwolle verbindet. Es hat nur einen Eingang, aber zwo Abtheilungen; das Männchen hat seinen Aufenthalt oben und das Weibchen unten. Man redet auch von einem Indianischen Kragenfinken, von dem krausen Finken aus Angola, und von vielen andern.

Der Petrel oder Petervogel, den die Franzosen Seefink nennen, gehört unter die Sturmvögel, und es giebt deren verschiedene Arten: einer hat zwölf Zolle mit ausgebreiteten Flügeln, die Länge seines Körpers ist sechs Zolle, der Schnabel ist schwarz, der obere Theil des Kopfes und des Rückens schwärzlichbraun, der Bauch und die Flügel, welche über einen Zoll länger sind, als der Schwanz, sind hellfarbig; an dem Bürzel hat er einen grossen weissen Fleck, und die Länge seines Schwanzes beträgt ohngefähr anderthalb Zolle; seine Füsse sind braun und die Zehen verbunden. In einem Sturm halten sich diese Vögel an das Steuerruder der Schiffe, bis der Sturm vorüber ist, zuweilen fliegen sie auch; ein andermal laufen sie mit ausserordentlicher Behendigkeit über die Wellen hin. Der graue, der bunte Petervogel, u. dergl. sind nicht von einerley Grösse; diese Vögel nisten in die Klippen.

Das Rothkehlchen hat seinen Namen von der rothgelben Kehle; sein Rücken ist aschgrau; und es wird leicht zahm. Im Winter besucht es die Gärten und die Häuser; aber bey der Ankunft der schönen Jahrszeit zieht es sich in die Wälder zurück.

Die

Die Grasmücke ist sehr bekannt durch ihren melodischen Gesang, und es giebt deren verschiedene Arten. Die braune, rothe, falbe, schwarzköpfigte, bunte Grasmücke, u. s. w. Die schwarz und weisse Grasmücke ist eine Spielart von der schwarzen. Diese Vögel nähren sich von Würmern und Fliegen, und sind gerne an wasserreichen Orten; ihr Fleisch ist gut zu essen und wird für eröfnend gehalten; die Grasmücken mit schwarzem Kopfe hat man vorzüglich gerne im Bauer. Im Winter müssen sie warm gehalten werden. Die Jungen werden, wenn sie vor sechs Tagen geschloffen sind, mit einem Brey von zerquetschtem Hanf, gehacktem Petersil und sehr wohl geweichten Brodkrümchen gefüttert; man darf keine Luft in den Bauer lassen, als durch den Eingang.

Von den Zaunkönigen giebt es verschiedene Arten; der gemeine Zaunkönig wiegt ohngefähr drey Drachmen. Er hält sich alleine in den Hecken, Gräben und Mauern auf; doch duldet ein Männchen leichter ein Weibchen in Gesellschaft, als ein anders Männchen, mit dem es einen hartnäckigen Streit anfängt, der sich nur durch die Flucht des besiegten endigt. Sein Fleisch soll den Urin stark treiben. Der gekrönte Zaunkönig hat auf dem Kopf einen goldgelben Federbusch, mit Safranfarbe untermischt, der aber verschwindet, wenn er seine Stirn runzelt. Der nicht gekrönte Zaunkönig ist kleiner als der gemeine, aber grösser als der vorhergehende, er hält sich in einsamen Orten auf hohen Eichen auf. Die Federn am Obertheil des Körpers sind bey den Männ-

chen dunkelgrün, bey den Weibchen etwas brauner, der Unterleib ist weißlich; ihr Gesang gleicht dem Geschwirre der Heuschrecken. In Pensylvanien giebt es auch einen gekrönten Zaunkönig.

Die Fledermäuse scheinen eine Mittelgattung zwischen den Vögeln und vierfüßigen Thieren zu seyn; sie haben einige Aehnlichkeit mit den Spizmäusen, weil sie, wie diese, mit Haren bedeckt sind; aber sie haben lange Ohren, welche bey einigen Arten doppelt sind. Man kennt Fledermäuse, deren Nase kaum sichtbar ist, und deren Augen nahe an dem Gehörgang tief im Kopfe liegen; bey andern sind die Ohren so lang als der Körper, oder vielmehr ihr Gesicht ist gekrümmt nach Art eines Hufeisens, und die Nase ist mit einem Kamm bedeckt. Wegen dieser sonderbaren Gestalt der Köpfe hat Herr Daubenton diese leztern Arten von Fledermäusen, die grosse und kleine Hufeisennase und den Langohr genennet; diese Thiere haben sehr kleine Augen, das Maul ist bis an die Ohren gespalten, die Kiefer mit sehr scharfen Zähnen bewafnet, und am Hintertheil zwey kleine Füsse; aber die zween Vorderfüsse sind eine Flughaut oder beflügelte Tazen, woran man nur an dem Daumen eine kurze Klaue bemerkt, mit welcher sich das Thier anklettert; nicht alle Fledermäuse haben einen Schwanz, und ihre Flügel sind nur Häute, die sie nach Belieben ausdehnen, und in der Luft nach einer krummen und schlangenförmigen Richtung herum flattern, um die Nachtschmetterlinge und Fliegen zu erhaschen, die ihre Nahrung sind.

Die Fledermäuse haben vieles mit den vierfüßigen Thieren gemein: die Lunge, das Herz, die Zeugungsglieder, und alle Eingeweide gleichen den Eingeweiden der vierfüßigen Thiere; aber ihre Ruthe ist herabhängend, wie bey den Menschen und Affen. Die Fledermäuse werfen lebendige Junge; die Weibchen haben zwey Brüste, an welche sich die Jungen sogleich hängen; sie haben gemeiniglich nur zwey Jungen, die sie säugen, und auch im Fluge mit sich fortnehmen. Diese Thiere vermischen sich und werfen im Sommer, den Winter über sind sie erstarrt: man findet einige in Löchern; andere hängen in Gewölbern und Mauern mit niederwärts gesenktem Kopfe. Die Fledermäuse sind fleischfressende Thiere, und verzehren das Fleisch gesotten oder roh, frisch oder faul.

In manchen Ländern sieht man Fledermäuse von ungeheuerer Grösse; und vielleicht sind die Thiere, die man fliegende Kazen und fliegende Hunde genennet hat, nichts anders, als Fledermäuse, deren Maul mit starken Zähnen bewafnet ist. Vielleicht sind auch die wahren fliegenden Hunde nichts anders, als fliegende Eichhörner mit langem Schwanze, die Herr Wosmaer beschrieben hat. Es giebt Arten, die dem mittägigen Asien und Africa, und andere, die America eigen sind. In dem mittägigen Asien und Africa findet man den grossen und kleinen Blutsauger, oder fliegenden Hund. Die grosse Art hat braunrothe Haare,

neun Zolle von der Spize der Schnauze, bis an das Ende des Körpers, und drey Fuß mit ausgebreiteten Flügeln; sie hat die Dicke eines Raben, und ihr Fleisch wird in China geachtet. Die kleine Art ist ohngefähr nur sechsthalb Zolle lang, und klaftert nur zwey Fuß; ihr Haar ist graubraun, und an ihrem Halse bemerkt man einen halben roth und gelb gemischten Kragen. Diese beede Arten findet man auf den Inseln Bourbon, Madagascar, Ternate, auf den Philippinen und in dem Indischen Archipelagus. Aber in America findet man eine andere sehr gefährliche Art, die Herr von Buffon Vampir nennet. Diese Fledermaus saugt Menschen und Thieren im Schlafe das Blut aus: sie ist kleiner als die vorige, und hat ein scheußliches Ansehen; der Kopf ist ungestalt, mit zwey grossen gerade in die Höhe gerichteten und sehr weit offenen Ohren versehen; die Nase hat die Gestalt eines Trichters, und oben darauf eine Membrane in Form eines zugespizten Kammes. Wahrscheinlich machen diese Thiere blos mit der Zunge sehr feine Oefnungen in der Haut, um das Blut auszusaugen, und öfnen die Adern, ohne einen lebhaften Schmerzen zu verursachen, und das schlafende Thier aufzuwecken. Man kann sich vorstellen, daß ihre Zunge mit kleinen rauhen Warzen versehen ist, die so fein und spizig sind, daß sie in die Zwischenräumchen der Haut eine und so weit vordringen können, um das Blut mit der Zunge in sich zu saugen. So saugen diese Fledermäuse den schlafenden Thieren und Menschen das Blut dermassen aus, daß sie schwach

werden und wol gar sterben; denn wenn die Adern geöfnet sind, so lauft das Blut, ohne daß es der Schlafende merket. Man weiß nicht, ob die fliegenden Hunde auch das Blut aussaugen; das ist gewiß, daß sie das Hausgeflügel und die kleinen Thiere tödten; sie fallen sogar die Menschen an, und beissen ihnen oft beschwerliche Wunden im Gesichte.

Die Lanzen- oder Speernase hat ihren Namen daher, weil sie an der Schnauze eine Membrane hat, die einem Lanzen- oder Speereisen ähnlich ist; sie ist in America bekannt, und hat im untern Kiefer nur vier Schneidezähne: da die Fledermäuse sechs haben. Eine andere, die Kleeblatnase, findet man in Senegal, deren Membrane an der Schnauze einem Kleeblat gleichet. An dem Amazonenfluß findet man ungeheuere Fledermäuse, die in grossen Haufen miteinander fliegen, und sich mit Anbruch des Tages an einem Baum hängen, und zwar eine an die andere, wie ein Bienenschwarm; sie saugen den Pferden und Mauleseln das Blut aus, und haben das Hornvieh getödtet, welches die Mißionäre dahin gebracht hatten, und welches schon anfieng sich fortzupflanzen. In der Insel France findet man einige, welche bey Tage fliegen, wie die meisten Vögel; es giebt auch einige, welche beynahe vier Fuß klaftern, und sich mit ihren Füssen an den Baumästen mit unter sich hängendem Kopfe fest halten; und da ihre Flügel mit vielen Krallen versehen sind, so fallen sie nicht leicht, wenn sie auch einen Schlag bekommen. Wenn man sie in einer Entfernung hängend und in ihre Flügel gehüllt

betrachtet, so sollte man sie eher für Früchte als für Vögel halten *).

Herr

*) Wenn wir einem neuern Reisebeschreiber glauben, so findet man auf der Insel Bourbon sehr viele grosse und kleine fliegende Hunde, welche Abends haufenweise herum flattern, wie die Raben; ihr Fleisch ist wie Hasenfleisch, und hat auch denselben Geschmack. Das Geschrey eines solchen Thieres hat nichts entsezliches, und es beißt nicht eher, als wenn es sich vertheidigt. In Malabar fliegen diese Thiere am hellen Tage; man sieht sie auch zuweilen einzeln fliegen, aber nicht in Haufen, wenn die Sonne über dem Horizont ist. „Diejenigen, welche gesagt haben, daß man auf der Insel Bourbon eine sehr grosse Menge Fledermäuse siehet, die sich aneinander hängen, haben eine grosse Thorheit behauptet." Diese Fledermäuse leben in Gesellschaft in grossen ausgehohlten Bäumen, zuweilen vier hundert an der Zahl, kommen des Abends zum Vorschein, und verkriechen sich mit Anbruch des Tages wieder. Ehedessen waren sie auf der Insel Bourbon gemeiner, als sie iezt sind; weil man viele Wälder ausgeräutet hat, und weil sie beständig zur Speise geiagt werden. Die Alten werden graulich, und sind sehr hart, absonderlich die Männchen, die alsdann einen so starken Geruch haben, daß sie nur die Negern essen können; dann ist nichts an ihnen gut, als das Fett: diese Thiere essen Früchte; wenn sie einmal auf die Erde kommen, so können sie sich nicht eher wieder erheben, bis sie an etwas in die Höhe klettern, und sollte es auch ein Mensch seyn, auf den sie stossen. Sie fliegen genau an der Oberfläche des Wassers weg, um sich zu baden, und sind, wie überhaupt

Herr Pallas redet von einer Fledermaus, welche er die großköpfige nennet, und die man in den Molukkischen Inseln findet, und die von allen denen, welche Herr von Buffon in seiner Naturgeschichte beschrieben hat, unterschieden ist; sie hat nach Verhältniß ihres Körpers einen weit grössern Kopf, als andere Fledermäuse, und ihr Hals ist auch weniger mit Haaren bedeckt. Diese Fledermaus, sagt Herr Pallas weiter, ist von allen andern durch die Zähne unterschieden, die mehr gemacht zu seyn scheinen, um Früchte zu benagen, als um eine Beute zu zerreissen; die Hundszähne in dem obern Kiefer sind durch zwey kleine Zähne von einander abgesondert; und in dem untern Kiefer fehlen die Vorderzähne ganz, und die zween Hundszähne in diesem Kiefer sind wie die Schneidezähne der Spizmäuse.

Dieser Gelehrte redet noch von einer Fledermaus, die er Spiznase nennet, und in Surinam bekannt ist: sie gehört unter diejenigen, die ein Blat

auf

---

alle Vögel, sehr reinlich. Wenn sie bey Tag auf einem Baume sizen, so hängen sie den Kopf unter sich, und legen die Flügel sehr genau am Leibe zusammen. Ihr Fleisch ist gesund; und darüber wird sich niemand wundern, der da weiß, daß diese Thiere nur von reifen Früchten, von Säften und Blumen, und vielleicht auch vom ausgetrettenen Baumharz leben, welches man aus einer Stelle des Herodots schliessen kann; aber Herr de la Nux sagt, daß er sie nicht so genau beobachtet habe, um die Sache als eine Wahrheit angeben zu können.

auf der Nase, und eine andere und dünnere Schnauze haben, als die andern; sie hat auch mehr Zähne, und eine sonderbare Zunge, sowol wegen ihres Baues, als auch wegen ihrer Länge: das Männchen und Weibchen scheinen durch nichts, als durch die Zeugungsglieder voneinander unterschieden zu seyn; der Schwanz fehlt ihnen gänzlich.

Die Fledermäuse haben viele Aehnlichkeit mit den Vögeln durch ihren Flug, durch ihre Flügel, durch die Stärke ihrer Brustmuskeln; aber die Aehnlichkeit mit den vierfüßigen Thieren haben sie durch die Lunge, das Herz und die übrigen Eingeweide, so daß sie das Mittel zwischen den Vögeln und vierfüßigen Thieren, wovon wir sogleich reden werden, zu halten scheinen.

Einleitung über die vierfüßigen Thiere.

Die vierfüßigen Thiere, die nur wenige Junge hervorbringen, müssen, ehe sie zur Zeugung tüchtig sind, ihr ganzes oder zum wenigsten den größten Theil ihres Wachsthums bekommen; da inzwischen die Thiere, die sich sehr vervielfältigen, zur Zeugung tüchtig sind, ehe sie den dritten Theil oder die Hälfte ihres Wachsthums erlangt haben. Der Widder, der Bock, der Esel, der Ochs, sind untüchtig zur Zeugung, bis sie den größten Theil ihres Wachsthums erreicht haben; so verhält sichs auch mit den Tauben und den Vögeln, die nur wenige Eyer legen; aber die Hühner, die Fische u. d. g. die viele Eyer hervorbringen, zeugen weit eher. Ein Hahn kann in einem Alter von drey Monathen zur Zeugung tüchtig seyn, und hat alsdann erst den dritten Theil seines Wachsthums erreicht; ein Fisch, der nach zwanzig Jahren 25 Pfund wägen soll, zeuget gleich in dem ersten und zweyten Jahre; und wieget alsdann vielleicht nur ein halb Pfund. Man kann beynahe das Alter der Fische erkennen, wenn man mit einem Vergrösserungsglase die jährlichen Schichten, woraus ihre Schuppen bestehen, untersucht;

sucht; aber die Dauer ihres Lebens ist unbekannt. Herr Buffon hat in den Gräben des Schlosses von Pont, Chartrain Karpfen, die zum wenigsten volle hundert und funfzig Jahre hatten, gesehen, und die nicht weniger frisch und hurtig, als die gemeinen Karpfen waren. Was viel zum langen Leben der Fische beyträgt, ist, daß ihre Beine von weicherer Art sind, als die Beine der andern Thiere, und fast durch das Alter nicht verhärten; an den vierfüßigen Thieren hingegen, so wie auch an dem Menschen, bekommen die Beine, und alle feste Theile des Körpers, immer mehr Festigkeit und Härte; und wenn sie endlich völlig verstopft sind, hört die Bewegung des Herzens auf, und es erfolgt der Tod. Die Fische, die in einem einförmigen Element leben, und dem Ungemach und den grossen Veränderungen der Luft nicht ausgesezt sind, müssen ihre Theile nicht so leicht als die Menschen verändern; und wenn die Luftveränderungen, wie Baco in seiner Abhandlung vom Leben und Tode glaubt, die Hauptursache der Vernichtung der beseelten Körper sind, so müssen die Fische länger als andere Thiere leben.

Alle die vierfüßige mit Haaren bedeckte Thiere werden gleich lebendig geboren, und sind weniger fruchtbar, als die aus Eyern entstandene, die mit Schuppen und Schalen bedeckt sind. Könnte man nicht diese Verschiedenheit der Abnahme der Substanz durch die Ausdämpfung, die in den mit Haaren bedeckten Thieren stärker ist, als in den aus Eyern entstandenen vierfüßigen Thieren, wo die Materie der

Aus-

Ausdämpfung durch das dichte Schuppengewebe zurückgehalten wird, zuschreiben? Vermehren sich diese vierfüßigen Thiere nicht desto mehr, durch diesen Ueberfluß der Nahrung, den die Ausdünstung nicht verringern kann, und können sie nicht auch desto länger der Nahrung, als die andern entbehren? Es ist gewiß, daß die kleinen Thiere nach Proportion mehr als die großen fressen, und auch weit fruchtbarer sind. Kann man sich nicht denken, daß die kleinen Thiere, mit sehr feinen Organen und sehr zarten Gliedmassen begabt, mehr als die andern im Stande sind, dasjenige auszusuchen, was das eigentlichste in den vegetabilischen und animalischen Materien ist, woraus sie ihre Nahrung ziehen, um die Organen zu bilden? Eine Biene, die von der reinsten Substanz der Blumen lebt, bekommt gewiß, nach Proportion, weit mehrere organische Theilchen, als ein Pferd durch das grobe Gras, Heu und Stroh, die ihm zur Nahrung dienen, nicht bekommen kann; auch bringt das Pferd nur ein Junges, die Biene hingegen dreysigtausend hervor. Man hat bemerket, daß die Individuen von einerley Geschlechte einander nicht vollkommen ähnlich sind, und daß desto mehr Verschiedenheit in den Thieren angetroffen wird, ie grösser und ie öfter ihre Hervorbringung ist: so daß in den kleinen Thiergattungen die Fortpflanzung öfter und häufiger als in den grossen geschieht, und sie folglich der Veränderung mehr unterworfen sind.

Die Vögel und die fliegenden Insekten entstehen aus Eyern, wenn man einige Arten Mücken ausnimmt,

nimmt, welche andere kleine lebendige Mücken ohne Flügel zur Zeit ihrer Geburt hervorbringen; die mit Schuppen bedeckte Fische kommen alle aus Eyern; das Gewürme ohne Füsse, als die grossen und andre Schlangen sind auch Eyerthiere; und ihre Haut bestehet aus kleinen Schuppen. Die Otter bringt Eyer hervor, und die Jungen kriechen aus diesen Eyern; doch solches wird im Leibe der Mutter bewürkt; so daß sie, anstatt ihre Eyer herauszuwerfen, dieselben inwendig ausbrütet: wenn man Hn. von Maupertuis glauben darf, (academische Nachrichten vom Jahr 1727,) so findet man Eyer und zugleich schon gebildete Junge im Leibe der Salamander; so machen diese Thiere eine Ausnahm unter den vierfüßigen Eyerthieren.

In den eigentlich sogenannten vierfüßigen Thieren, geschieht die Zeugung durch eine ordentliche Begattung; aber, wie auch immer dieses geschieht, so scheint es, als ob die Geburt, durch eine neue Zeugung in dem Leibe des Thieres bereitet wird, die sich bey einigen von aussen zeiget, da sie bey andern inwendig verborgen bleibet.

Die durch Eyer entstandenen Thiere, bringen Eyer hervor, die vorher am Eyerstock befestiget sind, nach und nach grösser werden, und sich davon ablösen, um sich nachher in dem Kanal, der sie einschließt, mit dem Weissen ihren Häutchens und der Schale zu umgeben. Diese Hervorbringung ist ein unzweifelhaftes Merkmal von der Fruchtbarkeit des Weibchens;

ein Zeichen, welches immer vor derselbigen hergeht, und ohne welches die Zeugung nicht kann bewürkt werden. So giebt es auch in den Weibchen, die die Frucht lebendig hervorbringen, auf den Testikeln ein oder mehrere drüsigte Theilchen, die nach und nach unter dem Häutchen, das die Testikeln einhüllt, wachsen; diese drüsigten Theilchen werden groß, erheben sich, durchbrechen, oder treiben und heben vielmehr das Häutchen auf, welches sie mit dem Testikel gemein haben; sie begeben sich heraus; und wenn sie die ganze Form und vollkommene Reife erhalten, so wird, an ihrem äussersten äusserlichen Ende, eine kleine Spalte, oder verschiedene kleine Oefnungen, wodurch sie diesen Saamensaft fahren lassen, der hernach in die Bärmutter fällt; diese drüsichten Theilchen, wie man siehet, sind eine neue Production, oder zum wenigsten eine Entwickelung, die vor der Zeugung geschieht, und ohne welche keine statt finden würde.

In den Männchen ist auch eine Art von neuer Production, die immer vor der Zeugung hergeht; denn in den Männchen der aus Eyern entstandenen Thiere, formirt sich nach und nach eine grosse Menge fliessenden Saftes, der eine sehr ansehnliche Blase anfüllt, und manchmal formirt sich alle Jahre selbst das Saamengefäß. In den Fischen formirt sich die Milch alle Jahre von neuem, wie in dem Kalmar, oder auch aus einem trocknen und runzlichten Häutchen, wird ein dickes Häutchen mit einem häufig fliessenden Safte: bey den Vögeln schwellen die Testi-

keln ausserordentlich auf vor ihrer Frechzeit, so daß ihre Grösse ungeheuer, gegen die gewöhnliche verglichen, wird. In den Männchen der lebendig gebornen Thiere schwellen auch die Testikeln sehr stark, in den Gattungen, die eine festgesezte Zeit zur Brunst haben. In dem Ondatra und Desman schwellen die Zeugungstheile auf, und bekommen gegen die Zeit der Brunst ihre ganze Ausdehnung, und verschwinden fast ganz nach der Zeit der Brunst. Die Testikeln, die in dieser Zeit aussen und sehr vorragend waren, begeben sich in den Leib hinein, werden leer und runzlicht, daß sie nicht zu erkennen sind. Man beobachtet das nemliche an der Wasserraze, der Feldraze und dem Maulwurf. In dem Ondatra sind die Muscusgefässe von diesem Thier, unter der Form einer milchichten Feuchtigkeit, sehr groß und sehr geschwollen, und ihr Muscus ist sehr häufig zur Zeit der Brunst; aber hernach verwelken sie und verschwinden gänzlich. Ueberhaupt in allen Gattungen, ist das Zeugungsglied geschwollener und ausgedehnter, welches, ob es schon von kurzer Dauer und ausserhalb dem Leibe des Thiers ist, so muß es doch als eine neue Production, die vor der Zeugung vorher geht, angesehen werden. Vielleicht entwickeln sich, vermittelst dieser Production, die Zeugungsorganen, und erlangen das Vermögen zu würken. Die überflüßige Nahrungsmenge, die in den Insekten grösser ist, als in einer andern Gattung Thiere, wird der Form des Insektes gleich; und die Raupe verwandelt sich in einen Schmetterling: wovon die Figur

in

in Ansehung der wesentlichen Beschaffenheit mit der Raupe ihrer übereinkommt, aber in welcher die Zeugungsorgane entwickelt sind, und im Stande die organischen Theile der Nahrung überzutragen, (nemlich die Theile, die fähig sind die Organe hervorzubringen) welche die Eyer und die Individua der Gattung formiren; und diese Individua müssen nicht Schmetterlinge, sondern Raupen seyn, weil die Raupe die Nahrung genommen, und weil die organischen Theile von dieser Nahrung, der Form der Raupe gleich geworden sind, und nicht der Form des Schmetterlings, von der man sagen könnte, daß sie nur eine von der überflüßigen Nahrung zufällige Production wäre, welche vor der würklichen Production der Thiere dieser Art vorher geht.

Wenn die überflüßige Menge der organischen Nahrung nicht häufig, wie in den meisten großen Thieren ist, so schränkt sich die Zeugung zur Production auf wenigere Individua ein, und findet nur statt, wenn der Körper des Thieres völlig ausgewachsen ist; wenn sie aber in grösserer Menge vorhanden, wie in verschiedenen Arten von Vögeln, und in allen aus Eyern entstandenen Fischen, so erstreckt sich die Production auf eine grössere Anzahl Individua, und die Zeugung kann geschehen, ehe der Leib des Thieres sein völliges Wachsthum bekommen hat: wenn die Menge der organischen Nahrung noch häufiger, wie in den Insekten, ist, so entspringt sogleich daraus ein organisirter Körper, der die wesentliche und innere Beschaffenheit des Thieres behält, aber in verschie-

denen Theilen unterschieden ist, so wie der Schmetterling von der Raupe, von der er seinen Ursprung hat, und wenn sie hernach diese neue Form des Körpers, in welchem sich die Organen zur Zeugung entwickeln, hervorgebracht, so geschieht die Zeugung in kurzer Zeit, und es entsteht daraus eine ungeheure Menge Individua, die dem Thiere gleich sind, welches zuerst diese organische Nahrung, aus der ihre Körper bestehen, zubereitet hat: endlich, wenn der Ueberfluß der Nahrung noch stärker ist, und das Thier auch mit den zur Zeugung nöthigen Organen versehen, wie an den Erdflöhen oder Baumläusen, so bringt sie gleich in allen Individuen die Zeugung hervor, und einige Zeit darauf eine Umbildung oder einen organischen Körper, wie in den andern Insekten: die Baumläuse bilden sich um in Mücken; aber dieser organisirte Körper bringt nichts hervor, weil er nur das Ueberbleibsel der organischen Nahrung ist, die zur Zeugung der jungen Erdflöhe nicht angewendet worden war.

Die Aale, welche in dem von Mehl angemachten Kleister sich bilden, werden nicht, wenn man Herrn Büffon deswegen Glauben giebt, durch andre Aale hervorgebracht; iedoch zeugen sie andre lebendige Aale, und schneidet man sie mit der Spize einer Lanzette auf, so kann man die kleinen Aale aus ihrem Leibe gehen sehen. Sollte man denken, daß der Leib des Thieres eine Art von Scheide ist, die eine Menge anderer Thiere in sich hält, die vielleicht selbst nur andere dergleichen Scheiden sind, in welchen die

organische Materie die Form der Aale, je nachdem sie grösser werden, annimmt? oder ist es nicht weit wahrscheinlicher, daß die ersten Aale, die man im Kleister sieht, ihren ersten Ursprung der Entwickelung der, durch einige geflügelte, sehr kleine, in der Luft sich aufhaltende Insekten, gelegten Eyer, zu danken haben, so daß die Aale, die daraus entspringen, sich hernach in dergleichen Insekten verwandeln?

Fast alle Thiere haben zur Zeugung festgesezte Zeiten; der Frühling ist die Jahreszeit zur Begattung der Vögel, die Laichzeit der Hechte, der Barben und vieler andern Fischarten, da die Laichzeit der Karpfen und vieler andern Fische die Zeit der größten Hize des Jahres ist; die Rehe suchen sich im Monath December; die Kazen im Monath September, May, und Jenner, die Wölfe und Füchse im Jenner; die Pferde im Sommer; die Hirschen in den Monaten September und October, und fast alle Insekten im Herbst. Die lezten scheinen sich völlig durch die Zeugung zu erschöpfen, und sterben auch kurze Zeit darnach, so wie man nach einigen Tagen die Schmetterlinge, welche die Seidenwürmer hervorbringen, umkommen sieht; andre erschöpfen sich nicht bis zur Verlöschung ihres Lebens, sondern sie werden, wie die Hirschen, sehr mager und schwach, und sie brauchen viele Zeit, um den von ihrer organischen Substanz gemachten Verlust zu ersezen; andere erschöpfen sich weit weniger und sind öfter zur Zeugung tüchtig. Dieses hängt einzig und allein von der besondern Be-

schaffenheit der Organe dieser Thiere ab; man darf das nemliche von der Tragzeit der Weibchen sagen.

Die einen, als die Kühe und Hirschkühe tragen die Leibesfrucht neun Monate lang, die Stuten eilf oder zwölf; die andern, als die Füchse und Wölfinnen fünf Monate; die Kazen sechs Wochen; die Hündinnen neun Wochen; die Kaninchen ein und dreissig Tage. Die meisten Vögel schliefen nach ein und zwanzig Tagen aus, aber die Canarienvögel schliefen nach dreyzehen oder vierzehen Tagen; überhaupt scheint es, daß die grossen Thiere, die nur wenige Junge hervorbringen, diejenigen sind, die am längsten tragen. Kann man diesen Unterschied nicht der vielen organischen Nahrung, die weniger in den grossen als in den kleinen Thieren ist, zuschreiben? Denn vom Ueberfluß der Nahrung der Mutter, zieht die Frucht diejenige, die zu ihrem Wachsthum und zur Entwickelung aller ihrer Theile nöthig ist; und weil diese Entwickelung weit mehr Zeit in den grossen als in den kleinen Thieren erfordert, so ist das ein Beweiß, daß die Menge der Materie, die etwas beyträgt, nicht so häufig in den ersten als in den lezten ist. In denen, die viele Junge hervorbringen, sind die Jungen nicht so vollkommen bey ihrer Geburt, als bey denen, die wenige hervorbringen; und sowohl die einen als die andern bringen zum erstenmal allezeit weniger Junge hervor, als in der Folge.

Unter den Thieren sind die Arten der Veränderung mehr unterworfen, die kürzer, als die länger leben, weil

weil die Veränderungen, die von vieler Zeugung herkommen, mehr veränderte Formen in den Thieren seyn müssen, deren Individua nur kurze Zeit leben. Der Mensch ist iezt dem ersten Menschen viermal näher, als das Pferd dem ersten Pferde ist, weil der Mensch fast viermal länger als das Pferd lebt; und der Hund ist noch zweymal entfernter von dem ersten Hunde, als das Pferd vom ersten Pferde, weil das Pferd zweymal länger lebt, als der Hund.

Wenn also, durch welche Ursache es auch seyn mag, der Hund und das Pferd auf gleiche Weise bey ieder Zeugung abarten sollten; so würde diese Veränderung gegenwärtig zweymal merklicher in dem Hunde als in dem Pferde seyn; und vielleicht ist von allen den Hunden, die heut zu Tage vorhanden sind, kein einziger dem ersten Hunde gleich. Diese Veränderung läßt sich bemerken in den Pflanzen; und sie ist sichtbarer in denen, die iährlich hervorkommen, als in den andern Vegetabilien. Das Korn z. B. ist eine Pflanze, die der Mensch dergestalt verändert, daß es nirgends in seinem Urstande vorhanden ist: man sieht wohl, daß es einige Aehnlichkeit hat mit dem Mauskorn, mit dem Schoßgras und andern Wiesenkräutern, man weiß aber nicht, mit welchem dieser Kräuter man es vergleichen soll: und da es sich alle Jahre erneuert, und dem Menschen zur Nahrung dient, so ist es von allen Pflanzen diejenige, die er am meisten bearbeitet hat; sie ist auch von allen diejenige, deren Natur sich am meisten verändert hat. Der Mensch kann also die Pflanzen verändern; er

kann sogar den Thieren eine andere Form geben, sie vollkommener machen, und ihre Farben ändern. Um ganz weisse Kazen und mit langen Haaren zu haben, so wie dieienigen, die wir Kazen von Angola nennen, so hat man nur von diesem zahmen Geschlecht dieienigen aussuchen dörfen, die die weissesten unten am Bauch und an den Seiten waren; wenn man sie zusammen gattete, so wurden ganz weisse Kazen hervorgebracht, so wie man es machte, um weisse Hunde, weisse Hirschen, weisse Damhirschen zu haben u. d. g. Unter den gemäßigten Himmelsstrichen und bey den gesittetsten Nationen findet man die größte Verschiedenheit, die zahlreichsten Veränderungen und die größten Vermischungen, unter verschiedenen Arten von Thieren. Die ganz weissen haben, sagt man, rothe Augen; und alle, die nur einen Magen und kurze Eingeweide haben, nehren sich vom Fleisch; die meisten, und vielleicht alle, sind abgeartet, und haben ihre ursprünglichen Eigenschaften verlohren, fürnemlich in den Erdstrichen, welche volkreich sind. Es ist keine Spur vom wunderbaren Fleiße der Biber übrig, als in den öden entfernten Gegenden, die dem Menschen ganze Jahrhunderte unbekannt waren, wo jede Art ihre natürliche Fähigkeit in Freyheit brauchen, und sie in Ruhe, vereinigt in dauerhafter Gesellschaft, vollkommen machen konnte. Die Biber sind vielleicht das einige Beispiel, das vorhanden ist, als ein altes Denkmal von dieser Art eines Thierverstandes, welcher, obschon sehr weit unter dem Verstand des Menschen, doch gemeinschaftliche Entwürfe

und Absichten voraussezt; Entwürfe, welche die Gesellschaft zum Grunde und zum Gegenstande haben, einen Damm zu erbauen, einen Flecken anzulegen, und eine Art von Republik zu errichten, setzen auch Mittel, von was Art sie immer seyn mögen, zum voraus, einander zu verstehen und einstimmig zu handeln.

Man kennet Thiere, so wie der Koati, und einige andere Arten mit langen Schwänzen, deren Aeusserstes des Schwanzes so wenig empfindlich ist, daß sie ihn benagen, das Fleisch und die Wirbelbeine fressen, und ihn um den dritten oder vierten Theil kürzer machen. Kann man sagen, daß die Empfindung in diesem sehr verlängerten Theil sehr schwach ist, und desto schwächer ie dünner und entfernter er von dem Gehirn oder vom Size der Seele ist?

Die meisten grossen Thiere in den warmen Ländern haben keines oder sehr wenige Haare; die Büffel sind in Italien, wo sie mehr Haare haben, wilder, als in Aegypten, die in Aegypten haben mehr Haare als die in Indien. Die Thiere aus den warmen Ländern können nicht leicht in kalten Ländern zeugen; in den warmen Ländern sind die Erdthiere grösser, stärker, wilder, muthiger als in den kalten und gemäßigten; und ihr Muth wird stärker oder geringer, nachdem sie ihn glücklich oder unglücklich angewendet haben. In der grossen Wüste Zaara, zwischen Senegal und den äussersten Gränzen von

Mauritanien, in den Gegenden, die über dem Lande der Hottentotten sind, in den mittägigen Ländern von Afrika und Asien, wo Menschen keine Wohnung aufgeschlagen, sind die Löwen gewohnt ihre Stärke mit allen Thieren, die sie antreffen, zu messen; die Gewohnheit zu überwinden macht sie furchtbar und unerschrocken; sie achten die Waffen des Menschen gering; die Wunden bringen sie auf ohne sie zu erschrecken; ein einziger greift oft eine ganze Karavanne an; und wenn er sich nach einem muthigen Kampf entkräftet fühlt, so schlägt er sich noch immer im Rückzug, ohne jemals den Rücken zuzukehren: aber die Löwen, die um die Flecken und Städte der Barbarey und Indien wohnen, wenn sie den Nachdruck der Waffen des Menschen empfunden, so gehorchen sie seiner drohenden Stimme, verliehren den Muth ihn anzugreifen, werfen sich nur auf das kleine Vieh, und fliehen, wenn Kinder und Weiber sie verfolgen, die ihnen das geraubte durch Stockschläge wieder abjagen *).

In dem Menschen täuschet die Physiognomie, aber von den Thieren kann man durch die äusserliche Gestalt von dem innern urtheilen. Der Orangutang, der dem Menschen am ähnlichsten ist, wird für den vernünftigsten und folgsamsten unter allen Affen gehalten, die Pavians aber, die ihm nur den Händen nach gleichen, und die einen Schwanz,

scharfe

*) Siehe von Marmols Africa 1sten Theil.

scharfe Klauen und eine groſze Schnauze haben, sehen wilden Thieren gleich, und sind es auch in der That.

Die Veränderungen, die vom Einfluß des Klima herkommen, sind in den Thieren schneller als in dem Menschen; weil ihre Nahrung immer die nemliche ist, so ist auch ihre Wirkung davon stärker; überdieß bleiben die Thiere allem Ungemach der Luft und des Klima ausgesezt, weil sie sich weder vor der Sonne verbergen, noch sich kleiden, noch das Feuer zur Erwärmung brauchen können; jedoch ist die Natur der vierfüßigen Thiere unveränderlicher als die Natur der Vögel und der Fische: die Natur der Insekten verändert sich mehr, und der Pflanzen ihre noch schneller und leichter.

In den vierfüßigen Thieren, ohne ein einziges davon auszunehmen, bestehet der Hals aus sieben Wirbelbeinen, und das weder aus mehr noch aus weniger, wie des Menschen seiner, (unter den leztern sind die, welche nur sechs Wirbelbeine haben, zu Schlagflüssen sehr geneigt;) überhaupt haben die fleischfressenden Thiere den Hals weit kürzer als die Gras und Kraut zu ihrer Nahrung nehmen. Die vierfüßigen Thiere sehen einander weit gleicher, als daß sie von einer andern Gattung etwas ähnliches haben sollten, und doch findet man deren sehr viele. Die Fledermäuse sind gleichsam die Affen der Vögel, die sie durch ihren Flug nachahmen. Die Gestalt des Affen kommt des Menschen seiner bey; das Stachelschwein scheinet durch seine Federkiele, mit denen es

bewafnet ist, zu sagen, daß die Federn auch andern als den Vögeln zukommen können; die Tatous gleichen den Schalthieren durch ihren Küraß; die Biber den Fischen durch ihre schuppigten Schwänze; die Seekälber, die Seekühe, die Morsen sind, so zu sagen, die Nüanze zwischen den vierfüßigen und grossen Meerthieren.

Unter den vierfüßigen Thieren sind viele, die diesen Namen nicht verdienen; es sind deren vielleicht vierzig Arten und mehrere, die vierhändige Thiere können genennet werden, und diese können zwischen den Menschen, dem Leibe nach, und den vierfüßigen Thieren stehen; zwölf oder funfzehn Arten, die zweyfüßig sind: nemlich, die Fledermäuse, die Rousserten, deren Vorderfüsse mehr Flügeln als Füssen gleich sehen: die hüpfenden Bergaazen können nur auf den Hinterfüssen gehen, weil die Vordern zu kurz sind; die Seekuh hat keine Hinterfüsse, sie sind dem Walroß und dem Seekalb unnüz, die grossen und kleinen Affen u. d. g. haben vier Hände. Die zweyfüßigen mit Flügeln, die sie zum fliegen nicht gebrauchen können, sind zwischen die vierfüßigen und Vögel zu sezen, da die mit gespaltenen Füssen, die ihre Vorderfüsse als Hände gebrauchen, die Stelle zwischen den Vierfüßigen und Vierhändigen einnehmen.

Die wilden vierfüßigen Thiere verändern nur ihre Farben in den verschiedenen Klimaten; die Hausthiere aber verändern die nemliche Farbe in jeder Gegend, wie dieses leicht in Ansehung der Hunde zu bemerken ist.

Die Nahrung des rohen Fleisches macht sie wild; sie sind stärker, muthiger, grösser in den kalten Ländern; sanfter, zahmer in den temperirten Gegenden; schwächer, feiger und häßlicher in den gar zu warmen Ländern; und bey den gesittetsten Völkern bemerkt man die größte Veränderung in ieder Art. Die hängenden Ohren, die verschiedenen Farben, die langen und feinen Haare, sind Zeichen, daß sie lange um Leute und in der Sclaverey gewesen. Die Thiere, die wir wild nennen, weil sie uns nicht unterwürfig sind, scheinen vergnügter und glücklicher bey ihrem Stande zu seyn, als die wir in unsern Häusern erziehen; sie sind noch in der Gleichheit des Standes, sie sind weder Sclaven noch Tyrannen von ihres gleichen; ein Thier hat nicht, wie der Mensch, alle Thiere von seiner Art zu fürchten; haben sie Krieg, so kommt er ihnen von einer andern Art, oder von uns. Darf man sich also wundern, wenn sie die Menschen fliehen, wenn sie ihre Wohnung in Einöden, von unsern Wohnungen entfernt, aufschlagen, wenn sie alle List, deren sie fähig sind, gebrauchen, um sich der Gewalt des Menschen zu entziehen und der Freyheit und Unabhängigkeit zu geniessen? Diese wilden und freyen Thiere sind den Veränderungen und Verschiedenheiten aller Art weniger unterworfen: da sie freye Macht haben, ihre Nahrung und die Gegend, die ihnen ansteht, auszusuchen, so muß sich ihre Natur weniger, als die der Hausthiere, verändern, die man von einem Ort zum andern bringt, zu Sclaven macht, übel behandelt und

ihnen Speise giebt, ohne ihren Geschmack zu unter, suchen: man siehet sie nicht von einer Gegend zur andern herum irren; sie entfernen sich selten von dem Walde, worinnen sie gebohren, und verlassen ihn nur, wenn sie merken, daß sie in demselben nicht sicher leben können.

Die Natur hat ihnen Rettungsmittel wider andere Thiere gegeben; sie sind, so zu sagen, gleich mit ihnen, kennen ihre List und Stärke, beurtheilen ihren Gang und Vorhaben; aber die Menschen beun, ruhigen, zerstreuen sie, treiben sie auseinander, und wissen sie zu tödten, ohne sich ihnen zu nahen; das macht sie noch wilder, als sie es in der That wären; denn die meisten verlangen nur Ruhe, Friede und Luft und Erde zu ihrem Gebrauch, ihre Neigung ist sogar, beysammen zu wohnen, sich in Familien zu verei, nigen, Arten von Gesellschaften zu errichten, wie man solches bey den Bibern wahrnimmt. Die Thiere, wel, chen die Menschen, durch Einsperrung in Thiergärten oder sonst in einen weniger geraumigen Bezirk, die Frey, heit rauben, bekommen nicht ihr ganzes Wachsthum, und leben auch nicht so lange, als die andern. Die Theile, die die gefangenen Thiere nicht brauchen kön, nen, als die Zeugungsglieder, sind so wenig entwi, ckelt und so klein, daß man sie kaum wahrnehmen kann, und manchmal scheinen sie völlig vertilgt. Die junggefangenen Hirschen, die in gar zu enge Thiergärten eingesperrt sind, werden ungestalt, mit krummen Rücken und schlechter Natur, und mit krum, men Beinen: also bringt sie die Sclaverey um die

Leibes,

Leibesgrösse, die schöne Gestalt, die Freyheit der Bewegung und die Stärke des Leibes; aber das ist nicht das edelste in einem belebten Wesen; und da wir in dem Menschen, den Verstand der Leibesgestalt, den Muth der Stärke, die Empfindung der Schönheit vorziehen, so urtheilen wir auch, daß die innern Eigenschaften das sind, was man am höchsten bey einem Thiere schäzt; durch sie ist es von dem Kunstwerk unterschieden, erhebt sich über das Leben der Pflanzen, und kommt dem Menschen am nächsten.

Die Vollkommenheit des Thieres liegt also in der starken Empfindung; ie grösser diese ist, desto mehr Hülfsmittel und Vermögen hat es, ie länger sein Daseyn dauert, desto mehrere Verhältnisse hat es mit dem übrigen Weltall, die Sclaverey aber verringert oft seine Vermögens, und Hülfskräfte, und macht, daß es mit seinen äussern Eigenschaften einen sehr grossen Theil der innern verliehrt. Die Zähmung macht die Thiere frecher, und ihrer Art ungetreuer, auch hiziger und fruchtbarer: die Hündin trägt fast gewöhnlich zweymal des Jahres, der Fuchs und die Wölfin nur einmal, und man kann vermuthen, daß die wilden Hunde, nemlich die in den öden Ländern verlassen worden sind, und sich in den Bergen von Sanct Domingo und in der Insel Juan Fernandez vermehren, nur einmal des Jahres, wie die Wölfe und Füchse, Junge zeugen. Wenn diese Thatsache bewiesen wäre, so würde sie die Einheit des Geschlechts dieser drey Thiere, die sich der Gestalt nach so ähnlich sind, bekräftigen, so daß

es scheint, daß man den Widerwillen, sich zu vereinigen, nur äusserlichen Umständen zuschreiben darf; auch haben die Alten versichert, daß der Hund, in einigen Ländern und unter gewissen Umständen, mit den Füchsen und Wölfen Junge zeugen könne.

Alle Gegenden sind nicht auf gleiche Weise allen Thieren zuträglich; und unter allen Hausthieren, die aus Europa nach America hinübergeführet worden, hat das Schwein überhaupt am besten angeschlagen, sowohl in den kalten als in den warmen Gegenden dieses neuen festen Landes. Die Ziegen sind nur in dem gemäßigten oder warmen Klima aufgekommen; und diese Art wird in Kanada nur durch die Böcke, die man aus Europa kommen läßt, erhalten. Der Esel, der in den warmen Ländern der neuen Welt sich fortpflanzt, kann in den kalten Gegenden, wie in Kanada, nicht bestehen; aber die Pferde werden sowohl in den warmen als kalten Gegenden dieses Welttheils erzogen.

Man hat bemerkt, daß alle aus der alten in die neue Welt hinübergeführten Thiere daselbst aus der Art geschlagen und kleiner geworden, und daß auch die, so schon darinnen waren, weit kleiner, als die in der alten Welt, waren. Folgende hat man in America, als man es entdeckte, nicht gefunden: den Elephanten, den Rhinoceros, das Walroß, den Kameelparther, das Kameel, den Löwen, den Tiger, das Panterthier, das Pferd, den Esel, den gestreiften Esel, den Büffel, das Schaf, die Geiß, das Schwein,

den

den Hund, die Hiäne, den Chacal, die Bisamkaze, die Zibetkaze, die Kaze, die wilde Ziege, die Gemse, den Steinbock, den Rehbock, das Kaninchen, den Iltis, die Razen, die Mäuse, das Murmelthier, die ägyptische Ratze, den Dachs, den Zobel, den Hermelin, die hüpfende Bergraze, den Maki, eine Art schöner Affen, auch verschiedene andere Arten von Affen. Man hat aber in der neuen Welt Arten von Thieren gefunden, die in der alten unbekannt waren, man hat aber auch viele angetroffen, die beyden Welttheilen gemein waren, wie man es in der Folge dieses Werkes sehen wird, und Herr von Büffon glaubt, daß von ohngefehr zwey hundert Arten Thiere, auf welche es scheint, daß man die in allen wohnbaren und bekannten Ländern die vierfüßigen Thiere, bringen kann, nur siebenzig in der neuen Welt waren, unter welchen man nur etwa vierzig Arten fand, die in der alten Welt ihren Aufenthalt hatten; da aber America zur Zeit seiner Entdeckung, sehr wenig bevölkert war, indem fast nur so viele Leute waren, als in der Hälfte von Europa, so waren die Individua von jeder Art Thiere sehr zahlreich, weil sie leicht der Verfolgung des Menschen entgehen, und sich in große Wüsten und unwegbare Wälder begeben konnten.

Der französische Plinius glaubt, daß man alle die Thiere, die beyden Welttheilen gemein sind, und alle diejenigen, die man in der alten Welt findet, auf funfzehn Hauptgeschlechter und neun nicht miteinander verwandte besondere Gattungen setzen kann.

Diese Hauptgeschlechter sind 1) das mit ungespaltenen Klauen, als das Pferd, der Zebra, oder gestreifte Esel, der Esel, mit den fruchtbaren und unfruchtbaren Mauleseln; 2) das mit grossen hohlen gespaltnen Klauen, als der Ochs, der Büffel mit allen ihren Spielarten. 3) Die grosse Familie mit kleinen hohlen gespaltnen Klauen, als die Schafe, die Ziegen, die Gemsen, die Rehe, und alle andre Gattungen, die ihnen ähnlich sind. 4) Das mit anliegenden und vollen gespaltnen Klauen, welche abfallen, und sich alle Jahre erneuern; diese Familie enthält das Elendthier, das Rennthier, den Hirsch, den Damhirsch, den Axis, das Rehe. 5) Das nicht mit ganz gespaltnen Klauen, das aus dem Schwein und allen seinen Veränderungen besteht, als das von Siam mit hängendem Bauche, das von Guinea mit langen spizigen auf dem Rücken liegenden Ohren, das von den kanarischen Inseln mit grossen und langen Hauern u. d. g. 6) Das sich sehr ausbreitende Hauptgeschlecht der gespaltenen, mit Krallen versehenen fleischfräßigen Thiere, nemlich die mit krummen Klauen und welche sie einziehen, unter welche zu rechnen sind, das Panterthier, der Leopard, der Tigerwolf, der Luchs, die Tigerkaz und die Kaz, mit allen ihren Spielarten. 7) Die gespaltfüßigten fleischfräßigen Thiere, die ihre Klauen nicht einziehen können, als der Wolf, der Fuchs, der Fuchswolf, der Nordfuchs und der Hund mit allen Abarten. 8) Das von gespaltfüßigen fleischfräßigen Thieren, die ihre Klauen nicht zurückziehen können,

mit

mit einem Sack unter dem Schwanze: dieses Geschlecht bestehet aus der Hiäne, der Zibet- und Bisamkaze, dem Dachs u. d. g. 9) Das von gespaltfüßigen fleischfräßigen Thieren mit sehr langem Leibe, mit fünf Klauen an jedem Fuß, und die erste Klaue von den andern abgesondert: dieses Geschlecht bestehet aus dem Steinmarder, Marder, Illing, Iltis, ägyptischem Razen, Wieseln, Wansiren u. d. g. 10) Die zahlreiche Familie der gespaltfüßigen Thiere, die zwey große Schneidezähne auf ieder Seite haben, und keine Stacheln auf dem Leibe, bestehet aus Hasen, Kaninchen von allen Gattungen, Eichhörnchen, Murmelthieren und Razen; 11) das Geschlecht mit gespaltnen Füssen, deren Leib mit Stacheln bedeckt ist, als das Stachelschwein, der Igel; 12) die Thiere mit gespaltnen Füssen und mit Schalen bedeckt, als die Pangolins und die Phatagins in Ostindien. 13) Das Geschlecht der Amphibien mit gespaltnen Füssen, als die Fischotter, der Biber, der Desman (eine lappländische Bisamraze), die Morsen oder die Seekälber; 14) das Geschlecht der vierhändigen, als da sind, die Affen, der Pavian u. d. g. 15) Endlich die geflügelten Thiere mit gespaltnen Füssen, als die grossen und kleinen Fledermäuse, mit ihrer Verschiedenheit. Die neun besondern Arten sind der Elephant, der Rhinozeros, das Flußpferd, der Kameelleopard, das Kameel, der Löwe, der Tiger, der Bär und der Maulwurf, die auch alle mehrere oder wenigere Spielarten haben.

Von diesen funfzehn Hauptgeschlechtern und neun besondern Gattungen, sagt er, sind zwey besondre Gattungen, und sieben Hauptgeschlechter, den zwey Welttheilen gemein; die zwey besondern Gattungen sind der Bär und der Maulwurf; die sieben Hauptgeschlechter sind erstlich, das mit großen gespaltenen Füssen mit hohlen Hufen, denn man findet den Ochsen in America unter der Gestalt des Bison (ein großer wilder höckrichter Ochs mit einer Mähne, 2) das mit gespaltnen Füssen mit fest anliegendem Huf, denn das Elendthier wird in Kanada gefunden unter dem Namen Orignal; das Rennthier unter dem Namen Karibu; und man findet auch fast in allen mitternächtlichen Provinzen von America Hirschen, Damhirschen und Rehe; 3) das von dem mit gespaltnen Füssen, und fleischfräßigen Thieren, so die Klauen nicht einziehen können, denn der Wolf und der Fuchs werden in der neuen wie in der alten Welt gefunden. 4) Das mit gespaltnen Füssen mit ausgedehntem Leibe, als die Steinmarder, die Marder, der Iltis, werden in America, wie in Europa gefunden. 5) Man findet auch daselbst einen Theil von der Art Thiere mit gespaltnen Füssen, die zwey grosse Schneidezähne an jeder Seiten haben, als: die Eichhörnchen, die Murmelthiere, die Razen u. d. g. 6) Das Geschlecht der Land, und Wasserthiere mit gespaltnen Füssen, die Morsen, das Seekalb, die Biber und die Fischotter, leben im Norden der neuen und alten Welt. 7) Das Geschlecht der geflügelten Thiere mit gespaltnen Füssen, lebt auch zum Theil

daselbst,

daselbst, denn man findet kleine und grosse Fledermäuse, die den africanischen gleich kommen. Also bleiben nur acht Geschlechter und fünf besondere Arten übrig, die dem alten Welttheile besonders eigen sind. Die Tiger von America, bekannt unter den Namen Jaguars, Kuguars, Margays, und Ozelots, obschon verschiedene Arten, von dem Leopard, dem Pantherthier, dem Luchs, dem Tigerwolf, der Parderkaz von der alten Welt, so scheinen sie doch von dem nemlichen Geschlechte zu seyn: alle diese Thiere sind sowohl dem innerlichen als dem äusserlichen nach einander sehr ähnlich, und haben die nemliche Wildheit, die nemliche Begierde nach Blut, das nemliche Naturel; daraus läßt sich abnehmen, daß sie einerley Ursprung haben, und weil sie vormals von einem Welttheil zum andern übergegangen, so ist ihr wirklicher Unterschied nur von dem langen Einfluß ihres neuen Vaterlandes hergekommen. Die Iltisse von America scheinen mit denen von Europa von der nemlichen Art zu seyn; diese Thiere, so wie auch die Rehe und Damhirsche, sind zahlreicher und grösser in der neuen als in der alten Welt, da wir aber nicht zweifeln dürfen, daß alle diese Thiere in der alten Welt geboren sind, so muß man ihre Wandrung aus diesem Welttheil in den andern zugeben, und sagen, daß sie, anstatt daß sie in der neuen Welt ausgeartet, daselbst durch das zuträgliche und günstige Klima vollkommener geworden sind. Sollte sichs nicht denken lassen, daß die in der alten Welt gefundenen Thiere, allda durch den Einbruch der Meere, als sie

Africa von America trenneten, eingeschlossen und von den andern abgesondert wurden?

Diese Ursache ist natürlich, und man kann sich ähnliche vorstellen, welche die nemliche Würkung hervorbringen würden. Wenn das Meer, z. B. einen Einbruch in Asien von Osten nach Westen machte, und von dem übrigen des festen Landes, die mittägigen Länder von Africa und Asien theilte, alle die Thiere, die nur in den gegen Mittag gelegenen Ländern leben, als der Elephant, der Rhinozeros, der Kameelleopard, der gestreifte africanische Esel, der Orang-Outang u. d. g. würden sich in Absicht auf die andern in dem neinlichen Fall, als die gegenwärtig von dem mittägigen America sind, befinden; sie würden gänzlich von denen abgesondert seyn, die ihren Aufenthalt in den gemäßigten Gegenden haben; und man würde Unrecht haben, wenn man an ihnen einen gemeinen Ursprung suchen, und sie unter die Arten und Geschlechter sezen wollte, die die Gegenden von Africa und Asien bevölkern, aus dem einzigen Grund, weil sie mit diesen lezten einige unvollkommene Aehnlichkeit oder weit hergesuchte Gleichheit hätten. Man muß also, wenn man von der Verschiedenheit, die man in den Thieren von beyden Welttheilen beobachtet, den Grund angeben will, bis auf die Zeit, da die zwey Welten noch nicht getrennt waren, zurück gehen, und acht haben, daß man zum wenigsten, wenn man sich auf den Herrn Büffon beziehen darf, die vierfüßigen Thiere auf acht und dreyßig Familien bringen kann.

Die Wärme ist eine der Hauptursachen, die auf Menschen und Thiere einen grossen Einfluß macht; das Nezhäutlein, welches bey dem Europäer weiß ist, ist bey den Negern von schwarzer Farbe; und eben dieses Häutchen macht die Menschen schwarz: die übermäßige Hize des Klima, zusamt der Nahrung, der Lebensart, können nach und nach dieses Häutchen anders bilden, und seine Farbe verändern. Becman behauptet, daß zu St. Jago, einer von den Inseln des grünen Vorgebürges, die meisten Vögel die Beine so schwarz als schwarzen Agatstein haben, und die Haut wie die Farbe der Neger. (Siehe Dampier Th. 3. S. 23.) Wenn diese Thatsache wahr ist, so kann man diese schwarze Farbe nichts anders, als der Nahrung, die diese Vögel in der Insel finden, zuschreiben. Man kennt die Würkungen des Grapp, und man weiß, daß in Engelland das Kalbfleisch weiß gemacht wird, indem man den Kälbern Mehl und andere süsse, mit einer gewissen Erde vermengte Speisen giebt, die man in der Provinz Bedfort findet. (Siehe das Journal Economique, May 1754.) Der Negerhahn, der den Kamm, den Bart, die obere Haut und das Beinhäutlein ganz schwarz hat: man findet ihn in den philippinischen Inseln, zu Java, zu Delhi, zu Sanjago, der Insel des grünen Vorgebürges, davon wir eben geredet haben. Es hat keinen Anschein, daß der bloße Einfluß des Klima diese Wirkung hervorbringe, es ist wahrscheinlicher, daß die Nahrung der Hauptgrund davon ist; aber hier ist eine Thatsache,

die begreiflich machen kann, wieweit der Einfluß des Klima die Gestalt der Thiere und Menschen verändern könne: die meisten Hüner und Hähne von Virginien haben keinen Bürzel, und doch sind sie gewiß vom Geschlechte aus Engelland. Die Einwohner dieser Kolonie versichern, daß, wenn man eine von diesen Vögeln dahin bringt, sie bald darauf ihren Bürzel verlieren. (Transactions philosophiques no. 206. an. 1693. p. 992.) Die Hunde, denen man, von einer Zeugung zur andern, die Ohren und den Schwanz abgeschnitten, bringen diese Fehler ganz oder zum Theil auf ihre Nachkommen; und es ist würklich ein Geschlecht von Hunden ohne Schwanz, die sich durch die Zeugung fortpflanzen. Die Stimme ist von diesen Thieren, wie ihre Ohren, wunderlich verändert worden; der Hund ist wie der Mensch geworden, der da schreiet und klaget, welcher von allen Wesen, die eine Zunge haben, dasienige ist, das davon den besten und schlimmsten Gebrauch macht. Er hat sein Bellen bekommen in dem Umgange mit dem Menschen, und fürnemlich mit dem gesitteten Menschen; denn wenn man ihn in die äussersten Klimate bringt, und zu den ungesitteten Nationen, als die Negern und die Lappländer, so verliert er das Bellen, bekommt seine natürliche Stimme wieder, und wird oft gar stumm. Das Thier, genannt Michuacanens, in America, ist nur ein abgearteter Hund; er hat einen höckrichten Rücken, und einen so kurzen Hals, daß es scheint, als wenn sein Kopf unmittelbar aus den Schultern herausgehe.

Der Techichi von Neu-Spanien, scheint der nemliche als der Krabhund von Guyana zu seyn, der dem Fuchs der Gestalt nach ähnlich ist, und dem Chacal dem Haare nach gleich kommt, das ist, goldgelb ist. Man nennt ihn den Krabhund, weil er sich vornemlich von Krabben und Thieren mit Schalen nehrt; wir sind iedoch der Meinung, daß dieses nicht ein rechter Hund ist. Diese zwey Arten von Thieren, welche in America vor der Ankunft der Spanier ihre Wohnung hatten, wurden benennet, nach allem Anschein, durch das Geschlechtswort Alco; der erste diente den peruvianischen Damen zum Schooshündchen, und den andern brauchte man zur Jagd. Der Wolf hat in Neu-Spanien einen grössern Kopf, einen dickern Hals, und den Schwanz mit weniger Haaren besezt, als in unsern Gegenden, bekommen, über dem Rachen nicht so steife Stacheln, aber so grosse als die Stacheln des Igels: auf einem Grunde mit grauem Haar ist seine Decke mit einigen gelben Flecken bezeichnet; sein Kopf braun gestreift, die Stirne falb; die Seiten sind mit Querstreifen von dem Rücken bis an den Bauch bezeichnet; seine Beine sind grau und braun gestreift, er hat einen falben Flecken auf dem Halse, einen andern auf der Brust und einen ähnlichen auf dem Bauch; sein Schwanz ist grau, hat aber in der Mitte einen falben Flecken. Das wilde Schwein hat in Guinea sehr lange Ohren, die auf dem Rücken liegen, bekommen; in China kurze Beine und einen grossen hängenden Bauch; auf dem grünen Vorgebürge und in andern Orten, grosse Hauer und

gekrümmt wie die Ochsenhörner: in dem zahmen Zustande hat es abhängende Ohren bekommen, und weisse Borsten in den kalten und temperirten Ländern. Der Hirsch hat in den bergigten trockenen und warmen Ländern, als Sardinien, Korsica, die Hälfte seiner Leibesgrösse verlohren, und ein schwarzes Geweyh und braunes Haar bekommen; in den kalten und feuchten Ländern, als in dem Eyderwalde in Frankreich, und in Böhmen, ist sein Haar dergestalt lang geworden, daß es am Kinn einen langen Bart macht; im nordlichen America hat sich sein Geweyh erweitert und krumme Zinken bekommen. Im zahmen Stande verändert sich sein falbes Haar in weisses: die Beine werden oft ungestalt und krumm. Die Esels-haut wird gelinde im zahmen Stande des Thieres, und verliert die kleinen Höckerchen, womit die wilde Eselshaut besezt ist, wovon die Morgenländer das körnigte Leder machen, das man Chagrin nennt.

Die Haasen werden im Winter in dem sehr kalten Klima weiß: man findet auch schwarze Haasen in diesen nemlichen Gegenden: man versichert auch, daß es in Norwegen und in andern nordischen Gegenden Haasen mit Hörnern gebe; aber allem Ansehen nach kommen diese Hörner von der Beschaffenheit der Nahrung, und von gewissen holzigten Substanzen, als da sind die Knospen, die Rinden, das Steinmoos; denn das Steinmoos oder das grosse weisse Moos, welches die vornehmste Nahrung des Rennthiers ist, scheint vieles beyzutragen zur Bildung und Wachsthum seines Geweyhs, welches nach Ver-

hältnis an diesem Thier grösser, als bey irgend einer andern Art ist; die natürliche Farbe des Haasen verändert sich aus dem Falben ins Rothe; die Beschaffenheit seines Fleisches ist auch veränderlich, wie iedermann bekannt ist. Der Tapeti von Brasilien (das vielleicht nur das Thier von Neu-Spanien, welches Fernandez unter dem Namen Celti angezeigt hat) ist allem Anschein nach, ein abgearteter Haase: sein Haar ist roth auf der Stirne, weislicht unter dem Hals, der Brust, und dem Bauch, er hat schwarze Augen und einen Bart, wie die Kaninchen; aber keinen Schwanz: er hat die Gestalt und Grösse eines Haasen, die Ohren sehr lang, aber von der nemlichen Form; sein Haar ist iedoch etwas brauner.

Der Kaninchen ihre Mannichfaltigkeit liegt in der Farbe; sie fällt vom Falben ins Graue, ins Weisse, ins Schwarze, in der Tartarey haben sie einen langen Schwanz bekommen; in Syrien ein dickes wie Filz zusammen gewirrtes Haar. Dampier versichert (neue Reise um die Welt, Th. 4. S. 23.) daß in der Insel May, einer von den Inseln des grünen Vorgebürgs, es Perlenhühner giebt, wovon das Fleisch ausserordentlich weiß, von andern ganz schwarz ist. Soll man diese Würkung der verschiednen Nahrung zuschreiben? Oder sollte man nicht vielmehr sagen, daß die Perlenhühner mit schwarzem Fleisch iezo eine Art ausmachen, die anfänglich nur ihren Ursprung dem Einfluß entweder des Klima oder der Nahrung, oder beeden Ursachen zusammen, zu verdanken hat, die nach und nach die natürliche Farbe

des Fleisches von diesem Vogel verändert haben? Haben nicht der weisse Pfau, der weisse Phasan u. d. g. von dem Einfluß des Klima in Norden ihre Farbe her?

Die Menschen sind vom Weissen bis zum Schwarzen der Farbe nach unterschieden, dann nach der Höhe, Dicke, Leichte und Stärke; aber diese Mannichfaltigkeit, sagt Herr von **Büffon**, der Farbe und der Gestalt, verhindert nicht, daß der Neger und der Weisse, der Lappländer und der Patagon, der Riese und der Zwerg, nicht Individua hervorbringen sollten, die sich selbst wieder hervorbringen können, und daß folglich diese, dem Anschein nach verschiedene Menschen, nicht alle von einer einigen und nemlichen Art seyn sollten, weil diese beständige Wiederhervorbringung das ist, was die Gattung bestimmet. Ausser diesen Hauptveränderungen giebt es deren noch besondere, und die sich doch fortpflanzen, als die sehr grossen Menschenbeine, das man das Geschlecht von St. Thomas nennt, in der Insel Ceylon, die rothen Augen und die weissen Haare der Dariens und der Chacrelas: die sechs Finger an den Händen und sechs Zehen an den Füssen bey gewissen Familien. (S. diese besondre Beobachtung in den Briefen des Herrn von **Maupertuis**). Diese besondere Verschiedenheit ist ein Fehler oder ein zufälliger Ueberfluß, da sich dieser Anfangs in einigen Individuis gefunden, so ist er nachhero von einem Geschlecht zum andern, als eine erbliche Krankheit fortgepflanzet worden. Aber obschon

die

die Verschiedenheit ununterbrochen ist, so muß sie doch wie eine individuelle Verschiedenheit angesehen werden, die ihre Individua von ihrer Gattung nicht trennt, weil diese Menschen mit grossen Beinen oder Sechsfinger, sich mit den gewöhnlichen Menschen vermischen, und Individua zeugen können, die wieder andere Individua hervorbringen. Die Gazette de Santé vom 18. May 1775 redet von einer Familie in Poitou, wovon die Männlein mit einer wunderbaren Seltenheit geboren werden, die sich von einem zum andern Geschlecht fortpflanzt: Die Urinröhre ist unten an der Wurzel der Eichel, anstatt daß sie an der Spize derselbigen seyn sollte; die Vorhaut theilet sich unten, als wenn sie durchschnitten wäre, um den Ausgang unbedeckt zu lassen, und alle Männlein von dieser Familie werden mit dieser sonderbaren Ungestalt geboren.

Das menschliche Geschlecht ist also das einzige in seiner Art, weil die Menschen, von allen Farben, von jedem Klima sich vermischen und zeugen können, und daß man also nicht sagen kann, daß ein Thier, weder nahe noch ferne, durch eine natürliche Verwandschaft dem Menschen zugehöre. Den Menschen mit dem Affen in eine Klasse sezen wollen; das heißt, wie Herr von Büffon bemerkt, herunter sezen, die Natur entstellen, anstatt sie beschreiben. Wie hat ein so berühmter Schriftsteller, als Linneus, sich entschliessen können, zwey Arten von Menschen zuzugeben, den Menschen vom Tage und den Menschen von der Nacht? Dieses sind nach der Meinung dieses

Gelehrten, zwey verschiedene Arten, und man darf nicht nach seiner Meinung glauben, daß dieses nur eine Verschiedenheit ist. LINNAEI syst. naturae, edit. X, p. 24.) Heißt das nicht Fabeln mit ungereimten Dingen verbinden? Und soll man lächerliche Träume einiger nicht glaubwürdigen Reisenden zum Naturshstem vorlegen? Vergeblich scheint ein Gelehrter zu denken, daß die Negern vor den Weissen gewesen, weil sie einen grössern Grad von Hize ertragen können; es ist das Klima, welches diesen Unterschied hervorbringt, so wie die Lappländer eine Kälte ertragen können, in der der Spanier umkommen müßte.

Wie durch eine lange Reihe Jahre, die Natur des Erdreichs sich merklich verändert; so kann es sehr wohl geschehen, daß das Klima von America, welches vormals für gewisse Thiere nicht tauglich gewesen, sie iezo aufnehmen und ernehren kann: der Elephant, der sich ehedessen in America befunden, weil man seine Ueberbleibsel in Louisiana gefunden, ist in der neuen Welt umgekommen: und so verhält sichs vielleicht mit vielen andern Thierarten. Sollte man nicht denken, sagt ein Naturalist, daß die alte und neue Welt vormals zusammen hiengen, und daß die Thiere (Vögel, vierfüßige, kriechende,) die nicht leben und sich vermehren konnten, als nur in der neuern Welt, oder die nur mit großer Mühe darinnen lebten, sogleich nach der Sündfluth gegen America zugegangen, welches zu der Zeit mit Asien, Africa, und Europa zusammen hieng, von welchen es nach-

hero

hero durch den Einbruch des Oceans getrennet wurde? Wenn man diesen Saz zugäbe, füget er hinzu, so könnte man vermuthen, daß die Länder, die die alte mit der neuen Welt vereinigten, untergegangen sind, als die Insel Atlantis, die sich, wie man sagt, von Europa bis nach America erstreckte, durch das schröckliche Erdbeben, wovon **Plato** redet, verschlungen wurde. Es giebt andere Thiere, welche scheinen ein besonderes Klima lieb zu gewinnen. Der Gemse gefällt es in dem Schnee der Alpen, auf dem Gipfel der pyrenäischen Gebürge; es scheint sogar, sie will nicht auf die unten an diesen Bergen gelegene Ebenen herunter steigen. Das Murmelthier, der wilde Steinbock, der Bär, der Luchs sind auch Bergthiere, oder Bergbewohner. Sollten wir sagen, daß die Gemse ihren Ursprung von den Bergen, die sie bewohnet, hergenommen, daß sie ihr Geburtsland sind, daß sie darauf durch den Schlamm, mit zufälliger Hülfe der Atomen, ist gezeuget worden? Dieses wären ungereimte Dinge, würdig eines Lucrez, eines Epikurs, und des Verfassers des Systems der Natur, der sich nicht schämte zu behaupten, daß Lappland die Rennthiere hervorgebracht, ohne einzusehen, daß dieses Thier sich nicht allein in Lappland, sondern auch in Spizbergen in Grönland, in den mitternächtlichen Gegenden von Asien, in Kanada unter dem Namen Caribu, und in dem mitternächtlichen Theil von America befindet, so wie es vormals in den Wäldern von Gallien und Deutschland war, also ist leicht zu schliessen, wenn man die Zeugnisse des

Ga-

Gastons, Phöbus und Julius Cäsar zusammen nimmt, daß er keine Ursache hatte, Lappland als sein Vaterland anzusezen, nemlich vor andern Gegenden, die wir eben genennet. Sollen wir auch sagen, Lapp, land habe die Menschen hervorgebracht, die es bewohnen? Ist es nicht sichtbarlich, daß der lange und beständige Einfluß der Nahrung und des Klima, dergestalt die Sitten, die Lebensart und die Leibesgestalt dieser Leute verändert und verdorben, daß ihre Nachkommen nicht mehr ausser ihrem Vaterlande leben können; so wie wir alle Tage Personen sehen, die kränklich sind, und nur in gewissen Ländern eine Art von Gesundheit geniessen können? Warum ist denn die Gemse nicht in America zu finden? Warum ist der wilde Steinbock, der sich auf den höchsten Bergen in Europa und Asien befindet, niemals auf dem Gebürge Cordilleras gesehen worden? Ist dieses etwa keine Ursache, daß nach der Sündfluth das Klima der neuen Welt diesen Thieren nicht zuträglich gewesen ist, dergestalt, daß sie darinnen nicht hätten leben und sich vermehren können? Jedoch die Bären der Illinoisen und in Louisiana sind die nemlichen als die unsrigen, nur schwärzer und kleiner; die Hirsche von Canada, das Rehe, das man gegen Mittag in Canada und Louisiana antrift; das Elendthier ist nur kleiner als in unserm Welttheil, sind Thiere von der nemlichen Art, wie die in der alten Welt: so verhält sichs mit dem Hirschen und Damhirschen von Grönland, die nur Rennthiere zu seyn scheinen, und von der Art des Caribou in Canada sind.

sind. Die Biber, Wölfe, Füchse und Luchse sind der alten und neuen Welt gemein; der Marder von unserm Norden ist dem von Nordamerica gleich, das Seekalb hält sich an den Küsten von Europa und Nordamerica auf. Diese Thiere haben aus der alten in die neue Welt kommen können nach der Sündfluth, entweder über das Eismeer, welches im Winter Europa mit America verbinden kann, oder durch einige Länder, die iezo vielleicht untergegangen sind. Uebrigens hat man Grund zu glauben, fürnemlich nach den neuen Entdeckungen der Russen bey Kamschatka gegen Norden, daß America mit Asien zusammen hängt, oder nur eine kleine Meerenge darzwischen ist, da das nordische Europa durch grosse Meere getrennet wird. Sind aber die Sachen jezo in dem Stande, als sie waren, da die Thiere, von denen wir Meldung gethan, aus der alten in die neue Welt gegangen? Es ist zu verwundern, daß ein berühmter Gelehrter vor kurzem gesagt, daß die Thiere der neuen Welt, die von der nemlichen Art der Thiere der alten Welt sind, niemals von einem Welttheil zum andern gegangen wären.

Nachdem ich eine ziemlich grosse Anzahl, so wohl seltene als wichtige Beobachtungen, die die Naturforscher über die vierfüßigen Thiere gemacht, angeführet habe, so wird es nicht ohne Nuzen seyn, etwas von der Art der Reproduction der Thiere zu erwähnen; weil es aber schwer ist sich deutlich zu erklären, woferne der Leser nicht zuvor einige Begriffe von dem Bau der lebendigen Körper hat, so wollen

wir zuvor von der ordentlich thierischen Beschaffenheit reden, und da zwischen der Beschaffenheit der Thiere und des Menschen, dem Körper nach, eine grosse Gleichheit ist, so wird es zu unserm Zwecke hinlänglich seyn, hier einen kurzen Abriß von den Haupttheilen dieser wunderbaren Maschine des menschlichen Körpers zu geben, wobei so leicht die Hand Gottes zu erkennen ist. Die Kenntnis des menschlichen Körpers, und seiner verschiedenen Verrichtungen, ist das wichtigste, was den Gegenstand der Untersuchungen der Naturforscher ausmacht, weil diese Portion organisirter Materie, woraus unsere Maschine gebildet ist, erstaunende Wunder in sich schließt, und den ersten Rang unter den beseelten Körpern unsers Erdballs einnimmt.

Die Haut bedeckt die ganze beseelte Maschine, vertheidigt die Theile, die sie umgiebt, verschaft dem Leibe seine Schönheit, durch ihren Glanz, ihre Feinheit und ihre Farbe; aber sie hat Schweislöchlein in so großer Menge, daß nach dem Bericht Löwenhöks hundert und fünf und zwanzig tausend auf einem Raum, den ein Sandkörnchen einnehmen würde, sich befinden sollen; durch diese Schweislöcher geht ein sehr feiner Dunst heraus, so häufig, daß ein Mensch, welcher acht Pfund ißt und trinkt, oft durch diese Ausdünstung fast über die Hälfte verliert. Wie die Naturforscher beobachtet haben, so ist diese Ausdünstung in den Pflanzen auch sehr groß. Die Ausdünstung aber in den Menschen ist nach dem Klima, den Temperamenten, den Beschäftigungen und

den

den Leidenschaften, die sie einnehmen, verschieden. Die Traurigkeit und die Furcht verringern sie, durch Schliessung der Schweißlöcher; aber die Freude, die mäßige Bewegung vermehren die Bewegung des Herzens, des Bluts und die Ausdünstung.

Der Leib des Menschen hat eine grosse Anzahl Knochen, die man wie das Zimmerholz der menschlichen Maschine betrachten muß; an diese Knochen sind die Muskeln gebunden (welche der gemeine Mann das Fleisch nennt) die sie beweglich machen. Das Herz selbst ist nur eine Muskel, welche mit einer erstaunenden Stärke arbeitet, um das Blut in die Schlagadern zu leiten. In dem Arm z. B. werden unterschieden die Muskeln, die zum bewegen dienen, die sich zuvor aufblähen, dann zusammenziehen, ihre Endtheile sich näher rücken und den Arm biegsam machen, die entgegen gesezten Muskeln aber, die sich auch zusammenziehen, spannen den Arm, und lassen ihn eine entgegengesezte Lage nehmen.

Das Gehirn liegt in der Hirnschaale, und sein hinterer Theil macht, was man das Gehirnlein nennt; es giebt den Ursprung zum Rückenmark, welches längst dem Rückgrad, in dem Wirbelbeinkanal herunter geht, und zu den Nerven, die die Organen der Empfindung sind. In dem Gehirn wird dieser subtile Saft, bekannt unter dem Namen Lebensgeister oder Nervensaft, filtriret. Man nimmt zwey Substanzen im Gehirne gewahr; nemlich das Mark, welches weiß ist, und eine Substanz, die der Rinde

ähnlich ist, die es bedeckt, und ist von einer aschgrauen Farbe. Wenn das Mark des Gehirns gestochen wird, so bringt es schröckliche Konvulsionen hervor; und wenn man das Gehirn zusammendrückt, oder es bis auf die Marksubstanz abschneidet, so wird die freye Bewegung der Muskeln gehemmet, die Empfindung und das Gedächtnis verlöschen, obschon das Athemhohlen und die Bewegung des Herzens noch nicht aufgehöret hat.

Die Pia mater und die Dura mater, sind zwei Häutlein, welche das Gehirn, das Gehirnlein und das länglichte Mark umhüllen. Die Pia mater ist sehr dünne; sie liegt gleich unmittelbar auf dem Gehirn, dem Gehirnlein und dem länglichten Mark; sie macht eine besondere Scheide für alle Fäserchen, die jedes einen Nerven ausmachen. Die Dura mater ist ein enges ziemlich dickes Gewebe, und tapeziret die innere Oberfläche der Hirnschale aus.

Die Nerven sind lange, runde und weisse Theile, in welchen, wenn man den geschicktesten Aerzten Glauben giebt, dieser subtile Saft, dem wir den Namen Lebensgeister beilegen, seinen Kreislauf macht. Es sind im Körper des Menschen vierzig Paar Nerven; zehen kommen aus dem Gehirn, und dreisig aus dem Rückenmark, die Bewegung des Herzens, welche von den Nerven, die sich dahin begeben, abhängt, ist nicht in der Macht unsers Willens, wie die Bewegung des Arms, des Beins u. d. g.

Das Zwerchfell ist eine muskelichte Scheidewand, welche die Höhlung der Brust von der Höhlung des Schmeerbauches absondert. Man kann dasselbe als das vornehmste Organ des Athemholens betrachten, denn wenn es sich herunterſenkt, so macht es die Höhle der Brust weit, erhebt es sich wieder, so macht es sie enge. Der Nervensaft, der in den Nerven fließt, trägt mit dem Blut der Pulsadern zur Bewegung der Muskeln bey; wenn man die Puls- oder Schlagader, die das Blut einer Muskel zuführt, bindet, so erstarret die Muskel, die nemliche Wirkung zeigt sich, wenn man die Nerven, die derselben zugehen, bindet; aber Herr von Haller bemerket, daß die Bindung der Pulsader später den Theil erstarret, da die Bindung der Nerve es augenblicklich thut.

Fürnemlich von den Nerven hängt der Mechanismus der menschlichen Sinnen ab. Die Zunge, die wegen ihrer sehr grossen Veränderung der Bewegungen in Verwunderung sezt, scheint das einzige Organ des Geschmaks zu seyn. Leget man Dinge, die den meisten Geschmack haben, in jeden andern Theil des Mundes, so erwecken sie in unsrer Seele nicht die geringste Empfindung des Geschmakes, wofern sie nicht eine durchdringende Säure haben; und die Empfindung, die wir der Kehle, dem Schlunde, dem Magen zuschreiben, scheinet von der Zunge abzuhängen, zu welcher sich die Dünste, die ihn erwecken, hinziehen. Die nervichten kleinen Warzen an diesem Organ werden dergestalt durch die im Wasser oder Speichel aufgelößten Salze angegriffen,

daß man verschiedene Arten von Geschmack unterscheidet; als, das Saure, das Süsse, das Herbe, das Bittere, das Salzigte, das Harnigte, das Spirituöse, den Gewürzgeschmack, das Scharfe von allerlei Art, das Verfaulte, das Abgeschmackte oder Geschmacklose, und andre zum Theil ganz salzigte, und zum Theil vermischte, und die von einem subtilen animalischen und vegetabilischen Oel herkommen.

Allemal wenn in unsern Sinnen ein gewisser Eindruk bewürket wird, und wenn dieser Eindruck, bis zu diesem Theil des Gehirns, den man Sensorium nennet, fortgeht, so wird die Seele alsdann auf eine gewisse Art beweget: also wenn der Ton eines Konzerts auf das Organ des Gehörs einen Eindruck macht, und wenn dieser Eindruck bis zum Sensorium, vermittelst dieses subtilen Saftes, der in den Nerven fließt, und den man Lebensgeister oder Nervensaft nennt, fortgeht, so bekommt unsre Seele die Empfindung oder den Begrif des Tons: das ist eine Folge der Geseze der Vereinigung der Seele mit dem Leibe. Auf solche Weise machen die sehr feinen, unsichtbaren, flüchtigen, salzigten, öligten Theilgen, die sich von den riechenden Körpern trennen, und die in der Luft schwimmen, die in die Nasenlöcher mit dem Einathmen dringen, auf die weichen und zarten Nerven im Innern der Nase, Eindrücke, die der Seele verschiedne Arten von Geruch zu unterscheiden geben: der Ton will von Seiten des klingenden Körpers eine regende oder zitternde Bewegung haben, der von den Theilen des tönenden

Kör-

Körpers zu den kleinen Lufttheilgen stößt, diese tragen ihn zu den folgenden über, bis zum Ohr, von welchem der Kanal sich mit einem dünnen Häutchen, Trommelfell, endiget, an welches der Stiel eines Knöchleins, das man den Hammer nennet, geheftet ist. Dieser ruhet auf dem Ambos, welches an das wie ein Steigbügel geformte Beinlein, durch ein kleines rundes Beinlein angefüget ist, die Basis des Steigbügelbeinleins ruhet auf einem Loch, das ovale Fenster genannt, hinter welchem sich eine andere Höhle, so man Labyrinth, oder das innere Ohr heißt, befindet. Auf diese Höhlung geht das ovale erst genannte, und auch das runde mit einem dünnen Häutlein zugemachte Fenster, welches verhindert, daß nicht die Luft aus der Höhle des Trommelhäutchens in das Labirinth fahren kann. Die Mitte von dieser lezten in dieses harte Bein gegrabenen Höhle, welches die Anatomisten das Steinbein nennen, bekommt den Namen, die Schneke im Ohr. Man findet in dieser Höhle drey halbzirkelförmige Kanäle, die sich in der Ohrschneke durch fünf Oefnungen aufthun, mit einer beinigten Säule, die man die Schneke nennt. Die Schneke bildet zwey und eine halbe schnekenförmige Figuren, und geht immer schmäler zu; aber ihr schnekenförmiger Kanal ist in zwey Kammern getheilt, durch eine schnekenförmige Scheidewand, die sich länglicht in die Höhle des Kanals zieht. Der weiche Theil des Hörnervens gehet in das Steinbein; vertheilet sich zum Theil zur Ohrschneke, zu den halbrunden Kanälen, und zum Theil

zur Schnekenform, wovon eine von den Oefnungen sich in der Ohrschneke aufthut, die andere in dem runden Fenster. Der harte Theil aber des Hörnervens verfüget sich durch verschiedene Aeste zum Trommelhäutchen, zum äussern des Ohrs und den daran liegenden Theilen.

Wenn die Luft durch eine Geigensaite, die man durch den Fiedelbogen ertönen lassen, beweget wird, so erschüttert sie die Fibern, so daß sich die Bewegung der Ohrtrommel mittheilt, diese sezt die in ihrer Höhle befindliche Luft in Bewegung mit dem Hammer, der auf den Amboß schlägt, und dieser sezt das Steigbügelbein in Bewegung, das wieder die Luft bewegt, die auf das ovale Fenster geht, nemlich die Luft vom innern Ohr, welche die Fibern des Hörnervens beweget. Der in der Luft erregte Ton, sagt ein Naturforscher, rührt erstlich das äussere Ohr und die Höhle, von wo er in den Hörgang geht, um das Trommelhäutchen zu erschüttern. Dieses Häutlein sezt in Bewegung die Luft von der Höhle der Trommel, wovon die Erschütterung sich durch das runde und ovale Fenster der in dem innern Ohr enthaltenen Luft mittheilet, welche die nervigten Fibern, die die innern Oberflächen der Ohrschneke, der drey halbrunden Kanäle und der Schnekenhöhlungen und des schnekenförmigen Blats bekleiden, in Bewegung sezt. Von da wird die Bewegung durch den Hörnerven bis zu dem gemeinschaftlichen Sinnensiz (Senſorium commune) übergetragen; und die Seele nimmt den Ton wahr. Es scheint, als wenn die nervigten

Fäser-

Fäserchen, welche das schnekenförmige Blat der Schneke bekleiden, davon die Breite bis zu der Spize immer schmäler zugeht, wie eben so viele kleine Saiten sind, deren Länge von der Basis bis zu dem Aeussersten immer abnimmt; die längsten zittern harmonisch, wenn wir einen groben Ton, und die kürzesten, wenn wir einen feinen Ton hören. Jedoch hören die Vögel und die Fische vollkommen wohl, ob sie schon keinen Schneken im Ohr haben, aber es hat das Ansehen, als wenn ein anderer Theil diesen Dienst verrichte. Sollten wir sagen, daß die halbrunden Kanäle zur Vermehrung des Tons nöthig sind? Man weiß aber, daß sie dem Elephanten fehlen. Es sey dem wie ihm wolle, so ist es doch gewiß, daß die tönende und elastische Erschütterung sich den Hörnerven durch die Zähne und durch alle Beine des Hirnschedels mittheilet.

In Ansehung des Gesichts gehet es also zu; die Sonne, die Sterne, und alle leuchtende Körper, schiessen aus ihrem Schoos eine sehr feine Materie, der wir den Namen Licht gegeben; diese Materie, wenn sie auf verschiedne Körper fällt, so strahlet sie zurück; sie trit in unsre Augen, fängt auf dem nezförmigen Häutchen, welches eine Ausdehnung des Sehenervens ist, der den Grund des Auges tapezieret, die Vorstellung des Gegenstandes, woher sie kommt, oder woher sie zurückgestrahlet ist, an zu bilden; dergestalt, daß die dem Augennez mitgetheilte Erschütterung dem gemeinschaftlichen Sinnensiz durch den Sehenerven zugeführet wird, und die Seele die

Gegenstände, die uns vor Augen liegen, gewahr nimmt.

Das Gefühl läßt uns der Körper fühlbare Eigenschaften unterscheiden, als, das Feuchte, Trockne, Weiche, Glatte, Harte, Rauhe, Kalte, Warme; dies geschieht vermittelst der auf der ganzen Weite der Haut verbreiteten nervigten Warzen, und fürnemlich auf dem Aeussersten der Finger. Wenn der fliessende Nervensaft durch die äussern Gegenstände gegen den gemeinschaftlichen Sinnensiz getrieben wird, so zeiget die Erschütterung, die in diesem Theil des Gehirns hervorgebracht wird, der Seele die Gegenwart eines Gegenstandes, und wenn die Erschütterung zu heftig ist, so empfindet die Seele einen Schmerz, ist sie sanft, so empfindet sie Vergnügen; wenn also ein vortreflicher Wein sanft die nervigten Wärzchen der Zunge erschüttert, so verursachet er eine angenehme Empfindung, weil nach den Gesezen der Vereinigung der Seele mit dem Leibe, auf iede starke Erschütterung des Sensoriums eine Affection in der Seele erfolgt: also hat es der Urheber der Natur festgesezt.

Wenn die wohlriechenden Düfte das Nasenhäutlein erschüttern, so verursachen sie die Empfindung des Geruchs, die Erschütterungen aber der Zungenwärzchen gehören zum Geschmak. Die Zunge ist iedoch dem Menschen nicht zu dem einzigen Gebrauch gegeben; sie dient auch, die Töne, die aus der Oefnung der Luftröhre herausgehen, auf verschie-

schiedene Arten zu verändern, und die Sprache hervorzubringen. Die Glottis ist eine ovale Spalte, wodurch die Luft durch die Einhauchung in die Lunge, und durch die Aushauchung aus derselben geht; die Ränder dieser Oefnung sind wie häutige Saiten, die mehr oder weniger können gespannt werden, und die sich kurz und lang machen können. Die aus der Lunge getriebene Luft, zerschlägt sich an diesen Saiten, bringt einen mehr oder weniger feinen Ton hervor, ie nachdem sie kürzer oder länger, mehr oder weniger gespannt ist; und dieser Ton, durch die Höhlungen der Nasenlöcher und des Gaumens modificirt, wie auch durch das Schlagen der Zunge an verschiedene Theile des Mundes, verändert sich in articulirte Worte.

Bey der Wurzel der Zunge fangen zwey aufeinander liegende Kanäle an, die man die Luftröhre und den Schlund nennt. Der erste führt die Luft in die Lunge, und durch eine Kunst, deren Kühnheit des Urhebers aller Mechanik würdig ist, findet sich oben an der Luftröhre eine kleine Zugbrüke, die sich erhebt bey iedem Durchgang der Luft, sie mag durch die Anziehung hinein, oder durch die Aushauchung herausgehen; die sich aber niederläßt, um genau die Oefnung des Kanals zu schliessen, so bald das geringste vom Festen und Fliessenden sich zeigt, um in den Schlund zu dringen: die grosse Schönheit von dieser Mechanik bestehet darinn: der geringste Theil der Nahrung drükt in seinem Hinuntergang die Nerven unten an der Zunge, auf diese Bewegung

folget

folget allezeit die Herablassung der Brüke auf die Luftröhre, ehe die Nahrung oder das Getränke dahin kommt. Jedoch manchmal kommen die Speisen in die Luftröhre hinein, welches einen plözlichen Tod verursachen kann.

Der Schlund empfängt die Getränke und die Speisen, die zum Magen gehen, wo sie verdauen, vermittelst eines Safts, den dieser Theil hergiebt, und einer Art von Reibung, die von der Bewegung des Magens herkommt. Wenn diese Speisen in eine Art Brey verwandelt worden, so gehen sie in die Gedärme, die an das Gekröse gefüget sind. Die Galle, die von der Leber, und der pankreatische Saft, der von dem Pankreas oder Krösdrüse kommt, ergiessen sich in das Gedärme, Duodenum genannt, und dienen zur gänzlich vollkommenen Verdauung. In Ansehung des Getränkes, da es entweder reines Wasser ist, oder vermischt mit gegornen und ungegornen vegetabilischen Säften, ist seine Verrichtung, die Speisen, die da nach und nach durch die Zähne, den Magen und die Gedärme sind zermalmet, vermischet, und klein zerrieben worden, vollkommen aufzulösen; alsdann werden sie geschickter, sich durch die Nahrung mit dem Körper zu vereinigen, nachdem sie iedoch die fernere Zubereitungen des Speichels, der Galle, der Magensäfte, der Gedärme, des Pankreas erlitten, der sie nur in einen Milchsaft, bekannt unter dem Namen Chylus, verwandelt, damit er sich mit der Masse des Bluts vermischet. Der Chylus gehet, sagt man, durch die Zusammenziehung

der

der Gedärme, in weisse Gefässe, bekannt unter dem Namen Milchgefässe, hinein, die ihn in das Behältniß des Pecquet führen, das selten einer ovalen Blase gleich siehet. Dieser Saft steigt durch den Milchadergang längst dem Rückgrad, nachdem er iedoch die Lympha oder Flußwasser, durch die lymphatischen Gefässe, die an diese Höhlung stossen, bekommen. Der Chylus wird erhoben durch das Schlagen einer grossen Pulsader unter dem Namen Aorta, welcher den Milchadergang drukt und den Saft zu steigen zwinget. Wenn er einmal in der Höhe ist, so kann er nicht mehr hinunter, weil er sich aufgehalten findet, durch eine grosse Anzahl Klappen, und sperret sich auch selbsten den Gang, wenn er mit Gewalt hinunter will; die Milch- und Wasseradern sind auch mit diesen wunderbaren Klappen versehen. Es findet sich auch an dem Ort, wo der Chylus in die Ader unter dem linken Schlüsselbein tritt, eine Klappe, welche das Blut dieser Ader verhindert, in den Milchadergang zu fallen; man siehet ferner, auf der innern Oberfläche der grossen Gedärme, Milch- und Saugefässe, welches zu erkennen giebt, daß mit nahrhaften Klystiren, einen Menschen verschiedene Tage zu erhalten, möglich ist.

Das Herz ist eine feste in die Brust schief gesezte Muskel, das Breite ist oben, die Spize unten; es ist in eine Art eines häutigen Sakes, den man Pericardium nennt, eingehüllt, und sein vornehmster Gebrauch ist, einen Saft, der das Herz befeuchtet, und die Bewegungen desselben erleichtert, zu filtriren.

Aus

Aus dem Herzen kommen zwey grosse Gefässe, die man Pulsadern nennt; die eine ist die Aorte, die andre die Lungenpulsader. Diese Gefäße theilen sich, so daß ein großer Theil ihrer Zweige mit andern Gefässen, so man Blutadern nennt, zusammen stossen. Diese bekommen das Blut von den Pulsadern, und führen es dem Herzen wieder zu. Diese Muskel hat zwey Höhlungen, die beyde durch eine fleischigte Scheidewand getrennet sind. Jede Höhle ist mit einem Ohrläppchen besezt, das auch eine Art von Höhlung ist, welche das Blut empfängt, und es in die Höhlung oder in die Kammer, die gegenüber ist, ausleeret. Das Herz hat zwey Bewegungen, die eine ist die Systole und die andre die Diastole: durch die erste zieht es sich zusammen, und treibt das Blut aus den Herzkammern, durch die zweyte erweitert es sich, und nimmt das Blut von den Adern auf. Indem sich das Herz zusammenzieht, so treibt die rechte Herzkammer das Blut in die Lungenpulsader, die es zur Lunge führt, wo es sich durch das Athemholen erfrischt; die linke Herzkammer treibt das Blut in die Pulsader, genannt Aorte, die es in alle Theile des Leibes vertheilt; diese Pulsader hat auch sehr starke Häutchen. Nach der Zusammenziehung formiret sich durch die Erweiterung in den Herzkammern eine Höhlung; sogleich geht das in den Herzohren gesammelte Blut in die Herzkammern, und das Herz ziehet sich, durch die Reizung, die das Blut erwekt, wieder zusammen; diese beständige Bewegung der Erweiterung und der Zusammen-

ziehung, verursachet das Schlagen der Pulsadern. Das Blut kommt durch die Ausbreitung der Hauptadern in viele Nebenadern von der Lunge zum Herzen wieder zurück, welche durch die Vereinigung, die Lungenpulsader formiren, welche das Blut in die linke Herzkammer überträgt, von da fließt es in die Aorte, die es den äuserſten Theilen des Körpers durch die Ausbreitung der vielen Blutadern zuführt, welche durch ihre Vereinigung die Hohlader machen, die das Blut zur rechten Herzkammer führt, und aus derſelben geht es in die Lunge.

Das Herz iſt mit verſchiedenen Valveln verſehen, die einen ſind beſtimmt, das Blut hereingehen zu laſſen, und es zu verhindern, daß es nicht durch den nemlichen Ort, wo es herein getreten, wieder herauslaufe, da die andern es aus dem Herzen gehen laſſen, und ihm den Rükgang ſperren; ſo daß das Blut, wenn es einmal in die Herzohren getreten, nur durch die Herzkammern herauskommen kann; das aus der rechten Herzkammer fließt durch die Lungenpulsader, und das aus der linken Herzkammer durch die Aorte. Man nimmt dergleichen Klappen oder Valveln in den groſſen Blutadern wahr, welche dem Blut den Rükgang zu ihren äuſſerſten Enden verwehren.

So iſt die wunderbare Bewegung des Herzens das ganze Leben hindurch; aber die Abſonderungen und die Auswürfe ſind nicht weniger der Aufmerkſam-

samkeit des Naturkenners und des Naturforschers würdig. Man bemerket eine grosse Menge Drüsen, die von dem Blut verschiedene Feuchtigkeiten, welche von grossem Nuzen in der animalischen Oeconomie sind, abzusondern bestimmet worden. Andre Drüsen, als die in den Brüsten, ziehen die Milch aus dem Blut; diese Milch, ein so süsser Trank, eine für das Kind so eigenthümliche Nahrung, ist nichts anders als der Chylus, der noch nicht recht mit dem Blut vermischt war; denn es werden verschiedene Stunden erfordert, bis er sich gänzlich vereinigen und zu Blut werden kann. Die beste Milch ist dieienige, die das Kind von einer gesunden Säugamme bekommt, die in der Blüthe ihrer Jahre ist, die eine mäßige Bewegung hat, kräftige Speisen genießt, vier bis fünf Stunden nach Einnehmung der Mahlzeit, weil alsdann der Chylus ganz in Milch verwandelt ist. Derienige, den das Kind gleich nach der Mahlzeit der Säugamme bekommt, ist rohe und schmeckt nach der Beschaffenheit der Speise; aber zwölf Stunden nach dem Essen ist die Milch gelblicht, und hat einen fast harnigten Geruch. Die Milch, die man melkt, verliert subtile sehr heilsame Düfte; die man sauget, dienet mehr zur Nahrung und zur Stärke. Die Leidenschaften bringen in der Milch einer Frau grosse Veränderungen hervor: van Swieten hat ein Kind gesehen, das sehr geneigt zu Konvulsionen wurde, weil es an einer Säugamme, die in einem Anfall der Wuth war, gesogen hatte.

Es

Es wird jezo unsern Lesern leichter zu verstehen seyn, was wir über die Reproduction der Thiere gesagt haben. Die Alten haben geglaubt, daß das Männlein und Weiblein zur Zeugung der Thiere mitwürke; sie waren überzeuget, daß der Leib des Fötus das Resultat einer richtigen Vermischung des Mannssaamens mit dem Blut der monathlichen Reinigung des Weibes wäre. Sie haben demnach geglaubt, daß die Theile des künftig lebendigen Körpers, sich zu einer gehörigen Bildung bereiteten; andre aber, ohne einige Achtung gegen das Alterthum, und welche wähnten, daß vielmehr uns als den Alten die Wahrheit zu entdecken ist aufbewahret worden, haben diese Meinung als gar zu einfältig angesehen, und für wenig würdig für den, der in jeder Materie seine Gedanken über das gemeine Volk erheben will. Sie haben ein anderes System bekannt gemacht, nach welchem das grosse Zeugungswerk, auf eine gewisse Lebendigmachung gesezt wird, welche der männliche Saame, in den ganz animalischen Maschinen, die zum voraus in den Eyerstöcken der Weiblein sich befinden, hervorbringet. Diese Eyerstöcke sind zwey an den Seiten des innersten der Bärmutter angefügte weislichte Körper; ihre Figur ist fast oval; jedoch an einer Seite plat gedrukt; in der Blüthe der Jahre, wiegt der Eyerstock ungefehr den vierten Theil einer Unze; er runzelt sich und wird kleiner in dem Alter. Man bemerkt daran mehr oder weniger runde Bläschen, nach dem Alter und Temperament, sie sind mit einer Feuchtigkeit angefüllt, die dem Weissen im Ey

ähnlich ist, wovon sie die Konsistenz, die Farbe und den Geschmack, wenn man sie kochen läßt, annimmt; man hat diese Bläschen Eyer genannt, wegen der Gleichheit, die sie mit den Eyern haben; die größten sind kaum wie eine Erbse. Man zehlt ihrer zehen, zwölfe, manchmal auch mehrere; zuweilen wird man deren auch nur eins oder zwey gewahr.

Die Wasserbläschen, die sich manchmal daran finden, sind oft der Anfang zur Wassersucht bei den Weibern; sie zeigen sich niemals in dem natürlichen Zustande des Eyerstocks. Die gelben Körperchen sind von einer Substanz, welche beynahe drüsig zu seyn scheint: sie sind in den Eyerstock eingeschlossen, und zeigen sich nur im mannbaren Alter. Man sagt insgemein, daß sie bey der Empfängnis präexistiren; allein Herr von Haller will in den von ihm untersuchten Thieren beobachtet haben, daß der gelbe Körper sich in dem Grübchen des Eyerstocks bilde, wo eine Art von Körperchen herausgegangen, dem man den Namen Ey beyleget, weil man geglaubt hat, daß dieses Bläschen den ganz gebildeten Embrion in sich hält. Dieses gelbe Körperchen, artet nach der Meinung dieses nemlichen Gelehrten, nachher in eine Art von harter Beule aus; so daß man in dem Eyerstock eben so viele Arten von harten Beulen, als Befruchtungen gewesen, findet. Die Trompeten des Fallopia sind zwey fast kegelförmige gekrümmte Kanäle, an den Grund der Bärmutter an jede Seite angefüget; es ist eine Aehnlichkeit mit einer Trompete, weswegen ihnen Fallopia diesen Namen beygelegt hat;

man

man kan daran bemerken: ihren Ausgang aus der Bärmutter, wovon sie die Fortsezung machen, und ihre mit den Eyerstöcken durch das Häutgen der breiten Bänder schwimmende Anfügung. Die Länge, die sechs, sieben, und manchmal acht Finger breit ist. Die Dicke gleicht fast dem kleinen Finger gegen die Mitte. Das äusserste Ende, welches an die Bärmutter gefüget, und sehr klein ist; sie öfnet sich in ihrer Höhlung, und kann einen Griffel in sich halten; die andere schwimmt in dem Schmeerbauch und ist weiter; man kann eine Röhre von mittelmäßiger Grösse hineinthun; sie ist mit vielen Franzen, die muskligt scheinen, umgeben; diese Franzen, sagt man, legen sich an den Eyerstock, wenn es zur Empfängnis nothwendig ist. Die Häutchen, wovon das äussere von dem Nez um das Eingeweide hervorgebracht wird, das Innere hängt mit der Substanz der Bärmutter zusamm, von innen ist es runzlicht, und von einem Saft, der sich darinnen filtriret, befeuchtet; es ist nicht zellicht, wie in den Thieren.

Die Gefäße sind sehr zahlreich, und machen einen höhligten Körper zwischen den Häutchen der Trompeten, damit wenn sie an den Eyerstock sollen gefüget werden, sie sich spannen können; diese Gefässe dienen auch, ihre Höhlung zu befeuchten.

Es haben verschiedene Naturforscher behauptet, man entdecke kleine Thierchen in allen Feuchtigkeiten des menschlichen Körpers. Man finde auch in der Saamenfeuchtigkeit der erwürgten Thiere, kleine

bewegliche Körperchen, die man für kleine Thierchen gehalten, und ihnen den Namen Saamenthierchen beygeleget. Löwenhök hat seine Entdeckungen durch das Mikroskop so weit getrieben, doß er die zwey Geschlechter von diesen Thierchen wahrgenommen haben will; wenige wollen aber dieser Meinung Glauben beymessen. Man hat keine angetroffen in der Saamenfeuchtigkeit der Unkeuschen; dieses stimmt ziemlich mit der Erfahrung überein, die uns zeigt, daß, die sich der Unkeuschheit ergeben, unfruchtbar sind. Man hat beobachtet, daß die Thierchen, die sich in den todten Körpern der jungen Leute befinden, sehr stark sind, und die von den Alten, gleich nachdem sie aus dem Leibe gegangen, sterben. Man siehet hierinnen eine Ursache, welche beweiset, warum die Alten nicht fruchtbar sind; auf diesen Grund hat man viele Hypothesen gebauet: die einen haben sich eingebildet, wenn die Saamenfeuchtigkeit in die Bärmutter eingesprüzet worden, so frässe ein kleines Thierchen das andere; und das lezte, das sich von allen den übrigen ernähret hätte, bilde den Embrion: andre haben gesagt, daß diese kleine Würmchen zu dem Eyerstock durch die Trompeten stiegen; wenn sie da wären, so kröchen sie zu dem Ey, welches reif wäre; und das erste, welches die kleine Oefnung, die in dem Ey ist, anträfe, da hineingienge; daß sich daran eine Klappe befinde, welche dieses kleine Würmchen zurückzukehren verhindere; wenn viele reife Eyer sich da befänden, so bildeten sich verschiedene Embrionen, weil viele Würmchen sich in diese Eyer einschlie-

chen. Wieder andere haben versichert, daß die Körper der Thiere in den Eyern der Weiblein existirten, und daß des Männchens Saamenfeuchtigkeit nur die erste Entwickelung zu wege bringe; die Lage aber unzählig möglicher Keime ist schwer zu begreifen, wo die einen in den andern, und alle miteinander in einem oder in wenigen Eyern in einer auf einander folgenden Ordnung enthalten. Diese nemliche Sache sollte auch in Ansehung der Pflanzen geschehen. Wie hat es aber in den Keim einer einzigen Pflanze, zusammengebracht werden können? Und diese Pflanze die würklich existirt, und die Saamen, die sie hervorbringt und hervorbringen wird, und die Pflanzen, die aus diesen Saamen entstehen werden, oder würden entstehen können? Dieses übersteigt bey weitem die Kräfte der größten Geister. Harsöcker vermeint durch die Rechnung gefunden zu haben, daß der erste Saamen, zu dem, der sich entwickeln würde im sechzigsten Jahrhundert, in der Vergleichung des Eins zu diesem nemlichen Eins dreißigtausend Nullen folgten; ein gewisser Gelehrter versichert aber, in der Rechnung, die viele Leute als richtig angesehen, einen Irthum angetroffen zu haben. Harsöcker macht demnach den Schluß, wenn er voraussetzt, daß der erste Saame z. B. in einem Jahr zweyhundert Saamen hervorbringen könne, so ist es klar, daß der erste in dem ersten enthaltene zu einem dieser Saamen sich wie zweyhundert gegen eins verhalte; und indem man diese Folge in geometrischer Progression fortsezt bis zum 6000 Jahr, so scheint es, daß der erste Saamen zu einem der lezten, in

diesem Jahrhundert entstandenen, in einer so grossen Proportion als diese von Harsöckern ist festgesezt worden, seyn wird, um desto mehr, da man Saamen mit Saamen vergleichen muß, weil es nicht aller Saamen ist, sondern ein einziges von diesen Theilen, welches die Pflanze in sich hält, und da in unserm Fall, von diesem Theil zweyhundert Saamen entstehen, so wird einer von ihm der $\frac{1}{200}$ von diesem seyn; und da dieser nur $\frac{1}{6}$ z. B. von allem Saamen ist, so wird dieser $\frac{1}{1200}$ Theil in Ansehung dieses ein $\frac{1}{1200}$ Theil in Betrachtung alles Saamens seyn, also ist der zweite Zeitpunkt dieser Reihe ein $\frac{1}{7200}$ Theil, wenn man diese Reihe bis auf 6000 hinauf sezt, so ist es kein Wunder, daß daraus diese erstaunende Proportion zwischen dem ersten Saamen und einem der lezten, der sich darinnen eingeschlossen befindet, entstehen kann. Uebrigens haben wir jezo nicht Zeit diese Rechnung zu erweisen.

Ein Saamenwürmchen, gesezt daß eins vorhanden ist, ist mehr denn tausend Millionenmal kleiner als der Mensch; wenn wir nun sezen, daß die Grösse des Menschen für eine Einheit genommen werde, so kann die Grösse des Saamenthierchens nur durch den Bruch $\frac{1}{1000000000}$ ausgedrücket werden, nemlich durch eine Zahl von zehen Ziffern; und da der Mensch, gegen das Saamenthierchen der ersten Generation im nemlichem Verhältnis ist, als das Thierchen zu dem Saamenthierchen der zweyten Generation ist, so kann die Grösse oder die Kleinheit des Saamenthierchens der zweiten Generation nur durch eine Zahl, die aus neunzehn Ziffern be-

steht, ausgedruckt werden; und nach dem nemlichen Verhältnis, wird die Kleinheit des Saamenthierchens von der dritten Generation, nur durch eine Zahl von acht und zwanzig Ziffern ausgedruckt werden können; das von der vierten durch sieben und dreisig, von der fünften durch sechs und vierzig, und das Saamenthierchen von der sechsten Generation durch eine Zahl von fünf und funfzig Ziffern. Um uns einen Begriff der durch diesen Bruch vorgestellten Kleinheit zu machen, sagt Herr von Büffon, wollen wir annehmen die Abmessung der Sphäre der ganzen Welt, von der Sonne an, bis zum Saturn, wenn wir die Sonne eine Millionmal grösser als die Erde sezen, und tausend Sonnendurchmesser vom Saturn entfernt; so werden wir finden, daß nur fünf und vierzig Zahlen gehören, um die Zahl der Kubiclinien, die in dieser Sphäre enthalten auszudrücken; und wenn man jede Kubiclinie in tausend Millionen Atomen auflöset, so braucht man nur vier und funfzig Zahlen, um diese Zahl davon auszudrücken; folglich wäre der Mensch, in Vergleichung des Saamenthierchens von der sechsten Generation, grösser, als die Sphäre der ganzen Welt (von der Sonne bis zum Saturn) es nicht ist, in Vergleichung des kleinsten Atoms von Materie, das durch ein Vergrösserungsglas kann wahrgenommen werden. Wie wäre es, wenn man diese Rechnung bis auf die zehnte Generation hinauf sezen wollte? Die Kleinheit würde so groß seyn, daß man sie nicht mehr sehen könnte. Ich glaube, daß die Wahrscheinlichkeit dieser Meinung, nach dem Maase des Gegenstandes

verschwinden würde. Diese Rechnung kann auf die Eyer, so wie auf die Saamenthierchen angewendet werden; und vergeblich sagen die Anhänger dieses Systems, daß keine Ungereimtheit in der Herunterseztung der Grösse vorhanden sey, weil, fügen sie hinzu, die Materie bis ins Unendliche kann getheilet werden; aber diese Theilbarkeit existirt gar nicht in der Natur; es muß also diese Hypothese, wo man eine unendliche Fortwährung annimmt, verworfen werden, nicht nur als falsch, sondern als die sogar von aller Wahrscheinlichkeit sich entblößt befindet.

Wir mögten gern die Anhänger, die die Meinung haben, daß die Körper zum Voraus gebildet, fragen, ob der Ewige, wenn er die Körper der Thiere hervorbringt, und die einen in die andern hüllet, auf eine Art, die wir nicht zu erklären verlangen, weil wir es nicht verstehen, einige von diesen Körpern, in der Bärmutter der ersten Mutter, von verschiedener Natur, Figur, Größe und Dicke gebildet hat, und die ganz und gar an der Form der andern Thiere Theil nehmen, da sie zu der Art, in der sie gebohren, nicht gehören, weil sie einen oder mehrere Theile zu wenig oder zu viel haben, und folglich Misgeburten sind; wie hat er diese unter so viele andre vollkommen wohl gebildete Körper gesezt; so daß von Zeit zu Zeit aus dem Schoos der schönen und liebenswürdigen Mutter, und aus dieser in so vielen Keimen fruchtbaren Bärmutter, ganz was anders als die Frucht von dieser Mutter, die sie gezeuget, herauszukommen scheinet; daß ferner, wenn man solche Umstände

voraus-

vorausſezt, durchaus ein dergleichen Wunderding kommen ſoll, und daß unter ſo vielen Eyern, welche ohne Zweifel vollkommene, und zum befruchten geſchickte Werkzeuge enthalten, die geheimſten Gänge der Bärmutter ſich öffnen, was ſage ich, eine Menge Eyer, die vollkommene Werkzeuge einſchlieſſen, ſollten bei Seite geſchaft werden, damit das Ey, worinnen ſich die Misgeburt befindet, herauskomme, um Befruchtung und Leben zu bekommen, da man es nicht unterſcheiden kann, ob es ein vernünftiges oder unvernünftiges Weſen iſt? Laßt uns aufrichtig reden, wie kann man nach dieſem Syſtem die Misgeburten erklären? Man darf deswegen nicht die Schriften der Gelehrten und der Reiſenden, um ſich von der Wahrheit dieſer Sache zu überzeugen, zu Rathe ziehen; es iſt vielleicht nicht ein einziges Land, welches nicht hievon ein Beyſpiel liefert. Wie viele Weſen, die nicht Menſchen ſind, haben keuſche Mütter zur Welt gebracht, welche, da ſie nicht nach der Figur gebildet, und nach dem Plan, den man als weſentlich für das menſchliche Geſchlecht annimmt, vielen Leuten der Vernunft ganz unfähig ſcheinen. Wo ſollen dieſe Misgeburten herkommen? Es wäre eine Gottloſigkeit, wenn man denken wollte, daß Gott gleich beym Anfange der Welt beſtimmt, daß dieſer einen ſo ſonderbar gebildeten Kopf, einen Arm weniger, einen ſo unregelmäßigen Leib habe u. d. g. es wäre nicht weniger unvernünftig zu behaupten, daß ſolche in ihrem Anfange vollkommene Keime, durch die Einbildung der Mutter zur Misgeburt wür-

ben, oder gar durch die bloße Bewegung des Saamendampfes, so daß man von diesem Kopf, der unförmlich ist, von dem Arm, der zu viel ist, in dem System der Präexistenz einen Grund angeben könnte.

Der Mauleſel, der von der Paarung eines Eſels und einer Stutte gebohren wird, wo war er vor der Geburt? In der Bärmutter der Stutte: aber natürlicher Weiſe werden in der Bärmutter der Stutte für ihr Weſen homogene Keime ſeyn, und die bey ihrer Entwickelung, Pferde und nicht Mauleſel zu werden, beſtimmet ſind. Die Einbildung bewürkt dieſes auch nicht: ſezet die nemlichen Umſtände, ſo wird allezeit ein Mauleſel, und nicht ein Löwe, ein Ochs, oder was anders gebohren. Dieſer ſo ungeſtalte Keim, wird man ſagen, war ohne Zweifel, um befruchtet zu werden, der Nächſte; hätte ihn aber ein Pferd befruchtet, ſo würde daraus ein Pferd und kein Mauleſel entſtanden ſeyn. Wenn man ſolche Umſtände feſtſezt; kann man die Natur verändern, und den Keim des Weſens umbilden. Wenn der Eſel die Eſelin befruchtet hätte, ſo würde ein Eſel und kein Mauleſel entſtehen? Um auf die erſte Schwierigkeit eine paſſende Antwort zu geben, ſo dürften diejenigen, die die Präexiſtenz glauben, nur ſagen, daß Gott in dieſen Umſtänden, zur rechten Zeit einen dritten Keim erſchaft, dem er dieſe Form giebt; meine Antwort wäre hierauf: Gott iſt der Allmächtige; ſo würde aller Streit aufhören. Loke redet von einem Thier, das eine Kaze und einen Raz hervorgebracht, welches ſichtbare Merkmale von dieſen

sen beyden Thieren hatte; in welchem es schiene, es habe die Natur keinem Muster von diesen Arten insbesondre gefolget, sondern habe sie alle beide mit einander vermenget.

Hartsöcker und Löwenhök meinen, die Thiere haben den Saamenthierchen ihr Wesen zu verdanken. In diesem System würden unglücklicher Weise etliche tausend Thierchen aufgeopfert, um einem einzigen ihrer Mitgesellschafter das Leben zu geben, weil aus der unzählichen Menge dieser in die Bärmutter einer Stutte hingegossenen Thierchen, gemeiniglich nur eines oder aufs höchste zwei entstehen, und unter denen, die so unglücklicher Weise umkommen, wie viele Millionen kann man sich nicht vorstellen, daß darinnen enthalten sind, und deren Wesen folglich sich auf ewig zur Vernichtung verdammt befindet! Es sey aber das Ansehen des Löwenhöks so groß, wie es will, so haben sich neue Schriftsteller die Existenz der Saamenthierchen zu leugnen unterstanden. Vergrösserungsgläser von grösserer Vollkommenheit, eine genauere Untersuchung, haben neuerdings in dem Saamen des Dintenfisches erwiesen, sehr in einandergehende Arten von Röhrchen, die sich alle in Bewegung sezen, an Gestalt verschieden sind, und eine aus kleinen dunkeln Kügelchen bestehende Materie aussprühen, die in einer molkigten Feuchtigkeit schwimmen, aber kein eigentliches Zeichen des Lebens von sich geben. Der diese Beobachtung angestellt hat, macht den Schluß, das was er im Grossen im Dintenfisch gesehen, muß im Kleinen in andern Thieren

existi-

existiren, und was man für lebendige Wesen gehalten, müssen nur Arten von Keimen seyn, die zur Befruchtung bestimmt sind. Die Vergleichung mit diesen Erfahrungen und des Löwenhöks seinen hat eine grössere Analogie, als man denken sollte; was er über die Art sagt, wovon einige von diesen Thierchen sich brechen oder sich entwickeln, über ihre Veränderung der Figur, über ihre fortschreitende Bewegung, die nach seiner Meinung in der Dicke wie ein Haar sind; endlich daß er sagt, daß die Leiber dieser Thiere, auf Glas gelegt, sich fünf ganze Monathe erhalten haben, beweißt, daß ihr äusserer Umschlag eine Festigkeit hat, die den Saamengefässen des Dintenfisches gleichet; denn es giebt dieser äussern Decke die Festigkeit eines Knorpels. Ein berühmter noch neuerer Schriftsteller, als der erste, hat seine Einsichten über die Saamenfeuchtigkeit noch weitläuftiger gezeigt, die sich aber weniger von der Beobachtung des Löwenhöks entfernen. Die Saamenfeuchtigkeit eines frischen und warmen Kadavers kam seinem Auge nur wie eine fast zusammengeronnene und sehr zähe schleimigte Materie vor; unter dem Vergrösserungsglas aber, schiene sie ein ziemlich dichtes Gewebe zu bilden, das aus Fäserchen einer ansehnlichen Länge und Dicke bestanden, und die aus dem dickesten Theil der Feuchtigkeit hervorzukommen schienen; diese Fäserchen sonderten sich auseinander, nachdem die Feuchtigkeit flüßiger wurde, und theilten sich in Kügelchen, die an diese Arten Röhrchen, durch ein sehr dünnes Stielchen angefüget waren, wodurch

sie

ſie eine Art von Schwanken ohne die Bewegung zum Fortrücken hatten, nach und nach aber verringerte ſich die Länge und die Dicke dieſer Stielchen, und auf dieſes Schwanken erfolgte eine ordentliche fortſchreitende Bewegung; nach einigen Stunden bemerkte er eine ordentliche Bewegung von dieſen Körperchen, die Reihen- und Rottenweiſe giengen, und immer aus einem ſchleimigen Mittelpunkt herauskamen, nach einem ziemlichen Zeitraum vertrocknete dieſe Feuchtigkeit, und er entdeckte nichts mehr, als gewiſſe Abtheilungen, die von dieſen geronnenen Kügelchen formirt waren, ſamt einer klaren Subſtanz.

Dieſe Kügelchen in Bewegung werden auf gleiche Weiſe nach wiederhohlten Verſuchen in dem Männchen und Weibchen der Thiere gefunden, und ſind das Produkt der beſtrebenden Kraft von allen Theilen des animaliſchen Körpers; man findet ſogar dergleichen in den vegetabiliſchen Körpern; man erblickt ſie unter dem Vergröſſerungsglas, wenn ſie eine gewiſſe Gröſſe erreicht haben: es iſt aber nicht nöthig, daß man ihrer gewahr werde, um von ihrer Exiſtenz verſichert zu ſeyn, nach den Beobachtungen des Valiſnieri. Man kann dieſe Körperchen organiſche Theilchen, auch lebendige Theilchen nennen, in dieſem Verſtande, weil ihnen organiſche Körper hervorzubringen eigen iſt, und nicht nur eines vegetabiliſchen, wie die Pflanzen, ſondern eines wahrhaftigen Lebens, welches einen geiſtigen Urſtof vorausſezt, fähig ſind: dieſe organiſche Kügelchen aber ſcheinen nicht einen ſolchen Uranfang zu haben, und

man

man kann sie nicht unter die Zahl der lebendigen Wesen sezen, die zu wollen und zu empfinden fähig sind.

Herr Büffon scheinet die Materie in die lebendige und in die todte einzutheilen. (Hist. Nat. vol. 3. pag. 57.) Er nimmt eine grosse Menge lebendiger organischer Theilchen an, welche die lebendige Kreatur hervorbringen sollen. (ibid. pag. 58.) Nach seiner Meinung existiret eine bestimmte Menge organischer oder lebendiger Materie, die nichts zerstöhren kann; und zu gleicher Zeit existirt eine bestimmte Anzahl Formen, die sich mit derselben verähnlichen; (Vol. III. pag. 34.) die bewegenden Körperchen, die sich in der Saamenfeuchtigkeit, in dem eingeweichten Fleisch der Thiere, in den eingeweichten Saamenkörnern, als in den andern Theilen der Pflanze befinden, sind organisirte Wesen und keine Thiere. (ibid. p. 389.) Es scheint, daß dieser Schriftsteller diesen Schluß aus den Versuchen des Needhams über ein Stückchen gebratenen Fleisches hernimmt. Als dieser Naturforscher kälberne Sulze und anderes geröstetes und gebratenes Fleisch genommen, zum Untersuchen dem Vergrösserungsglas untergestellt, nachdem er es einige Tage in dem Wasser hatte weichen lassen, und das in kleinen Fläschchen mit grosser Sorgfalt zugestopft war, so fand er bewegende Körperchen in allen: daraus schließt man, daß diese Körperchen keine Thierchen sind, sonst wären sie durch die Würkung des Feuers umgekommen. Er gründet sich auch darauf, daß diese Klümpchen nicht die beständige Form behalten; bald haben sie

ein

ein Stielchen, bald haben sie keines. Sie gehen immer auf die nemliche Art, zur nemlichen Zeit, niemals hat sie unser Schriftsteller gesehen sich wieder in Bewegung sezen, sie gehen und bewegen sich immer vorwärts, ohne iemals still zu halten, und wenn sie stehen bleiben, so kommen sie nicht mehr in die Bewegung; (ibid. pag. 395.) Alle diese Gänge aber gehören keinesweges für die Thiere.

Ich bemerke erstlich, daß der Versuch des Needhams, wenn man ihn für wahr annimmt, nur beweiset, daß einige Tage zu den gebratenen Stückchen Fleisch nöthig gewesen, um diese Thierchen hervorzubringen, von denen die Eyer auf eine unsichtbare Weise, in den Fläschchen, ehe man die Stückchen Fleisch hinein gethan sich befanden; oder sie können auch in den Stückchen Fleisch gewesen seyn, wohin kleine Luftinsekten sie seit der Zubereitung geleget haben. Findet man nicht verschiedene Insekten in den faulen Wassern? Haben diese Insekten ihren Ursprung den Eyern, die die Fäulnis hat ausschliefen lassen, zu danken? Damit dieser Versuch nicht zweifelhaft wäre, so scheint es, man sollte diese bewegende Körperchen, als man die Sulze noch warm hineingethan, oder vielmehr die ganz warme Brühe in die Fläschchen gegossen wahrgenommen haben; es scheint sich dieses aber nicht so zu verhalten; im Gegentheil hat man nur nach Verlauf einiger Tage diese lebendigen Kügelchen, da sie die Zeit auszuschliefen und zu wachsen hatten, bemerket.

Ich verlange nicht zu behaupten, daß diese bewegende Körperchen, die man in grosser Menge in der Saamenfeuchtigkeit der Thiere, in den Saamenkörnern, und in den substanziellesten vegetabilischen und animalischen Theilen findet, wahre lebendige Thierchen seyn sollen. Sie könnten nur auf eine gewisse Art organisirte Körperchen seyn, und die durch eine Art von Gährung in Bewegung kämen, und Leben und Bestreben zu haben scheinen. Wir wollen auf einen Augenblick annehmen, daß ihre Organisation so beschaffen ist, daß, wenn sie durchs Wasser oder durch einen Spiritus aufgetrieben, sie eine Art von Triebwerk bekommen, welches, wenn es sich zusammen schließt, des Körperchens Theile einzieht, und diese Feuchtigkeit durch ein Mundloch treibt, das in dem entgegengesezten Theil ihrer fortgehenden Richtung sich befinden müßte; in diesem Fall, müßten sich diese Kügelchen beynahe bewegen, wie sich eine Rakete durch die Würkung des Feuers und die Gegenwirkung der Luft bewegt, oder auch wie eine erhizte auf einem bewegenden Wagen geführte Luftkugel mit Weingeist angefüllet, einen hellen Strahl hervorbringt. Wenn viele von diesen Lichtstrahlen auf verschiedene Arten gestellet sind, so werden diese Theilchen, so wie es würklich geschieht, sich auf alle Weise drehen und wenden können, (siehe ibid. pag. 21.) aber alsdann werden sie die Grösse vermindern, werden kleiner werden, und endlich, wie es würklich geschieht, verschwinden. Herr von Büffon gesteht (Vol. III. pag. 334. 335.) daß die sich bewegenden

Kör-

Körperchen, die man in der Milch des Dintenfisches findet, nur bloße Maschinen, Arten von Pumpen sind. Jedoch dauert die Bewegung von diesen Maschinen, die vielleicht aus den Theilchen der milchigten Feuchtigkeit entstanden, ohngefähr eine halbe Minute. Ein Beobachter, der nur für die Thierchen eingenommen wäre, könnte denken, daß die Aufhörung der Bewegung den Tod des Thieres anzeigte, da es nur den Stillstand der Wirkung eines Triebwerks ankündiget; von einer andern Seite, wenn dieses lebendige organische Theilchen sind, so hatte man Unrecht zu behaupten, daß allezeit in der Natur eine nemliche Menge organischer Materie, die nichts vernichten kann, würklich vorhanden sey, weil die Versuche augenscheinlich darthun, daß nach einer gewissen Zeit die Bewegung dieser Theilchen aufhört, so muß folglich ihr Leben auch aufhören. Ist aber nicht aller Anschein, daß die bewegenden Theilchen, die man in der Saamenfeuchtigkeit, in dem eingeweichten Fleisch, in den Keimen, in den Pflanzen u. d. g. beobachtet, von der nemlichen Art als des Dintenfisches seine sind? Welcher aufmerksam, sowohl die Versuche, die Herr von Büffon anführt, als die Schlüsse, die er daraus zieht, untersuchen will, der wird gestehen, daß dieser Gelehrte kein festes Vertrauen auf seine Theorie sezen kann; man sollte sogar manchmal sagen, er betrachte die bewegenden Körperchen eher als Maschinen, als für lebendige Körperchen; (ibid. pag. 393 und pag. 334. 335: pag. 397 des nemlichen Vol.) siehet er sie nur an,

als organische Theilchen in Bewegung; jedoch versichert er (ibid. pag. 124.) daß das lebende und das beseelte eine natürliche Eigenschaft der Materie ist; daß die Zeugung des Thieres, der Natur nicht mehr, und vielleicht noch weniger als diejenige der Pflanze kostet: und (ibid. pag. 396.) wenn er von den bewegenden Körperchen, davon wir eben Erwähnung gethan haben, redet, „(ist es nicht natürlich, sagt er, sie als lebendige organische Theilchen, die das animalische und vegetabilische ausmachen, anzusehen, als Theilchen die Bewegung und eine Art Leben haben, die durch ihre Vereinigung bewegende und lebendige Wesen hervorbringen, und animalische und vegetabilische Körper bilden sollen?)„ Das wäre eben, als wenn man sagte, verschiedene zusammen vereinigte Kugeln, werden eine grosse Kugel ausmachen. In diesem Fall müßten die vegetabilischen Körper ein nicht so vollkommenes Leben, als die animalischen haben; aber dieses muß doch immer ein vollkommenes Leben seyn. Wie könnte sonst das Leben eines grossen Thieres von dem Zusammenfluß dieser, von allen ihren Theilen entspringen? Ist das Leben nicht ein untheilbares und einfaches Ding? „Das Thier, sagt unser Schriftsteller, (Vol. III, pag. 8.) vereinigt alle Kräfte der Natur; es will, es handelt, es entschließt sich.“ Aber das Wollen, das Empfinden, das Entschliessen, sind dieses Sachen, welche in einem Thier von dem Zusammenfluß des Wollens, des Empfindens, des Entschliessens, von jedem der organischen Theilchen des Thieres her-

kom-

kommen? Wer wollte so ungereimt behaupten, daß ein Wille der Zusammenfluß oder die Summa anderer Willen sey? Wie kann man Willen, Entschliessungen, Empfindungen annehmen, die sich theilen liessen? Warum sollen die Theilchen, die den Kopf bilden, die nemliche Sache verlangen, wie die, welche die Beine und das Eingeweide bilden? Würde es nicht eben so lächerlich seyn, wenn man behaupten wollte, daß Willenskräfte, organische Theilchen, von den Füssen, von dem Schwanz eines Löwen, um einen einzigen Willen zu formiren, sich vereinigten, als wenn man sagen wollte, daß alle diese Theilchen, den nemlichen Punkt des Raums einnehmen? Welche Ursache könnte sonst diese Vereinigung hervorbringen? Auf welche Art würde es geschehen? Von einer andern Seite, jede organisirte und nicht organisirte Materie, es mögen ihre Theile auf diese oder auf jene Art eingerichtet seyn, sie mögen eine Einrichtung, eine Stellung haben, wie man will, wird im eigentlichen Verstande, weder Willen, noch Empfindung, noch Entschliessung haben. Ich sollte noch dazu fragen, ob die ersten Urstoffe, aus denen diese organischen Theilchen bestehen, denen man ohne Grund Leben und Kraft etwas auszurichten beylegt, selbst ein Leben haben? Da diese ersten Urstoffe die Baumaterialien sind, aus denen diese organischen Theilchen ihre Zusammensezung haben, so soll man sie, wird man ohne Zweifel sagen, als rohe Materien, die sich weder ihrer Existenz bewußt sind, weder Kenntnis noch Empfindung haben, ansehen. Wie

will man nun behaupten, daß die Einrichtung und Stellung allein von todten Theilchen, ein lebendiges Wesen bilde, das zu empfinden, zu wollen, sich zu entschliessen, fähig wäre? Es wäre eben so, wenn ich sagte, daß die Zusammensezung von tausend Stückchen Marmor ein Stück Gold oder Silber bilden könne; oder hundert todte Thiere durch eine gewisse Anordnung ein lebendiges Thier ausmachen.

Wir wollen hier wider die Meinung des französischen Plinius, die Meinung des Herrn Spalanzani hersezen, welcher behauptet, daß die Saamenthierchen sich nur in dem fliessenden Theil des Saamens der Thiere befinden, und daß sie nur in dem faserigten Theil vermittelst des fliessenden existiren; da Herr von Büffon behauptet, daß diese Thierchen eben von dem schleimigen und faserigen Theil des Saamens herkommen: Herr Linnäus aber denkt, daß dieses nur Theilchen von wirkungsloser Materie sind, die auf dem Saamen, den die Hize in Bewegung sezt, schwimmen. Herr von Büffon versichert, daß die Stielchen, die man an den Saamenthierchen sieht, keine Schwänzchen sind, sondern Theilchen von organischer Materie, die von dem Körperchen, von dem sie abzuhängen scheinen, unterschieden sind. Es behauptet hingegen Herr Spalanzani, daß diese Stielchen allemal, wenn er sie zu betrachten vorgenommen, ihm als eben so viele wahre Schwänzchen vorkamen, die an den Körperchen der Saamenthierchen hängen, und zu ihrer

Be-

Bewegung dienen. Er glaubt, daß das doppelte Vergrösserungsglas, welches Herr von Büffon gebraucht, ihn zu dem Irrthum verleitet habe; und er räth dieserwegen denen, die Versuche anstellen, das einfache Vergrösserungsglas, welches den Umriß der Gegenstände und ihre Formen, mit der größten Richtigkeit, und so unterscheidend als möglich, vorstellt. Herr von Büffon gründet seine Meinung ferner auf die Leichtigkeit, mit welcher die Saamenthierchen sich auf alle Art bewegen, auf ihre Veränderung der Figur, ihre Theilung, ihre Zusammenziehung, und andre Unregelmäßigkeiten, die er beobachtet hat. Herr Spallanzani antwortet hierauf sehr gründlich; er glaubt, daß dieses Infusionsthierchen sind, die nach dem Tode der Saamenthierchen entstanden, und die unsern Beobachter getäuscht haben. Es ist, wenn man ihm in diesem Stücke glaubt, die Ursache, daß man diese Thierchen von denen, die an ihre Stelle gekommen, nicht recht unterschieden hat, so daß Herr von Büffon den lezten alle die Unregelmäßigkeit, wovon er geredet, zuschreibt; und er hätte leicht diesen Irrthum vermieden, wenn er auf den Grund gesehen hätte, anstatt sich bey der Oberfläche der Saamenfeuchtigkeit aufzuhalten; er hätte die Kadaver der Saamenthierchen, denen die Natur nur einige Stunden zu leben vergönnet, deutlich gesehen. Endlich behauptet Herr von Büffon, daß eine der Gefrierung nahe Kälte den Saamenthierchen Lebhaftigkeit giebt, und daß ein Grad von mittelmäßiger Wärme ihre Bewegung aufhält; welches ganz

das Gegentheil ist von dem, was in andern Thieren vorgeht. Der italienische Naturforscher aber hat beobachtet, daß die Saamenthierchen bey der Kälte erstarren, und daß ihnen die Wärme ihre Lebhaftigkeit wiedergegeben. „Dieses sind, fügt er hinzu, die Würmchen, die man im verdorbnen Saamen entstehen sieht, die ihre Lebhaftigkeit in der Kälte erhalten; und diese haben den sinnreichen Erfinder der organischen Körperchen in den Irrthum verleitet.“ Nachdem er also den Grund der Hypothese des Herrn Büffons untergraben, so beweiset er durch viele Versuche, daß unter den Saamen- und Infusionsthierchen eine grosse Aehnlichkeit ist; und versichert, daß die ersten gar nicht blose Maschinen, sondern würkliche Thierchen sind.

Nach der Meinung des Herrn Spallanzani, sind die Infusionsthierchen keine Pflanzen, die in Thiere verwandelt worden, wie es ein gelehrter Naturforscher, indem er sich auf folgende Versuche stützte, vorgebracht: mittelmäßig zermalmtes Korn in Wasser gethan, bringt in kurzer Zeit Fasern hervor, die sich mit einer Art von vorrückender Bewegung verbreiten, sich theilen, und endlich, durch die vegetabilische Kraft erhoben, sich in Thierchen verwandeln: ein Körnchen Weizen, wovon das Drittel durch ein wenig Pantoffelholz über dem Wasser gehalten, und die zwei Drittel versenkt werden, treibt von unten kleine lebende Pflänzchen; wenn man sie von einander gesondert hat, so erscheinen sie anfangs als Kügel-

chen, bald darauf aber verwandeln sie sich in Thierchen. Herr Spallanzani hat diese zwey Versuche wiederhohlt; er hat die Production der von Herrn Needham beschriebenen mikroscopischen Pflanzen wol beobachtet, allein er hat in ihnen weder freywillige Bewegung noch Verwandlung wahrgenommen; und er hat entdeckt, daß die Bewegungen, die den ersten Beobachter in den Irrthum geleitet, durch den Stoß der Thierchen selbsten hervorgebracht wurden; und mit Hülfe vieler Beobachtungen des Herrn von Saussure, die er auf sehr viele Arten und mit der genauesten Vorsicht wiederhohlet und bestätiget, sezet er fest, daß die Infusionsthierchen sich Abtheilungsweise, oder so zu sagen, wurfsweise hervorbringen, wie die Polypen im süssen Wasser; diese Theilung der Thierchen wird verschiedentlich, nach den verschiedenen Arten hervorgebracht; die einen theilen sich nach der Länge, die andern nach der Quere; es giebt einige, die ein Kreuz formiren, wovon die vier Zweige vier Individua sind; die noch fruchtbarer sind, stellen die Figur einer Kugel vor, woraus zu verschiednenmalen Schwärme von Thierchen, eines nach dem andern, als so viele in einander gedrängte Sphären gestellt, sich los machen, und auf diese Art lößt sich die Kugel auf; Herr Spallanzani widerleget bei dieser Gelegenheit die Meinung des Herrn von Ellis, der jedes Infusionsthierchen, als einen Sack, der andere schon gebildete in sich hält, die er beym Eröfnen fahren läßt, ansieht; ehe Herr Tremblay die Natur der Polypen besser bekannt gemacht, hat man das

nemliche von ihnen gesagt; unser Schriftsteller glaubt, diese Hypothese sey eben so wenig wahr in Ansehung der Infusionsthierchen; und der Volvox vom Löwenhök hat allein bisher eine solche Seltenheit gezeuget. Er sezt die nemliche Materie fort, und entdeckt einige wichtige Beobachtungen über die Reproduction der Thierchen in der Meerlinse vom Löwenhök beobachtet, und ähnliche über die Polypen, die Herr Tremblay Armpolypen nennt. Er glaubt darauf durch seine Versuche zu beweisen, daß unter den Infusionsthierchen, die einen lebendig- die andern durch Eyer gebohrne Thierchen sind, und daß alle, im engsten Verstande genommen, Hermaphroditen sind. Er wendet sich zum drittenmal zum Herrn Needham, wider welchen er festsezt, daß diese Thierchen nicht schlechterdings mit dem Leben begabet sind, wie es dieser Gelehrte behauptet hat, sondern daß sie wahre und unterscheidende Kennzeichen, die dem Thier eigen sind, hätten. Jedoch die Schwierigkeit der Beobachtungen erlaubet weiter nicht, die Meinung des Herrn Spallanzani als eine erwiesene Wahrheit anzusehen, wenn man absonderlich bemerkt, daß sie keinesweges mit dem, was andre geschickte Naturforscher vermeinen, wahrgenommen zu haben, übereinkommt.

Der Volvox ist ein kleines Thier, das einer Kugel ähnlich siehet, beweget sich, und gehet in den süssen Wassern, worinnen er wohnet, nach seinem Gefallen: unter dem Vergrösserungsglas scheint er

aus kleinen Körpern zu bestehen; und Herr Pallas denkt, daß die organischen Theilchen, die sich in dem Saamen der grossen Thiere befinden, beseelte Wesen sind, die zu dieser Art von Individuen gehören.

Wenn wir aber zulassen, daß die Wesen, welche Herr Abt Spallanzani uns als Saamenthierchen vorstellt, lebendige Thierchen sind, so hätte er nichts damit ausgerichtet; denn es bliebe noch ihre Art in der Zeugung zu bestimmen, welches noch niemand bishero gethan hat; wenigstens nicht auf eine befriedigende Art.

Löwenhök will in dem Saamen des Hundes Thierchen von beyden Arten gesehen haben, wovon er die einen als Weibchen, die andern als Männchen betrachtet. Wenn man den Saamen von gar zu jungen Thieren, oder in der Zeit, da er noch nicht reif ist, betrachtet; einige Zeit vorher ehe sie sich zu paaren suchen, so scheinen, sagt man, diese vermeinten Thierchen ohne Bewegung, wenn aber die Zeit der Liebe gekommen, so bewegen sich diese Thierchen mit vieler Heftigkeit. Die Bläschen, die man in den Testickeln der Weibchen beobachtet, sind keine rechten Eyer, können sich nicht davon absondern, weil das Häutchen, das den ganzen Testikel umgiebt, ihnen nicht erlaubt, sich davon loszumachen. Ein Anhänger dieses Systems führt einen Versuch vom Herrn Nuck an, der sehr viel Aufsehens macht; dieser Gelehrte öfnete eine Hündin, er band eine der

Muttertrompeten in der Mitte feſt zuſammen, ſo daß der oberſte Gang mit dem untern keine Gemeinſchaft hatte, darauf that er dieſe Trompete an ihren Plaz, und machte die Wunde zu, wovon die Hündin nicht ſehr beſchwehret zu ſeyn ſchiene; nach ein und zwanzig Tagen öfnete er ſie wieder, und er fand zwey Embrionen in dem obern Theil, nemlich zwiſchen dem Teſtickel und der Verbindung; und in dem untern Theil dieſer Röhre befand ſich nichts, in der andern ungebundenen Röhre fand er drey Embrionen, die ordentlich lagen; welches beweißt, ſagt er, daß die Frucht im Mutterleibe nicht von dem Saamen des Männchens herkomme, ſondern daß ſie in dem Ey des Weibchens exiſtire, „man ſieht wohl, ſagt Herr von Buffon, wenn man voraus ſezt, daß dieſer Verſuch, der nur einmal vorgenommen, und auf welchen man folglich nicht zu viel rechnen darf, wenn man vorausſezt, ſage ich, daß dieſer Verſuch allemal die nemliche Würkung hätte, ſo wäre man nicht berechtiget, davon den Schluß zu machen, daß die Befruchtung in dem Eyerſtock geſchieht, und daß ſich von demſelben Eyer ablöſen, die ſchon die ganz gebildete Frucht in ſich halten; dieſer Verſuch würde nur beweiſen, daß die Frucht ſich ſowohl in den obern als untern Theilen der Muttertrompete bilden kann; und es ſcheinet ganz natürlich ſich vorzuſtellen, daß, weil das Band die Bärmutterröhren zuſammen drückte, es die Saamenfeuchtigkeit, die ſich in den untern Theilen befindet,

her-

herauszufliessen nöthiget, und folglich das Zeugungswerk in diesen untern Theilen vernichtet.“

Verschiedne neue Naturkündiger versichern, daß die Production der Thiere, von der Vermischung der Saamenfeuchtigkeiten des Männchens und des Weibchens entstehet; die organischen Theilchen, die aus allen Theilen des Leibes in ein gemeines Gefäß zusammen getragen worden, gehen aus dem Leibe des Männchens, in den Leib des Weibchens, und vermischen sich mit ihrer Saamenfeuchtigkeit, die des Männchens ihrer sehr ähnlich ist. Von dieser Vermischung entsteht ein kleines Körperchen, welches, wenn es sich entwickelt, der Körper eines Thieres wird. Malpighi hat allezeit in den Eyern der Hüner, die vom Hahn getreten waren, die Frucht gefunden; aber er hat nur eine weiche Materie in den Eyern der noch nie getrettenen, oder derer, die seit langer Zeit nicht getretten worden, gefunden. So ist es also augenscheinlich, daß die Präexistenz der Frucht nicht in dem Ey ist, und daß sie sich nur darinnen bilbet, wenn der Saame des Männchens sie durchdrungen.

Es giebt in der Natur entweder anziehende oder zurückstossende Kräfte, durch welche die organischen Theilchen von unterschiedenen Körpern sich anziehen oder zurück stossen, nach der Entfernung, in der sie sich befinden, und nach der Anordnung der körperlichen Theile, aus denen sie bestehen: davon hängen die regelmäßigen Figuren der Kristalle ab, die man

in

in verschiednen Salzen wahrnimmt; weil die Theilchen, aus denen sie bestehen, sich nur von gewissen Seiten anziehen, und dahin abzielen, diese Figur eher, als eine andre zu bilden. Aus einer nemlichen Ursache müssen die organischen Theilchen des Männchens und des Weibchens, durch ihre geordnete Einrichtung, einen Leib von einer bestimmten Figur hervorbringen; die Theilchen also, die von dem Haupt des Thieres herkommen, werden sich in die nemliche Ordnung stellen, von der sie abgegangen; die vom Rückgrad gekommen, werden sich in der nemlichen Ordnung, die zum Bau der Gelenke des Rückgrads gehöret, stellen; und so wird es mit allen übrigen Theilen des Leibes gehen. Folglich müssen diese Theilchen nothwendiger Weise ein kleines organisirtes Wesen, das in allem dem Thier ähnlich ist, von dem sie der Auszug sind, bilden. Wenn man Herrn von Büffon Glauben giebt, so existiret eine Anzahl Formen, die sich alle Augenblick zerstören und wieder erneuern, sich mit der organischen Materie verähnlichen, ihr die Figur und gehörige Einrichtung geben, verschiedene Körper, sowohl vegetabilische als animalische zu bilden. Diese Anzahl durch die organische Materie gebildeter Formen, nemlich durch Kügelchen, die, zur Bildung organischer Körperchen gehörige Theilchen einzurichten im Stande sind, ist beynahe immer die nemliche: die Materie, die sie bildete, bildet nach der Zerstöhrung der erstern sogleich andre; und auf diese Art bestehen die organischen Theilchen aus einer Materie, deren

Grösse

Grösse bestimmt ist. Die organischen Körperchen, die in den Speisen, die wir zu uns nehmen, verbreitet sind, sondern sich in den Gedärmen von den rohen Theilen ab, tretten mit dem Milchsaft in die Adern und in das Blut, halten sich in vielen Theilen des Körpers auf, wenn sie durch andre ihnen ähnliche Theile angezogen werden; und auf diese Art, wenn man hierinnen einem Gelehrten glaubt, ernährt sich der Körper in allen seinen Theilen, die man als hohl ansehen muß, und als so viele Formen, welche die organische Substanz in ihr innerstes einnehmen. Kann man sich denken, daß durch eine in den Formen hervorgebrachte Reizung, eine Zusammenziehung geschieht, welche die organische Theilchen austreibt, sie zum Kreislauf bringt, so daß sie sich in den Testikeln des Männchens, und in den Saamenbläschen der Weibchens zusammen vereinigen, wo sie nach einer erlittenen Veränderung vollkommen werden? Oder kann man auch glauben, daß die Theilchen, die die Saamenfeuchtigkeit bilden, durch das Reiben der Gefässe, und durch die Seiher der verschiedenen Theile des Körpers bearbeitet, sich darinnen formiren, ehe sie sich zu dem ihnen bestimmten Gefäß begeben, und also in den Stand gesezt werden, einen organisirten Körper hervorzubringen? Das wahre Gefäß des Saamens in den Weibchen der Thiere, ist nach der Meinung des Herrn Büffons in die drüsigten Körper, die auf ihren Testickeln wachsen, gesezt; der Saamensaft, der in der Höhlung dieser gelben und drüsigten Körperchen sich befindet, ist die wahre

Saamen-

Saamenfeuchtigkeit, in welchem man bewegende Theilchen, wie in der Männchen ihrem, bemerket. *)

Man

*) Die Bläschen des Eyerstocks enthalten einen Saamen, der noch unvollkommen scheinet, und wird erst vollkommen in den gelben drüsichten Körperchen; diese wachsen und zeigen sich nur zu gewissen Zeiten; oft sind sie von der Grösse einer Kirsche und von der Gestalt einer Birne; wenn sie klein sind, enthalten sie keinen Saft, oft sind sie unter dem Häutchen der Testikel verborgen, sie durchstossen es, und zeigen sich alsdenn aussen; man sieht einige rosenfarbig und auch roth, mit einem kleinen Wärzchen, mit einem oder vielen Löcherchen. Man muß sie nicht vermengen mit den Bläschen, die an den Testikeln hängen, oder sich von ihnen absondern, die man oft in den Weibchen antrift und Hyatiden nennt; diese enthalten einen Saft, der aleich dem Saft in den lymphatischen Bläschen des Testikels ist, worinnen man keine Bewegung wahrnimmt.

Wenn das drüsigte Kügelchen die Grösse einer Erbse erlangt hat, so sieht man an ihm schon eine mit Feuchtigkeit angefüllte Höhlung; und es scheint, Malpighi habe sich geirrt, da er einsmals in der Mitte dieser Höhlung ein Ey von der Grösse eines Hirsenkorns zu sehen geglaubt. Der Saame der Weibchen geht von den Bläschen des Eyerstocks in das drüsigte Kügelchen, woraus er geht, wenn dieser nemliche Körper die ganze Reife erlangt hat. Valisnieri hat ihrer zwei in iedem der Testikeln einer Hündin gefunden, die läufig zu werden anfieng; man bemerkte daran eine kleine Spalte, aus welcher ein Saft, gleich der Molken, heraus gieng. Wenn die Hündinnen geworfen haben, so verschwinden die drüsichten Kügelchen, nebst der Feuchtigkeit, die sie enthielten: in den gar zu iun-

gen

Man wird vielleicht fragen, warum iedes Thier, iede Pflanze, nicht allezeit ihresgleichen hervorbringt? Weil iedes Individuum aus allen Theilen seines Leibes, zu einem gemeinen Behältniß, die organischen Theilchen, welche einen kleinen organisirten Körper bilden können, zuschickt. Und warum muß die Saamenfeuchtigkeit, welche diese organische Theilchen in einem Thier enthält, mit derienigen des andern Geschlechts, um ein Thier hervorzubringen, vermischt seyn? Auf diese Frage kann man antworten, daß das Männchen, aus Mangel der Geburtswerkzeuge, nichts hervorbringt; weil es kein gehöriges Werkzeug die Frucht in sich zu fassen und zu vermehren hat, wie das Weibchen, welches mit diesen Werkzeugen versehen ist; diese Antwort hebet aber die Schwierigkeit nicht ganz: denn obschon die Weibchen von den Thieren, die aus Eyern entstehen, Eyer, die organisirte Körper sind, von sich selbsten hervorbringen, so bringen die Weibchen iedoch nicht allein Thiere, die Weibchen sind, hervor, ob sie schon mit allem, was zur Ernährung und zur Entwickelung der Frucht nöthig scheinet, versehen sind. Kann man nicht

---

gen Hündinnen findet man sie nicht; wenn sie verschwinden, so lassen sie kleine Närbchen zurück. Nach seiner Meinung steigt der Saamengeist des Männchens zum Eyerstock hinauf, (ohne Zweifel durch die Trompeten, wovon die breiten Oefnungen die Testikeln bey der Empfängnis umfassen) durchdringt das Ey, und bringt die Entwickelung der in dem Ey präexistirenden Frucht zuwege.

nicht als wahr annehmen, daß in den Säften iedes Individui, die Kraft der organischen Theilchen, die von diesem Individuo herkommen muß, durch die Kraft der organischen Theilchen eines andern Individui ins Gleichgewicht gebracht werden, um den Anfang zum Wesen zu bekommen? Daß sie diese Kraft nur durch den Widerstand oder die entgegengesezte Bewegung anderer ähnlicher organischer Theilchen verlieren können, und die von einem andern Individuo herkommen, und daß ohne diese Art von Gleichgewicht, zwischen der Kraft dieser organischen Theilchen, von zwey unterschiedenen Individuen, kein Zustand der Ruhe, oder vielmehr die locale Festsezung der organischen Theilchen, die zur Bildung des Thieres nöthig ist, entstehen kann? Wenn in das Saamengefäß eines Individui, die organische Theilchen kommen, die allen organischen Theilen von dem Individuo, von denen sie herkommen, ähnlich sind, so können sich diese Theilchen nicht festsezen, weil das Gleichgewicht ihre Bewegung nicht dazu gebracht, und welches nicht geschehen kann, als durch die Gegenwürkung eben so vieler anderer Theilchen, die von einem andern Individuo, oder von den verschiedenen Theilen in diesem nemlichen Individuo herkommen müssen; z. B. iede Knospe der Bäume, welche zum kleinen Baum werden kann, ist anfangs gleichsam das Behältnis der aus gewissen Theilen des Baums zusammen getrettenen organischen Theilchen gewesen; diese Theilchen aber haben erst ihre Kraft bekommen, nachdem sie in den nemlichen Ort, von

verschiedenen andern Theilchen, die aus andern Theilen hergekommen, zusammengeflossen sind; und man kann die einen als diejenigen, die von männlichen, und die andern, als die von weiblichen Theilen herkommen, betrachten; dergestalt, daß alle die Thiere, und alle die Pflanzen, die zwey Geschlechter mit einander, oder besonders haben müssen, um ihres gleichen hervorbringen zu können. *)

Der

*) Wenn man gewisse fliessende Sachen zusammenmischt, so werden die Theile dieser fliessenden Dinge eins das andre anziehen; die Theilchen, die mit denen einer andern fliessenden Sache in physischem Kontakt seyn werden, müssen sich mit einer Stärke, die mit ihrer anziehenden Kraft im nemlichen Verhältnis ist, zusammenhängen; und wenn diese Kraft stark ist, so werden die fliessenden Dinge zu einer festen Masse werden, wovon die Festigkeit desto grösser seyn wird, je grösser die anziehende Kraft der aneinander hängenden Theile seyn wird; es wird also daraus eine Zusammenrinnung entstehen: diese Wirkung zeiget sich, wenn man Uringeist mit dem rectificirtesten Weingeist zusammen vermischt; denn diese zwei flüssige Dinge verwandeln sich sogleich in eine dem Eis ähnliche feste Masse. Der Weingeist rinnet auch zusammen, wenn man ihn mit Eyerweiß abrühret, oder auch mit der wässerichten Feuchtigkeit im Geblüt. Das Eyerweiß gerinnet auch und verhärtet, wenn man es mit Meersalzgeist, Salpetergeist, Schwefelgeist, oder Vitriolöhl vermischt; diese verschiedenen Spiritus haben auch die Eigenschaft das Blut dick zu machen. Man läßt auch die Milch mit Lab gerinnen, oder auch mit dem Saft der Wolfsmilch, der Salpetergeist, Honiggeist, bringen die nem-

Der Erfolg der Vermischung zweyer Saamen bringt nicht allein eine männliche und weibliche Frucht hervor, sondern auch andre organisirte der Vergröserung fähige Körper, die eine Art von Vegetation haben. Die Nachgeburt, die Häutchen, die Nabelschnur, werden in eben der Zeit, wie die Frucht, hervorgebracht, da aber kein Theil in dem Leibe, sowohl von dem Männchen als von dem Weibchen vorhanden, der ihnen ähnlich ist, so scheint es, man könne sich nicht entbrechen, zuzugeben, daß die Saamen-

liche Würkung hervor. Wenn man das nach dem Distilliren, von den Merzblümchen zurükgebliebene in Wasser zergehen läßt, und darauf Queckſilber thut, so wird sich das Acidum koaguliren. Die Chymie lehrt uns sehr viele andre Beispiele über diese Materie, die sehr vortreflich sind.

Aus was für Ursachen aber machen gewisse zusammen vermischte fliessende Dinge eine feste Masse, da andre ihre Flüßigkeit behalten? Es scheint, daß dieses von der verschiedenen Einrichtung ihrer Theile, ihrer Figur, ihrer Gröſſe, ihrer Festigkeit, ihrer Schwammigkeit abhängt, und von der zurücktreibenden Kraft, welche verhindert, daß die Theilchen nicht zu einem gewissen Stand der Zusammenhängung gelangen. Man kann also vermuthen, daß die Saamenfeuchtigkeit des Weibchens und des Männchens sich koaguliren, und daß die organischen Theilchen des einen, die Theilchen des andern anziehen, so daß eine Art von Zusammenrinnung entsteht, nemlich ein organisirter Körper, oder eine Frucht.

menfeuchtigkeiten organische Theilchen, von jedem männlichen und weiblichen Individuo allemal, wenn sie gerinnen, organische Körper bilden, wenn die einen auf die andern wechselsweise würken; so daß, wenn die Frucht männlich ist, sogleich die Theile, die ein Männchen zu bilden angewendet worden, diejenigen des männlichen Geschlechts seyn, die zuerst gerinnen werden, in Bildung der Geschlechtstheile; hernach diejenigen, die beiden Individuis gemein sind, da die Nachgeburt und die Einhüllungen von dem Ueberfluß der organischen Theilchen gebildet werden. „Wenn, wie wir voraussezen, sagt Herr von Büffon, die Frucht männlich ist, alsdenn bleiben, um die Nachgeburt und die Einhüllungen zu bilden, alle die organischen Theilchen, von den Theilen des weiblichen Geschlechts, die nicht sind angewendet worden, und auch alle diejenigen von beiden Individuis, die zur Zusammenfügung der Frucht zu viel gewesen, wozu nur die Hälfte hinzugelassen wird; und so auch, wenn die Frucht weiblich ist, so bleiben, um den Mutterkuchen zu bilden, alle organischen Theilchen, von den Theilen des männlichen Geschlechts, und diejenigen von den andern sowohl männlichen als weiblichen Theilen des Leibes, die zuviel zur Bildung der Frucht gewesen, oder welche durch den Beitritt anderer ähnlicher Theilchen, die sich zuerst vereiniget, sind ausgeschlossen worden.“ Die erste Vereinigung, die erste Festsezung der organischen Theilchen verhindert, daß die zweite Vereinigung unter der nemlichen Form geschieht; so daß, wenn die Frucht zuerst gebildet

worden, sie entweder eine anziehende oder zurücktreibende Kraft anwendet, welche dem übrigen der organischen Theilchen die nothwendige Einrichtung giebt, um die Einhüllung und den Kuchen zu bilden; durch die anziehende Kraft, eignet sich erstlich die Frucht die nothwendigen Theile zu ihrem ersten Wachsthum zu; welches die Bildung der zweiten Frucht nicht gestattet; dergestalt, daß eine andere Einrichtung entsteht, welche die Nachgeburt und die Einhüllung hervorbringt. Wenn nun die organischen Theilchen den animalischen und vegetabilischen Produkten gemein sind, so können sie auch solche Körper bilden, nachdem sie eingerichtet werden; wenn ein Thier diese organischen Theilchen hergiebt, so werden sie ihre Ordnung im Kleinen suchen, wie sie solche im Grossen hatten, als sie zur Entwicklung des Leibes des Thieres dienten; diese Ordnung aber sezt eine Art von Basis, um welche die organischen Theilchen sich vereinigen können, zum voraus; und diese Basis wird von dem Individuo des andern Geschlechts gelegt.

Wenn man die Saamenfeuchtigkeit von einem männlichen, und die von einem weiblichen Thier, absonderlich betrachtet, so wird man darinnen eine grosse Anzahl kleiner Thierchen, die in Bewegung sind, gewahr; wenn man aber die zwei Saamenfeuchtigkeiten vermischt, so siehet man nur einen kleinen Körper, der unbeweglich ist, welchem die Wärme nothwendig scheint, um ihm Bewegung zu geben; denn nur die Wärme des Brütens verschaft dem

Hühnchen nach einigen Tagen Bewegung. „Vor der Würkung dieser Wärme, nimmt man nicht den geringsten Schein des Bluts gewahr; und nur nach einigen Stunden, sahe man, daß sich einige Streifchen in der Farbe veränderten und roth wurden, dergestalt, daß die Bildung des Geblüts nur eine in der Feuchtigkeit verursachte Veränderung ist, fürnemlich durch die Bewegung, die die Wärme ihnen mittheilt.

Es ist zu begreifen, daß in der Vermischung der zwei Saamenfeuchtigkeiten, die organischen Theilchen, welche von den Geschlechtstheilen des Männchens herkommen, zuerst von selbsten gerinnen, ohne daß sie sich mit den organischen Theilchen der Geschlechtstheile des Weibchens vermischen können, in Ansehung welcher sie eine zurücktreibende Kraft gebrauchen, oder zum wenigsten dieselben schwächer als sich selbsten anziehen, weil sie in der That von ihnen sehr verschieden sind, und weil diese Theile sich weit weniger ähnlich sind, als das Aug, die Hand oder ieder andere Theil eines Mannes, dem Auge, der Hand, oder iedem andern Theil eines Weibes ähnlich ist.

Um diese Art von Ruhepunkt, um den sich alles vereiniget, sagt Herr von Büffon, sezen sich die andern organischen Theilchen nach einander in die nemliche Ordnung, in welcher sie in dem Leibe des Individui waren; und nachdem die organischen Theil-

chen des einen oder des andern Individui, sich häufiger oder näher bei diesem Ruhepunkte befinden, so treten sie in grösserer oder geringerer Menge in die Vereinigung des neuen Wesens, welches sich auf diese Weise, mitten in einer gleichartigen und crystallinen Feuchtigkeit bildet, in welcher sich in nemlicher Zeit Adern oder Häutchen bilden, welche wachsen, und sich hernach wie die Frucht entwickeln, und ihm die Nahrung zu geben dienen. Diese Häutchen, die eine Art von Organisation haben, die ihnen eigen ist, und die in eben der Zeit mit der Frucht ihrer, an die sie gefüget sind, Gemeinschaft haben, sind wahrscheinlicherweise von dem Ueberfluß der organischen Theilchen, die nicht zur Vereinigung der Frucht hinzugelassen, gebildet. Wenn die Saamentheilchen des männlichen und weiblichen Thieres, sehr reich an organischen Theilchen sind, so bildet sich mehr denn ein Vereinigungspunkt, und es entstehen mehrere sowohl männliche als weibliche Früchte, nachdem die organischen Theilchen, welche die Geschlechtstheile des einen und andern Individui vorstellen, werden zuerst gewirket haben. Wenn die Geschlechtstheile des Männchens dergestalt die Oberhand haben, daß ihrer genug sind, um die Geschlechtstheile von beiden Individuis zu bilden, so werden daraus zwei männliche Thiere entstehen; wenn die Geschlechtstheile des Weibchens, ohngeacht der Würkung derienigen des Männchen, einen Ruhepunkt, um den sich alles wieder vereiniget, bilden können, so wird eine weibliche Frucht daraus; wenn sie also die Oberhand haben,

um genugsam die Vereinigung der Geschlechtstheile des Männchens zu verhindern, so kann sich keine männliche Frucht bilden. Es kann geschehen, daß, wenn einige Theile den beiden Individuis gemein, in nemlicher Zeit, nahe bei dem ersten sich befinden, oder aus einer andern Centralverbindung in nemlicher Zeit dahin kommen, so bringt dieses eine Missgeburt hervor, die einige Theile zuviel hat, oder einige Theile, die beiden Individuis gemein sind, wenn sie sich gar zu entfernt von der Frucht, die sich zu bilden anfängt, befinden, und gar zu nahe bei dem Mutterkuchen, so werden sie durch denselben angezogen, und mangeln in der Frucht; welches eine Missgeburt bildet, in der etwas fehlt, als ein Ohr u. d. g.

Uebrigens sind wir noch nicht gewiß, ob die zu den Geschlechtstheilen bestimmte organische Theilchen, sich zuerst vereinigen, und dem Embrion zur Basis dienen; es könnte wohl seyn, daß einige andre Theile diesen Vorzug hätten; und wir geben dieses nur als eine sehr wahrscheinliche Muthmassung an. Die, welche sagen, das Herz bilde sich am ersten, scheinen sich zu irren: man siehet im Ey, ehe es bebrütet wird, das ganze Hühnchen; und in dem Augenblick, da es aus dem Leibe der Henne kommt, erkennet man darinnen, den Kopf, das Rückgrad, den Anhang, der den Mutterkuchen formirt; die Wärme des Brütens, sezt nur die Feuchtigkeiten, die sie entwickeln, in Bewegung. Es zeiget sich hier eine Schwierigkeit, die würdig zu untersuchen ist. Man

weiß, daß der Leib des weiblichen Geschlechts schlaffer, als der Leib des männlichen ist, daß ihre Fibern weicher und schwächer sind; daß sie länger das Biegsame und Weiche behalten, welches dem Blut in den Eingeweiden und in allen Theilen des Leibes einen freiern Kreislauf zu machen erlaubet. Wie können nun die Theile, die einen weiblichen Leib zu bilden bestimmt sind, sich zur Bildung eines männlichen mischen? Es scheint, daß man hierauf die Antwort geben könnte, daß die männlichen Geschlechtstheile die Saamenfeuchtigkeit zubereiten, vermittelst welcher diese Feuchtigkeit, wenn sie in den Kreislauf tritt, das Blut und die Feuchtigkeiten dergestalt modificiret, daß sie diesen weichen Fibern eine Festigkeit geben, und dergestalt ihre Natur verändern, daß die nemlichen Fibern, die in einem weiblichen Individuo schlaf und schwach gewesen seyn würden, in einem männlichen Individuo eine Stärke und Feste bekommen. Hiezu darf man noch die Arbeit, die Lebensart, die Nahrung, die in dem Manne und in der Frau so verschieden sind, auch als was wichtiges sezen. Die Landweiber, die dem Ungemach der Luft ausgesezt sind, und harte Arbeiten thun müssen, haben feste und den Mannspersonen ziemlich ähnliche Fibern.

Es scheint, daß aus diesem System folge, daß, wenn das Männchen und das Weibchen alle beide eines nemlichen Gliedes beraubet wären, dieser Theil auch in der Frucht, die daraus entstehen würde, fehlen sollte; diesem zu Folge, sollten die Jungen, die

von einem Hund und einer Hündin ohne Schweif herkämen, auch dieses Gliedes beraubet seyn. Es ist würklich ein Geschlecht von Hunden ohne Ruthe vorhanden, und dieses Geschlecht muß nur von Hunden, denen man diesen Theil abgehauen, herkommen. Weil die Theilchen, die ihn bilden sollten, sich weder im Männchen noch im Weibchen befinden; sollte aber die Frucht, die, von einem Manne und Weibe, die beide des rechten Arms beraubt wären, gebohren worden, auch dieses rechten Arms mangeln? Wenn dieses erweislich wäre, so würde das iezt vorgelegte System einen Grad der Wahrscheinlichkeit mehr erhalten; mich dünket iedoch, man sollte es nicht völlig auffer Achtung lassen, und wenn auch die Leibesfrucht ihre zwei Arme hätte, weil man vermuthen könnte, es habe die organische Materie des rechten Arms des Weibchens oder des Männchens, zur Bildung eines linken Arms sich dergestalt ordnen können; oder man könnte auch sagen, es widerstreite der Möglichkeit nicht, daß die organische Materie, die ein Glied hätte bilden sollen, um die Theilchen, die ein anderes Glied zu bilden angefangen, dergestalt die Ordnung einnehmen, daß die zur Formirung eines Beins bestimmte Theilchen, wenn sie sich an die Stelle derjenigen sezen, die den Stumpf eines Arms zu formiren angefangen, zur Bildung dieses Arms mitwürken können.

Die Erfahrung hat auch gezeigt, daß die Enkel bisweilen ihren Großvätern gleich sehen, es können also in den beseelten Körpern Formen existiren, die

nach und nach zu ihrer Entwicklung kommen, und diese Formen sind nicht alle in den Theilen enthalten, die denen welche sie formiren können, ähnlich sind; dergestalt, daß es Formen giebt, die den Schwanz des Hundes zu formiren bestimmt sind, die an den Ursprung des nemlichen Schwanzes gesezt sind. Wir geben iedoch alles dieses, so wie auch das System des Herrn von Büffon über die Zeugung, als philosophische Muthmassungen an, die man nicht in die Reihe augenscheinlicher Wahrheiten sezen kann; es sey dem nun wie ihm wolle, so ist es doch eine gewisse Sache, daß das Podagra oft von dem Großvater auf den Enkel kommt, ohne den Sohn anzugreifen; so daß der podagrische Keim, ohne sich zu entwickeln, in einem Menschen existiren kann. Warum sollten sich diese Keime, wenn es sich also auszudrücken erlaubt ist, welche die Aehnlichkeit des Großvaters auf den Enkel pflanzen, nicht in dem Sohne verborgen bleiben können, um ihre Entwicklung erst in dem Enkel zu zeigen?

Es melden Schriftsteller von Leibesfrüchten, die in den Trompeten, und sogar in den Testikeln, doch ganz unvollkommen, gefunden worden; man kann eine Ursache von dieser Seltenheit angeben, wenn man sagt, die Vermischung der beiden Saamenfeuchtigkeiten geschehe entweder in den Trompeten, oder in der Höhle des gelben oder drüsigten Körpers. Theroude, Wundarzt zu Paris, fand eine unförmliche Masse, in dem rechten Testikel eines achtzehnjährigen Mädchens. Man nahm daran zwei ofne

Spal-

Spalten, und die mit Haaren besezt waren, wie zwei Augenlieder, gewahr; über diesen Augenliedern war eine Art von Stirne, mit einer schwarzen Linie, anstatt der Augenbraune, gleich darüber waren verschiedne Haare in zwei Büsche gesezt, von denen der eine sieben, der andre drei Zoll lang waren; unter dem grossen Winkel des Auges, giengen zwei harte, dicke und weisse Backenzähne heraus, umgeben mit ihrem Zahnfleisch, hatten ungefehr zwei Linien in der Länge, und waren um eine Linie einer von dem andern entfernt; ein dritter noch dickerer Zahn ragte unter diesen beiden hervor; man sahe noch andre Zähne, die nicht in der Weite, als die, davon wir eben geredet, von einander stunden; unter andern zwei andere, von der Beschaffenheit der Hundszähne, giengen aus einer Oefnung, die fast an dem Ohre war.

Man findet auch in den philosophischen Transaktionen einige Anmerkungen über die Testikeln der Weiber, worinnen man Zähne, Knochen, Haare angetroffen. Es scheinet also, daß die Saamenfeuchtigkeit des Männchens, manchmal bis zu den Testikeln des Weibchens hinaufsteige; woferne man nicht lieber diese Sachen leugnen oder sagen wollte, es wäre nicht unmöglich, daß bisweilen des Weibchens Saamenfeuchtigkeit organisirte Massen, als Gewächse, die Haare, Fleisch und Knochen haben, hervorbringe; wenn man allen Beobachtungen der Anatomiker Glauben beimessen will, so sollte man glauben, es könne sich in den männlichen Testikeln eine Frucht bilden;

denn

denn die Geschichte der alten Akademie, pag. 298, redet von der Beobachtung eines Wundarztes, welcher eine Masse von der Gestalt eines in Membranen eingeschlossenen Kindes, in dem Scroto eines Mannes gefunden zu haben, versichert; woran man Knochen, Füsse, Augen, den Kopf deutlich bemerkte. Wenn alle diese Beobachtungen ganz wahr wären, so müßte man eine von diesen Hypothesen annehmen, entweder daß die Saamenfeuchtigkeit von iedem Geschlecht für sich ganz alleine nichts hervorbringen kann, ohne die Vermischung des Saamens von dem andern Geschlecht, oder daß dieser Saamen unförmliche, obschon organisirte Massen hervorbringen kann. Wenn man sich an die erste Hypothese hielte, so müßte man zugeben, um alles dieses zu erklären, daß der männliche Saame bis zu den weiblichen Testikeln hinaufsteigen kann, und darinnen, wenn der weibliche Saame hinzukommt, organisirte Körper bilden; und daß bisweilen auch der weibliche Saame, wenn er sich häufig in die Mutterscheide ergießt, zur Zeit der Beiwohnung, bis in das männliche Scrotum, beinahe wie oft das venerische Gift hineinkommt, eindringen kann; und daß folglich in diesen Fällen, die aber sehr selten sind, ein organisirter Körper, in dem Scroto, durch die Vermischung des weiblichen und männlichen Saamens, wovon ein Theil, der in der Harnröhre war, zurückgetreten, und mit dem weiblichen bis in das Scrotum gekommen, zu formiren im Stande seyn kann; oder wenn man die andre Hypothese annimmt, die mehrere Wahrscheinlichkeit

zeigt,

zeigt, nemlich, daß der Saamen von jedem Individuo zwar keine Leibesfrucht hervorbringen kann, aber wohl organisirte Massen, wenn er sich an dem Ort befindet, wo seine würkenden Theilchen, auf einige Art sich vereinigen können, und wo das Produkt dieser Vereinigung eine Nahrung bekommen kann; alsdenn dürfte man sagen, daß alle diese Produkte von Knochen, Fleisch und Haaren in den weiblichen Testikeln und in dem männlichen Scrotum, von dem Saamen des Individui allein, worinnen sie gefunden werden, ihren Ursprung hernehmen können. Das heißt aber genug sich über Beobachtungen aufgehalten zu haben, deren Würklichkeit ungewisser zu seyn scheinet, als daß sie erwiesen werden könnte; denn ich gestehe, fügt Herr von Büffon hinzu, daß ich sehr geneigt bin zu glauben, daß in gewissen Umständen und in gewisser Beschaffenheit, die Saamenfeuchtigkeit eines männlichen oder weiblichen Individui, etwas allein hervorbringen kann. Ich wäre z. B. sehr versucht zu glauben, daß die Mädchen ohne männliche Beiwohnung Afterbürden, so wie die Henne ohne den Hahn legt, gebähren kann: ich würde mit vielen Beobachtungen, die zum wenigsten so gewiß, als die ich eben angeführt habe, scheinen, diese Meinung unterstüzen können; und ich erinnere mich, daß ein berühmter in der Anatomie sehr erfahrner Arzt versichert, daß Nonnen im strengsten Klosterleben mit Afterbürden oder Mondkälbern niedergekommen wären. Warum sollte dieses unmöglich seyn, da doch die Hühner, ohne Beiwohnung des

Hahns,

Hahns, Eyer legen, da man in dem Närbchen dieser Eyer, anstatt eines Hühnchens, ein Gewächs mit seinem Anhange gewahr wird? Die Aehnlichkeit scheint mir so grossen Nachdruck zu haben, daß man wenigstens zweifeln und die Sache unentschieden lassen könne *). Ey sey dem nun wie ihm wolle, so ist es gewiß,

*) Jedermann weiß, daß man in dem Körper der Menschen und der Thiere verschiedene Arten Würmer finde, deren Ursprung schwer zu bestimmen ist. Die man im Magen und den Eingeweiden siehet, scheinen dahin durch Eyer, die wir im Essen einschlucken, gebracht zu werden; diese Eyer schliefen aus und geben Würmer, die sich von dem zu unserer Nahrung bestimmten Chylus ernähren; ein Haufen Schleim, die Schwäche des Magens und der Galle, begünstigen ihre Vermehrung; man findet sie auch in den Stirngängen, in der Gallenblase und der Leber der Schaafe, in den Nieren der Hunde und der Menschen. Duverney redet von einem Wurm von fünf Zoll in der Länge, der die längliche Höhle des Gehirns von einem Kinde bewohnte. Baglivi meldet von einem schwarzen harigen lebendigen Wurm ohngefähr einer Spanne lang, der in der Höhle des Herzfells bey einem Manne von vierzig Jahren gefunden wurde. Herr de la Peyronie versichert, man habe Würmer gesehen, zwischen dem Herzfell, und oben auf dem Herzen, und sogar in den Herzkammern der Hunde. Joh. Daniel Horst meldet von einem geflügelten Wurm, der in dem Herzen eines Kindes gefunden wurde. Adrian Spigel hat einen kleinen Wurm in der glasartigen Feuchtigkeit im Auge eines Pferdes gefunden; man hat eine grosse Menge in der Herzkammer eines Tigers gesehen. Zu Beziers, im Jahr 1730, und bei der ersten Belagerung

gewiß, daß eine Vermischung von zwei Saamenfeuchtigkeiten zur Bildung eines Thieres gehört; daß diese Vermischung nur alsdenn, wenn sie in der Bärmutter oder auch in den Trompeten derselben, wo die Anatomisten oft eine Frucht gefunden haben, geschieht, ihre Würkung zeigen kann; und es ist natürlich

---

gerung von Ofen bemerkte man eine allgemeine Wurmseuche, man siehet bisweilen aus den Geschwüren der Beine und aus der Harnröhre Würmer herauskriechen, man findet sie zwischen den Membranen des Magens und der Gedärme; man weiß nicht, ob diese Würmer aus Eyern, oder lebendig, oder auf beyde Arten zugleich hervorkommen. Die Würmer, die sich im Menschen finden, sind nicht von der nemlichen Art; die weissen ernähren sich vom Chylus; man hat rothe gesehen, die ohne Zweifel vom Blut leben, mit dem sie angefüllt sind; man trift sie in der Leber, in den Eingeweiden, oder vielleicht in andern Theilen des Leibes an. Eine Frau hat durch den Husten einen Wurm von Gestalt und Grösse eines Seidenwurms ausgeworfen: er war röthlich; die Luftröhre und ihre Nebengänge sind ganz mit Würmern angefüllt gewesen. Diese Thiere können die ganze Substanz der Nieren aufzehren, ein Wurm von zwölf Zoll in der Länge, einem Zoll im Durchschnitt, roth und voller Blut, nagte die Leber einer Frau, und verursachte ihr die heftigsten Schmerzen. Winslow zerschnitte einen Wurm, so wie sie gemeiniglich von den Kindern kommen, und fand einen Bandwurm darinnen. Ein Mann, der von der Colik geplagt wurde, nahm Pillen ein, die ihm eine Menge Würmer austrieben, unter welchen einer von sechzehn Schuh in der Länge war; er hielt seinen Kopf, in der Höhe von ungefehr einem halben

Schuh.

lich zu glauben, daß dieienigen, die man auſſer der Bärmutter und in der Höhle des Unterleibes gefunden, durch das Aeuſerſte der Trompete herausgegangen iſt, oder durch irgend eine Oefnung, die ſich durch einen Zufall in der Bärmutter gemacht, und daß dieſe Frucht ſich nicht von dem Teſtikel losgeriſſen,

wo

Schuh, wenn er auf der Erde kroch oder zuſammengerollt blieb. Als man ihn in ein Becken voll Waſſer gethan, bewegte er ſich, auf eine wunderbare Art, immer mit erhöhtem Haupte; dieſes war ſchwarz, rund wie eine Erbſe; er hatte zwei Augen, einen dünnen Hals, Erhöhungen, den Wirbelbeinen im Rückgrad ähnlich. Wir haben in dem erſten Theil dieſes Werks von dem Bandwurm geredet, davon dieſer ohne Zweifel eine Art iſt: der Bandwurm iſt bisweilen von einer erſtaunenden Länge, hat einen kleinen Kopf, durchdringt das Duodenum, verbirgt ſeinen Kopf darein, und klettert ſich daran, um der periſtaltiſchen Bewegung der Eingeweide, und dem Angrif der Arzneimittel zu widerſtehen.

Die Schwierigkeit, die ſich zeigt, den Urſprung der Würmer, die in gewiſſen Theilen des Leibes ſich ſehen laſſen, feſtzuſezen, hat einen berühmten Gelehrten auf den Gedanken gebracht, daß ſie von den organiſchen Theilchen herkommen, die durch ihre Zuſammenflieſſung gewiſſe Thiere, als die Tänia, oder den Bandwurm bilden können; (die Aſcariden,) die Würmer, die man bisweilen in den Adern findet, in den Höhlen des Gehirns und in der Leber und dergleichen, ſo daß, nach dieſer Meinung, dieſe Thiere nicht von andern ähnlichen Thieren gezeuget ſind, ſondern ihre Exiſtenz den organiſchen Theilchen, die organiſirte

Körper

wo es sehr schwer ist, daß ihre Bildung vor sich gehen kann, weil es fast Unmöglichkeit ist, daß der männliche Saame bis dahin kommen könne; er kann aber wohl in die Bärmutter entweder durch das Mundloch, oder durch das Gewebe der Membranen dieses innerlichen Gliedes selbsten dringen. Der Saa-

---

Körper hervorbringen, zu danken haben, deren Natur nach dem Raum und dem Ort, wo sie wachsen, und gezeugt werden, eingerichtet ist; dieses sinnreiche System ist voller Schwierigkeiten. Man hat Frösche und Schlangen von sich gegeben: Wer wollte sagen, daß diese Thiere im menschlichen Körper durch die Beyhülfe der organischen Theilchen formiret worden? Ist der Gedanke nicht natürlicher, daß die Eyer oder die erste Anlage zu den Würmern, die man in den Menschen und Thieren findet, durch die Speisen und die Getränke von aussen zu uns kommen? Daß diese Eyer oder Embryonen, die das Aug nicht sehen kan, durch den Kreislauf des Bluts und der Feuchtigkeiten, in die Theile des Körpers, wo sie ihr Wachsthum bekommen, gebracht werden? Die andern bleiben in dem Magen und in den Gedärmen, wo sie den zu unserer Nahrung bestimmten Chylus verzehren. Ich bin um so viel geneigter zu glauben, daß die Eyer der Würmer in unsern Säften circuliren können, weil ich einen Menschen gesehen, der eine Harnwinde bekommen, welche ich ganz leicht zu heilen vermögend war, weil ich, als ich seinen Urin untersuchte, eine große Menge von den Fäserchen sahe, die man in den Erdbeeren wahrnimmt, von denen er sehr viele geessen hatte; ich befahl ihm, sich deren zu enthalten, und die Krankheit hörte auf. Diese Fäserchen hatten also den Kreislauf mit dem Blute gemacht,

Saame, der von den Drüsen der Testikeln seines Weibchens abfließt, kann auch in die Bärmutter dringen, entweder durch die Oefnung die sich am äusserſten der Trompete befindet, oder durch das Gewebe dieser Trompeten und der Bärmutter selbsten. Weitbrec redet von einer Frau von achtzig Jahren, die ein Kind gebohren hatte, und von der das oberste äusserste Ende der Trompeten zu und ohne einige Oefnung war.

In

---

aus welchem sie nachhero in die Blase gegangen. Ferner ist es gewiß, daß die Würmer von den Menschen und Thieren eine ziemlich große Hitze ertragen können, und man erzehlt, man habe in einem gekochten Fisch einen ziemlich großen Wurm gefunden, den die zum Kochen des Fisches nöthige Hitze nicht getödtet hatte; man kan sich also vorstellen, daß die Hitze des menschlichen Magens nicht allezeit die Eyer und die Embrionen der Würmer zerstören kan. Ueberdieß können auch die Eyer und Embrionen der Würmer, die durch diejenigen, die wir von uns geben, hervorgebracht sind, durch den Wind wieder herzugeführet werden, und sich in unsern Speisen verbergen. Man weiß, daß in dem Königreich Marokko diejenigen, welche rohes Fleisch essen, von den Würmern sehr geplaget sind: Die Birnen, die Aepfel, wie auch der Käß, den wir essen, haben sehr oft Würmer. Darf man sich denn wundern, wenn man auch einige im Menschen findet? Man bemerket auch, daß die Kinder, die rohe oder zur Nahrung wenig zuträgliche Speisen bekommen, mehr als die andern zu Würmern geneigt sind.

In dem eben entwickelten System, kann man auf eine leichte Weise erklären: 1) Warum das Kind entweder dem Vater oder der Mutter, und oft mehr dem einen als dem andern ähnlich sieht; aber überhaupt siehet der Sohn seinem Vater mehr, als seiner Mutter, und die Tochter der Mutter mehr als dem Vater gleich; weil ein Mann mehr mit einem Manne als mit einem Weibe, und ein Weib mehr mit einem Weibe als mit einem Manne Aehnlichkeit hat; jedoch kann das Kind die Augen von dem Vater, von der Mutter aber den Mund u. d. g. haben. Wir haben einen Knaben gesehen, der dem Kopf nach der Mutter, und gar nicht dem Vater ähnlich sahe. Es gehörten vermuthlich die organischen Theilchen, die den Kopf der Frucht gebildet hatten, der Mutter. 2) Warum aus der Vermischung der Saamenfeuchtigkeit des Esels mit dem Saamen der Stutte, ein Maulesel, der weder Pferd noch Esel ist, entstehet. Jedoch ist er der Mutter ähnlicher als dem Vater, weil die Mutter, welche die Hälfte der organischen Substanz, wie der Vater, hergiebt, noch über dieses die ganze Entwickelung der Form und Gestalt mittheilt. Aus der nemlichen Ursache siehet der kleine Maulesel mehr der Eselin, als dem Pferde gleich. Ueberhaupt tragen die Weiblein zur Erhaltung der Art mehr als die Männlein bey. Ein schöner Mann mit einem heßlichen Weibe bringen gemeiniglich noch heßlichere Kinder hervor; eine schöne Frau aber hat fast immer schöne Kinder. Der Bock und der Widder belegen das Schaaf, und es bringt immer Lämmer

mer hervor, nemlich Individuen von seiner Art; und überhaupt gesagt, bestimmen die Weiblein der Thiere die Einheit der Gattungen. Es kann demnach der Mauleſel, der von der Stutte gekommen, sicherer mit der Stutte, als mit der Eselin, und der von der Eselin geworfene Mauleſel sicherer mit der Eselin als mit der Stutte zeugen: so könnte auch vielleicht das Pferd und der Esel mit beeden Gattungen Mauleselinnen zeugen, weil sie als Weiblein, obschon von verfälschter Art, eine iede mehr specifische Eigenschaften als die männlichen Maulthiere behalten haben; nemlich daß die organischen Theilchen eine Ordnung in den Männchen haben, die weit mehr von derjenigen, die in ihren Müttern sich befindet, als in den Mauleselinnen, unterschieden ist, und folglich sind die zur Bildung der organischen und reproduktivischen Theilchen gehörige Formen mehr denen in den Mauleselinnen der Mütter als den Mauleseln gleich. Man muß iedoch zugeben, daß die Weibchen weniger fruchtbaren Saamen haben, als die Männchen; dieses, sagt ein Philosoph, muß man ihrer Lebensart, ihrem Saamengefäß, ihrer Leibesbeschaffenheit u. d. g. zuschreiben. Obschon aber die Thiere weiblichen Geschlechts nur eine geringe Menge Saamenfeuchtigkeit haben, so hindert doch solches ihre Fruchtbarkeit auf keine Weise, weil man nur ein wenig von dieser Materie nöthig hat, um einen Embrion zu bilden. 3) Warum die Art der Thiere, die von einem Männchen, das sich durch die Vermischung mit vielen Weibchen erschöpft hat, den Weibchen ähnlicher wird. Es ist

alsdenn die Hize eines solchen Männchens schwächer als die Hize des Weibchens; so daß ihr Saame alsdenn stärker ist, und folglich mehr von der Mutter als vom Vater dazu kommen muß. Es kommen also in den Gegenden, wo die Männer viel Weiber haben, ohne Zweifel aus dieser Ursache mehrere Mädchen als Knaben zur Welt. Es läßt sich denken, daß die organischen Theilchen, von den Theilen die zu fest geworden sind, nicht mehr abgehen können; doch können diese Theilchen, die in dem Saamen der gar zu alten männlichen Thiere mangeln, durch des Weibchens ihre, wenn es jung ist, ersezt werden. Aus dieser Ursache zeugen die alten Leute selten; und daher kommt es auch, daß iunge Personen, die man mit alten, deren Leib ungestalt ist, verheyrathet, oft Misgeburten, elende Kinder, die noch gebrechlicher als ihre Väter sind, hervorbringen. 4) Warum unter den Hausthieren, ob man schon die schönsten von denen, die nicht castrirt werden, aussucht, das Geschlecht schwächer und kleiner wird, und aus der Art schlägt; denn ein Thier erschöpft sich, verliehrt seine Kräfte, welches eine grosse Anzahl Weibchen zu befruchten bestimmt ist; die Formen, welche die organischen Theilchen hergeben, verunstalten sich durch das viele Arbeiten, und liefern nur einen unvollkommenen Abdruck von ihrem Urbilde; und das ist vielleicht die Ursache, daß man mehr Mißgeburten unter den Haus, als wilden Thieren findet, bei welchen die Zahl der Männchen, die ihre Mithülfe zur Zeugung leisten, beinahe so groß als die Zahl der

Weibchen ist. Wenn nur ein Männchen für viele Weibchen ist, so können sie nicht nach ihrem Geschmack handeln; ihre Liebe hat nichts reizendes, sie erwarten ohne Feuer die kalte Beiwohnung eines Männchens, das ihnen oft nicht gar wohl gefällt, und sie weit weniger einnimmt, als ein anderes, das sich würde beliebt gemacht haben. Aus dieser traurigen Liebe, muß nothwendig eine noch betrübtere Frucht entspringen, die niemals den Muth, die Stärke und den Stolz derjenigen, die aus Freiheit der Wahl, oder von ohngefehr sich treffen, bekommen wird.

Inzwischen scheint es überhaupt, daß das Männchen mehreren Einfluß als das Weibchen bei der Zeugung habe; weil es sein Geschlecht auf eine größere Anzahl verbreitet; und die Anzahl der Männchen wird desto größer, wo die Arten weniger zusammkommen. Die Begattung der Männchen, die man durch die Paarung des Bockes mit den Schafen erhalten, verhält sich zu der Paarung der Weibchen, wie sieben zu zwey; in dem Zusammenwerfen der Distelfinken und der Kanariensien, wie sechzehen zu drey; in den Paarungen des Hundes mit der Wölfin, wie drey zu eins. Die vier Zwitter, die der Marquis von Spontin im Jahr 1773. von einer Wölfin und einem Hunde erhalten, und die man ohne Zwang mit einander erzogen hatte, sahen kleinen Hunden gleich, mit ziemlich langen und hängenden Ohren. Es war eines darunter ganz schwarz, mit einer weißen Brust, welches die Farbe des Hundes war,

war, die andern, wie ich glaube, werden von der Farbe der Wölfin gewesen seyn. Sie haben aber alle ein weit stärkeres Haar als die gewöhnlichen Hunde. Nur eine Hündin kam, mit einem sehr kurzen Schwanz, so wie der Hund, der fast keinen hatte. Sie zeigen, als wollten sie groß, stark und sehr bösartig werden. Man versichert auch, daß eine Hündin, die von einer Wölfin entstanden, mit einem Hünerhund gepaart, Junge geworfen, die ein Jäger vortreflich zur Jagd vermuthet. Die öffentlichen Blätter vom Jahr 1777. reden von einer gemeinen Kaze, die Junge mit einem Kaninchen von Angora gezeugt hat; das Thier welches davon hergekommen, lebte, sagt man, 1777. im Dorfe Villeron bey Louvres, fünf Meilen von Paris; es hat den Kopf von einer Kaze, obschon die Augen etwas weniger vorwärts gesezt sind als in den gewöhnlichen Kazen, so daß es besser von den Seiten als vorwärts sieht; es hat Zähne wie eine Kaze und ist fleischfräßig. Die Pfoten gleichen den Pfoten der Kaninchen, deren Gang es auch annimmt, wenn es laufen will. Seine Nägel sind stumpf, wie beym Kaninchen, welchem es auch ähnlich ist, durch das Nachschieben des Hintern. Es ist ganz weiß, wie sein Vater; sein Schweif ist nur zwey Zoll in der Länge, und gekrümmt, wie der Schwanz des Kaninchens, obschon die Wirbelbeine stärker sind; und es ist weniger mit Haaren besezt. Es sezt sich auf die Hinterpfoten und puzt sich mit den vordern, wie die Kaninchen. Die Mutter hat vier

Junge gebracht, wovon ein einziges mit dieser wunderlichen Bildung gekommen ist. Sollte dieses eine Ueberschwängerung gewesen seyn?

Es scheint man zweifle nicht mehr, daß die Mauleselin in allen warmen Länder ihre Frucht empfangen und gebähren kan; aber glaublich ist es, daß sie eher vom Esel als vom Maulthier, das man nicht als sein natürliches Männchen ansehen darf, trächtig wird; denn viele Leute glauben, es können diese Thiere, auch in den wärmsten Ländern, keine Jungen mit einander hervorbringen. Es hat auch das Ansehen, daß der von der Eselin geworfene Maulesel vergebens sein Weibchen belegen würde. Ausserdem ist bekannt, daß je grösser das Thier, desto geringer die Fruchtbarkeit ist, wenn wir hievon das Schwein ausnehmen, welches sich so fruchtbar als die kleinen Thiere zeigt. Das Pferd und der Esel scheinen die geringste Fruchtbarkeit zu haben; doch ist der Elephant noch weniger fruchtbar. Es sind in den sowohl reinen als vermischten Arten, verschiedene Grade der Fruchtbarkeit; die Thiere, die von zwey Arten herkommen, haben, weil sie zwey Naturen gleichkommen, unter sich wenigere Aehnlichkeit als die von einer Art, und sind folglich weniger fruchtbar als ihre Eltern; so daß, wenn zwey an und für sich unfruchtbare Arten, als z. B. der Esel und das Pferd, sich mit einander vermischen, diese erste Unfruchtbarkeit in dem Zwitter sich vermehren muß. Das von der Eselin gezeugte Maulthier

muß unfruchtbarer seyn, als das von der Stutte, welches von dem Esel die Hitze des Temperaments und die Zeugungskraft im höchsten Grade hat; der Zwitter aber von der Eselin und dem Pferd, ist wie sein Vater zum zeugen weniger geschickt: dagegen ist die Stutte nicht so hizig wie die Eselin, dahero auch fruchtbarer, und empfängt leichter; denn man hat bemerkt, daß die Hize des Temperaments, die in dem Männchen zur häufigen Vermehrung so nothwendig ist, fast allezeit das Weibchen zu empfangen verhindert. Es zeugen die hizigen Männer mit kalten Weibern die mehresten Kinder; die Weiber, die gar zu empfindlich beym Vergnügen der Liebe sind, bekommen selten Kinder. Die Brunst der Eselin ist so stark, daß man ihr Wasser auf das Kreuz schütten, oder heftig, um sie zu stillen, darauf schlagen muß, woferne nicht das Alter die große Hize des Temperaments gedämpft hat. Man wendet manchmal die nemlichen Mittel an, um die Stutten zum Empfangen zu bringen. Man sagt zwar, es empfangen die Weibchen von den Kazen und Hunden, ob sie schon noch brünstiger in der Liebe sind, als die Eselin und die Stutte; diese Ausnahme bestättigt vielmehr diese Beobachtung, anstatt ihr zu widersprechen. Denn die innerlichen Convulsionen des Zeugungsorgans der Hündin haben die Zeit sich zu stillen, in dem Zwischenraum, da die Vermischung völlig verrichtet, und das Männchen abgeht, welches nicht seyn kan, so lange das Aufblähen und der Reiz der Zeugungsglieder da ist. Was die Kaze betrift,

die

die von allen Weibchen das hizigste zu seyn scheinet, weil sie das Männchen, durch das kläglichste Geschrey, welches das heftigste Verlangen anzeiget, herbeyruft, so ist ihr sehr starkes Vergnügen bey der Vermischung, mit einem fast eben so heftigen Schmerzen vermischt. Weil in der That die Eichel des Katers mit Stacheln, die stechender und stärker als die an ihren Zungen sind, die, wie man weiß, so rauh sind, daß sie die Haut verlezen, besezt ist, so ist das Eindringen derselben so schmerzhaft, daß es alle seine Kräfte, dem Männchen zu entkommen, anwendet, allein das Männchen, das es mit den Zähnen beim Halse ergreift, hält es zurück, und unterwirft sich also das nemliche Weibchen mit Gewalt, welches ihm die Liebe zugeführet hatte.

Die Zeugung sezet Zusammenstimmungen voraus, jedoch siehet man Thiere, obschon von verschiedener Art, sich unter einander mit einem starken Liebeseifer fassen; man hat einen Stier verschiedene male eine Stutte, die rossig war, belegen sehen; und ob es schon von keiner Würkung gewesen, so könnte doch der Esel und die Kuhe eine Art von Zwitter hervorbringen. Es versichert Merolle in seiner Reise nach Kongo im Jahr 1682. daß sich ein Lastthier daselbst befindet, welches die Frucht einer Eselin und eines Stieres ist. Er sagt, um es zu haben, bedecke man die Eselin mit einer frischen Kühhaut, damit der Stier hintergangen werde.

Diese Theorie sey wie sie wolle, so sind doch die Pferde, die von zweierlei Arten herkommen, die allerschönsten, und man sollte nicht bei den Hausthieren eine grosse Anzahl Weibchen auf ein einziges Männchen von ihrem Lande einschränken, welches, indem es der Mutter sehr ähnlich ist, nur immer die Art, anstatt sie zu erheben, verringern muß.

Ende des dritten Bandes.

STAATSBIBLIOTHEK DER STADT AUGSBURG

8° Nat.

Lauri (1782)

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sauri, Jean,

Natürliche Geschichte des Erdbodens darinnen von der Naturgeschichte der Erdkugel, den Steinen, Salzen, Minern, Metallen, Pflanzen und der Bildung der Planeten umständlich gehandelt wird
Bd.: Dritten Theiles erste Abtheilung

Nürnberg 1782

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Nat 1085 -3,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11272198-9
VD18 9060850